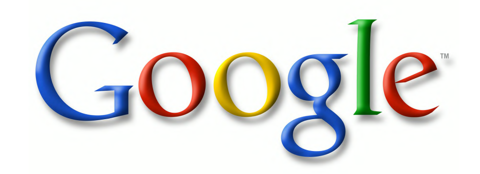


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

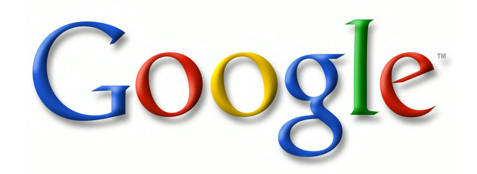
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

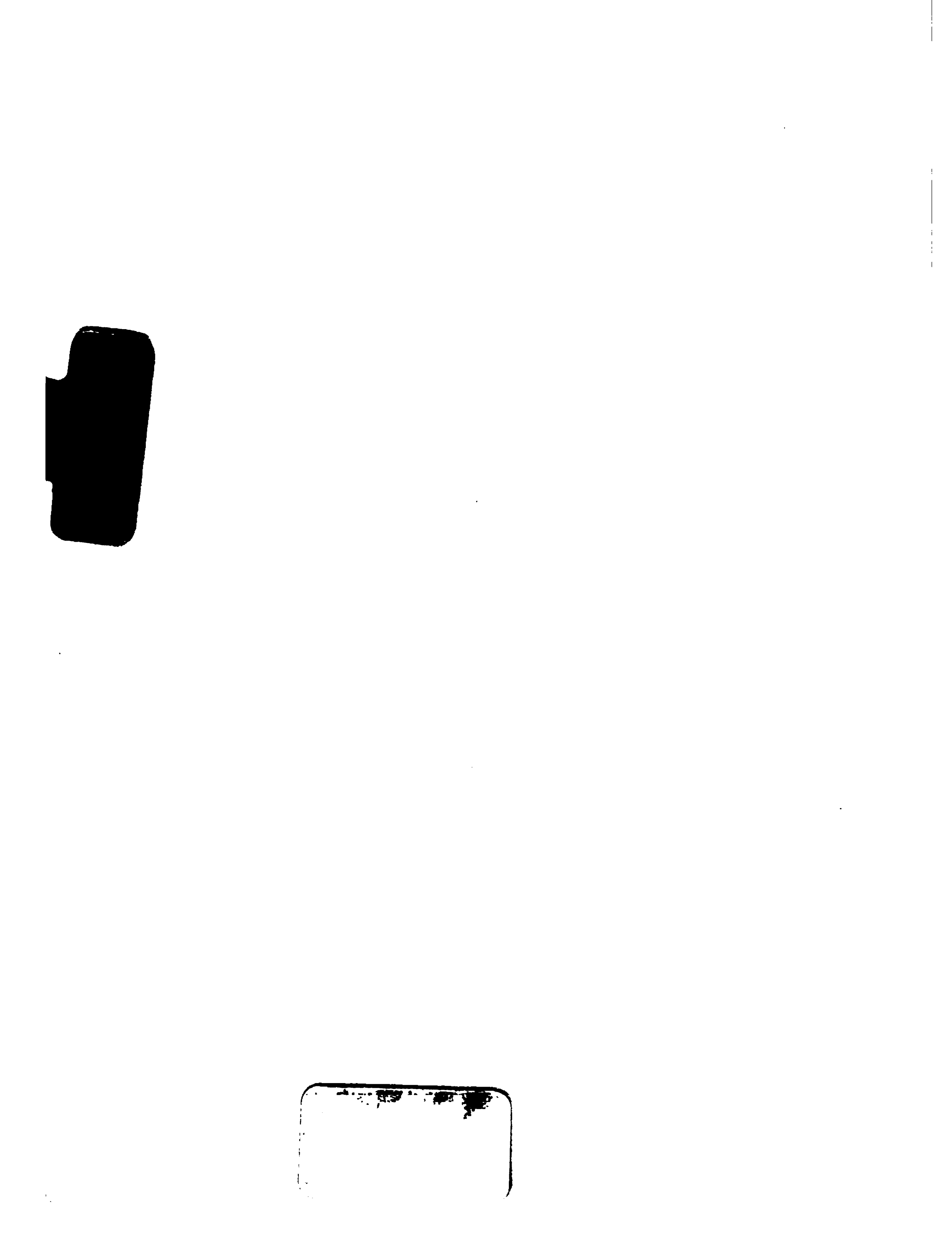
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00040489 1





Grav. Meisenbach Riffarth & Co. Berlin

Oswald Kunhardt.

Goldmines Bendigo

Oswald Kunhardt.

Wanderjahre eines jungen Hamburger Kaufmannes.



Graf Meisenbach Riffarth & Co. Berlin.

Oswald Kunhardt.

Goldmines Bendigo

Oswald Kunhardt.

Wanderjahre eines jungen Hamburger Kaufmannes.

WANDERJAHRE

EINES

JUNGEN HAMBURGER KAUFMANNES

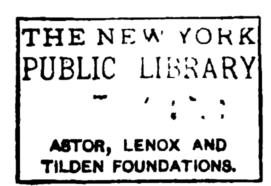
EINE REISE UM DIE ERDE IN 1000 TAGEN

VON

OSWALD KUNHARDT.

(MIT ABBILDUNGEN UND UEBERSICHTSKARTEN.)

BERLIN 1897.
VERLAG VON DIETRICH REIMER
(ERNST VOHSEN).



Das Recht der Uebersetzung und Vervielfältigung ist vorbehalten.

Druck von Otto Elsner, Berlin S.

Zur Einführung.

Die Menge der jungen deutschen Kaufleute, die jährlich das Vaterland verlassen, um an diesem oder jenem überseeischen Platze die in ihrem Berufe erforderlichen Kenntnisse zu erweitern, zählt nach vielen Hunderten.

Wenn diese nur ganz vereinzelt wenig umfangreiche Versuche gemacht haben, ihre Erlebnisse zu veröffentlichen, so glaube ich annehmen zu können, dass ein derartiges unthätiges Verhalten in der Regel die Folge einer gewissen Befangenheit am unrichtigen Platze ist.

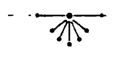
Nachdem ich nicht ohne Ueberraschung bemerkt hatte, dass der Inhalt einiger meiner nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefe aus Argentinien und Paraguay durch den »Hamburgischen Correspondenten« Verbreitung fand, sah ich mich durch diese Nachsicht des genannten Blattes und seiner Leser ermutigt, meine in verschiedenen Erdteilen gesammelten anspruchslosen Erfahrungen und Erlebnisse in dem Folgenden zusammenzustellen.

Weit gereisten Männern werden die nachstehenden Blätter nicht viel Neues bieten, dagegen dürften meine Alters- und Berufsgenossen in der Beschreibung der Wanderjahre eines der Ihrigen manches Anregende finden.

Hamburg, September 1896.

Oswald Kunhardt.

Inhaltsverzeichnis.



I. KAPITEL.

Von Hamburg über Buenos Aires nach Asuncion—Paraguay.

Der letzte Choleratodesfall in Hamburg aus dem Schreckensjahre 1892 lag ungefähr 12 Monate hinter uns, als ich am Abend des 31. Oktober 1893 am Baumwall an Bord der »San Nicolas« ging. Weder mir noch irgend einem Mitreisenden kam der Gedanke, dass uns wegen Choleraverdachts auf der Reise nach dem La Plata Schwierigkeiten erwachsen könnten.

Aber schon auf der Reede von Funchal, der Hauptstadt von Madeira, sollten wir eines andern belehrt werden. Keinem der Fahrgäste unseres Dampfers war gestattet, an Land zu gehen, ja, es machte sogar die grössten Schwierigkeiten, irgend welche Gegenstände oder Briefe von Bord des aus einem »durchseuchten« Ort kommenden Dampfers an das Land zu befördern. Beispielsweise beabsichtigte ich, für mein Hamburger Haus ein kleines Kistchen an die Handlung Blandy Brothers & Co., die Vertreter unseres Schiffes, abzugeben, musste indessen meine Absicht trotz aller Anstrengungen aufgeben, weil es unmöglich war, die Kiste für Geld oder gute Worte von Bord gelangen zu lassen.

Die Stadt Funchal bot einen herrlichen Anblick, nicht grossartig, aber ungemein reizvoll. Sie besteht aus weissen Häusern mit durchbrochenen grasgrünen Läden an den Fenstern. Diese Häuser liegen in anmutigen Gruppen oder auch einzeln die Berge hinauf zerstreut. Die ganze Insel, soweit wir die Höhen von der »San Nicolas« aus sehen konnten, prangt in herrlichem Grün, mit Ausnahme der Spitzen der Berge, die kahl sind und die wir in Wolken eingehüllt fanden. Ich unterschied umfangreiche Weinfelder, Orangenbäume, verschiedene Palmenarten, sowie auch bunte Vögel. Nach einer ungünstigen Seereise in der Nordsee und im Meer

busen von Biscaya waren alle Mitreisenden von diesem Anblick entzückt. Funchal liegt im Scheitelpunkt des Landwinkels, welcher die Bucht einfasst. Wir mochten 800 m von der Stadt entfernt vor Anker gegangen sein. Der tiefblaue Himmel und das gleichfarbige Meer trugen dazu bei, die Stadt in ihrer Anmut besonders freundlich erscheinen zu lassen. Am Abend machte der erleuchtete Ort ebenfalls einen recht vorteilhaften Eindruck. Während am vorderen Teil des Schiffes musiziert und getanzt wurde, genoss ich die Freuden einer lauen Nacht unter dem herrlichen Sternenhimmel in meinem bequemen Verdeckstuhl.

Bald nach Sonnenaufgang am nächsten Morgen entspann sich in unmittelbarer Nähe unserer »San Nicolas« ein reges Leben. Zuerst erschienen schmale Boote, bemannt mit nackten Knaben, die uns in portugiesischer Sprache aufforderten, Silberstücke ins Meer zu werfen. Als meine Mitreisenden und ich dieser Aufforderung nachkamen, tauchten die Jungen mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit nach den kleinen Münzen, die sie jedesmal in dem klaren Wasser zu erhaschen verstanden. Für ein Fünfzigpfennigstück tauchten sie unter die »San Nicolas«, um an der anderen Seite wieder zum Vorschein zu kommen. Als Zugabe zu ihren bezahlten Wasserkünsten drehten die Knaben ihre Boote um, setzten sich auf den Kiel und pfiffen das portugiesische Vaterlandslied. Diese jungen Gewerbetreibenden hatten sich noch nicht entfernt, als andere Boote erschienen, in welchen Bananen, Orangen, Kaktusfeigen und verschiedene Nüsse zum Verkauf angeboten wurden. Ich erwarb mir eine ganze Bananenkrone mit ungefähr 85 Früchten für den Preis von 2 Mark, für ebenso viel zwei grosse Körbe mit Mangos und Orangen. Uebrigens musste ich handeln in einer Art, die einem Armenier zur Ehre gereicht haben würde. Die Verkäufer forderten das Sechsfache des Preises, den ich ihnen schliesslich bewilligte. Um die erstandenen Herrlichkeiten zu bekommen, liessen wir vom Deck ein Band hinunter, an das die Betreffenden die Waren, sauber in Körbe gelegt, befestigten.

Sodann erschienen Männer mit grossen Blechkisten, die mit den bekannten Madeira-Stickereien gefüllt waren. Auch von diesen guten Dingen kaufte ich einige Kleinigkeiten. Die nahezu kupferbraunen Männer mit ihren langen schwarzen Schnurrbärten und dunkeln Augen, umgeben von Apfelsinen, Rohrstühlen, Papageien, kleinen bunten Vögeln in Käfigen, dazwischen die schwarzen nackten Knaben boten ein lebhaftes, anziehendes Bild. Bis 2 Uhr nachmittags wurde gehandelt; im ganzen kauften alle Mitreisenden für mehr als 600 Mark Waren verschiedener Art.

Am 16. November, 9 Uhr abends, war der grosse Augenblick gekommen, in dem wir von der nördlichen Halbkugel in die südliche hinüberfahren sollten. Nachdem zur Feier des Ereignisses eine brennende Teertonne über Bord geworfen war, kündigte der Führer der »San Nicolas«



Funchal auf Madeira, von der »San Nicolas« gesehen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

uns an, dass Neptun sich zum folgenden Tage, 10 Uhr vormittags, angemeldet habe, um die Taufe an allen denjenigen zu vollziehen, welche den Aequator früher noch nicht überschritten hatten. Unsere Reisegesellschaft zählte 10 Täuflinge. Zur angesetzten Zeit hörten wir vom Zwischendeck feierliche Musik, und als wir hinübergingen, erblickten wir den leibhaftigen Neptun vor einem grossen Taufbecken, das von 10 verkleideten Matrosen, als der bewaffneten Macht des Meergottes, umgeben war. Den Damen wurde einfach die Hand auf den Kopf gelegt, unter einigen Worten Neptuns, worauf ihnen ihr Schein verabfolgt wurde. Dann kamen die Herren daran; ich sollte den Anfang machen. Quer über dem Taufbecken, einem mit Seewasser gefüllten Kübel, lag ein Brett, auf das ich aufgefordert wurde mich zu setzen. Als ich Platz genommen hatte, erschien der Schiffsbarbier mit einem Eimer voll Seifenwasser, mit dessen Inhalt er mein Gesicht beschmierte. Mit einem hölzernen, ungefähr einen Meter langen Rasiermesser wurde der Seifenschaum wieder entfernt, und sobald diese Bearbeitung meiner Person beendet war, zogen die 10 bewaffneten Gehilfen des Meergottes das Brett unter mir fort — und ich plumpste vom Kopf bis zu den Zehen ins Wasser. Unter grosser Feierlichkeit wurde ich wieder aus dem Taufbecken hervorgezogen und mein Gesicht mit Kienruss gepudert. Endlich war ich fertig. Der Taufschein, der mir ausgeliefert wurde, lautete wie folgt:

Taufschein.

Aus dem Auszug des Taufregisters des Schiffes »San Nicolas«.

Wir Neptun, Gott des Meeres, bescheinigen hierdurch mit unserer Unterschrift, dass

Herr Kunhardt

heute ordnungsgemäss die Linientaufe empfangen hat und den Namen Roche dabei erhalten hat.

Heute, den 17. 11. 1893.

Kapitän Siepermann,
I. Offizier J. Schade,
Sekretär Stör.

Neptun.

(Ins.)

Die übrigen Herren empfingen dementsprechende Ausfertigungen. Zur Feier des Tages spendeten alle Mitreisenden der Mannschaft 50 Flaschen Bier. Ebenso ehrten wir uns bei der Mittagstafel gegenseitig durch deutschen Schaumwein.

Am Abend des 26. November kamen wir vor der Insel Flores, Schiffssperrstelle für Montevideo, an. Es war 8 Uhr und der Schiffsführer begab sich sofort an Land, um den Sperre-Arzt persönlich zu bitten, noch denselben Abend an Bord zu kommen. Er kehrte mit der Antwort zurück, der Doktor sei schon im Bett und habe nicht die geringste Lust, wieder aufzustehen; wir möchten warten. Warten kann man in Südamerika gründlich lernen. Das dritte Wort eines jeden ist: »despacio, señor, despacio«. Niemand übereilt sich. Am nächsten Morgen erschien der Arzt, sah die Papiere durch und nahm augenscheinlich aus ihnen Veranlassung, seine Hände 10 Minuten in Karbolwasser zu waschen; daraufhin erhielten wir allerdings Erlaubnis, nach der Aussenreede von Montevideo zu fahren. An ein Landen war jedoch gar nicht zu denken, vielmehr wurde uns die wenig erfreuliche Mitteilung gemacht, dass wir sämtliche Fahrgäste für Montevideo und Waren für denselben Platz, letztere mit den eigenen Leuten des Dampfers, in Leichter löschen sollten und sofort den Hafen zu verlassen hätten. Diesem Gebot wurde natürlich Folge gegeben, und ich hatte, beiläufig bemerkt, bei dieser Gelegenheit Veranlassung, mich zu überzeugen, in wie unglaublich rücksichtsloser Weise mit allen Gütern zu Zeiten beim Löschen umgegangen wird.

Kisten, die auf allen Seiten die Bemerkung »Glas« und »Vorsichtig« trugen, wurden geworfen und gestossen, dass es mich wundernahm, wenn nicht alles in Stücke ging. Ich sah eine grosse, allem Anscheine nach ganz starke, durchaus seetüchtige Kiste für Montevideo mitten durchbrechen, und sämtliche Schachteln, Strümpfe enthaltend, lagen zerstreut im Kahn. Natürlich verschwanden sofort einige Dutzend Paare in die Schiffskammern der Uruguay-Leichterführer; der Rest wurde in eine Ecke geworfen und andere Kisten darauf gestellt.

Nachdem die für Montevideo bestimmte Ladung gelöscht, fuhren wir weiter und kamen am nächsten Morgen auf der Aussenreede von Buenos Aires an, bewacht von vier argentinischen Kriegsschiffen. Um 10 Uhr vormittags erschien das Regierungsboot und brachte uns die wiederum trostlose Nachricht, dass wir acht Tage, sage und schreibe eine ganze Woche, Schiffssperre durchzumachen hätten. Der Schiffsführer und alle Fahrgäste waren selbstverständlich ausser sich, aber das half alles nichts. Drei Herren, wahrscheinlich Aerzte, erschienen bei uns, um die Mannschaft und uns Reisende zu beobachten. Nachdem diese Herren an Bord gekommen waren, begrüssten sie den Führer, indem sie ihm die Hand reichten, aber unmittelbar darauf rührten sie einen Eimer voll Karbolwasser zusammen und wuschen sich die Hände, als ob sie die Haut von den Fingern ziehen wollten. Die Briefe, die ans Land gehen sollten, wurden vorher alle mit der Flüssigkeit bespritzt. Dieses Verfahren würde auf uns Reisende geradezu belustigend gewirkt haben, wenn, gegenüber

einer in Aussicht stehenden Schiffssperre von acht Tagen, Heiterkeit überhaupt am Platze gewesen wäre.

Das Regierungsboot fuhr wieder ab, und so lag unsere »San Nicolas« acht Tage lang unthätig mit ihren Fahrgästen auf dem La Plata, weil in Hamburg bei unserer Abreise Cholera gewesen sein sollte, eine Annahme, von welcher unter ungefähr 600 000 Hamburgern derzeit ganz bestimmt kein einziger die geringste Ahnung gehabt haben dürfte.

Wie viele hundert ähnliche, den Verkehr in gleicher Weise hemmende Störungen mögen der Veröffentlichung eines einzigen Bacillenfundes, der für das Allgemeinwohl ohne die geringsten Folgen bleibt, ihre Begründung verdanken!



Buenos Aires. Das Regierungs-Gebäude auf der Ostseite der Plaza Victoria.

Also ungefähr eine Woche nach dem Besuch der drei ehrenwerten Aerzte, einem Zeitraum, der übrigens für alle Beteiligten wesentlich angenehmer verlaufen war, als es anfangs scheinen wollte, am 5. Dezember 1893, stieg ich in Buenos Aires ans Land.

Die Reise von Hamburg bis zum La Plata hatte auf mich eigentlich den Eindruck einer Vergnügungsfahrt gemacht. An Bord der »San Nicolas« sprach man vorwiegend deutsch, und bei gutem Wetter war die Stimmung der Fahrgäste die fröhlichste. Der Himmel und das Wasser des südatlantischen Ozeans haben keine andere Farbe wie über und in der Nordsee, und erst das Landen überzeugte mich von der unumstösslichen Wirklichkeit, dass ich einige 1000 Meilen von der Heimat entfernt sei.

Den ersten Eindruck, den Buenos Aires auf mich machte, kann ich nicht als vorteilhaft bezeichnen: verhältnissmässig schmale, aber schnurgerade, ohne Ausnahme in rechtem Winkel zu einander stehende Strassen und nur ein wirklich schöner Platz: »La Plaza Victoria«. Durch die erwähnte Einteilung der Strassen ist es dem Neuangekommenen nicht leicht möglich, seinen Weg in der Stadt zu verlieren. Die Häuser sind niedrig, fast ausnahmslos ohne Kellerräume und selten mehr als ein Stockwerk hoch. Die Gärten befinden sich in der Mitte der Häuser, und man ist somit in der Lage, durch die jederzeit geöffneten Eingangsthore in diese mehr oder minder gepflegten Gartenanlagen hineinzublicken. Ein wesentlicher Teil aller Häuser sind die Balkons. Ich erinnere mich nicht, in der ganzen grossen Stadt ein Wohnhaus ohne solchen gesehen zu haben. In den Strassen sah man kein weibliches, wenig männliche Wesen ohne Fächer. Pferdebahnen durchziehen fast alle jene langen Strassen und pflegen jederzeit gut besetzt zu sein, was mich nicht wundernehmen konnte, weil bei einem Wärmegrad von 29° R. niemand ohne gebietende Notwendigkeit sich zu Fusse fortbewegt. Ueberdies sind die Fahrpreise so niedrig, dass man gegen Erlegung von 10 Centavos des Vergnügens teilhaftig werden kann, 1½ Stunden auf dem »tramvia« zu sitzen.

Als besondere Eigentümlichkeit nicht nur der Stadt, sondern des ganzen Landes, fällt es jedem neu ankommenden Deutschen, Engländer oder Franzosen auf, dass Gold- und Silbermünzen als seltene Sehenswürdigkeiten, ungefähr wie bei uns Juwelen und ähnliche Schätze, in den Schaufenstern der Wechsler liegen, während im Verkehr nichts anderes als Papiergeld vorkommt.

Entgegen der Gewohnheit unserer heimischen Damen sieht man in den Strassen Kleidungen, die weniger durch reiche Stoffe als durch grelle Farben auffallen. Mässig, hin und wieder auch unmässig ausgeschnittene Taillen gehören nicht zu den Seltenheiten. Weder in der Heimat, noch in Paris, London oder den skandinavischen Hauptstädten sah ich eine solche Fülle von verhältnismässig starken Frauen wie hier. Das überreiche Körpergewicht der grossen Mehrzahl aller Frauen von dreissig Jahren und darüber lässt darauf schliessen, dass sie geschworene Feindinnen aller und jeder Bewegung sind. Dagegen glaube ich behaupten zu können, unter den jungen Frauen und erwachsenen Mädchen in keiner der vorgenannten Städte eine solche Zahl wirklicher Schönheiten gesehen zu haben wie in Buenos Aires.

Herrliche Gestalten, glänzendes, tiefschwarzes Haar, grosse, tiefsinnig blickende dunkle Augen, kleiner Mund, kleine wohlgeformte Ohren und ebensolche Füsse verleihen den jungen Argentinerinnen einen seltenen Liebreiz, der dem deutschen Ankömmling nur einigermassen gestört wird durch das augenscheinlich ebenso unvermeidliche wie überflüssige Bemalen

der Augenbrauen, Lippen, Wangen und des Kinns. Die Entschuldigung: »corriger la nature« scheint mir bei den Argentinerinnen nicht als zutreffend angenommen werden zu können, vielmehr dürfte es sich nur um eine schlechte Gewohnheit und irre geleiteten Geschmack handeln.

Gleich nach meiner Ankunft hatte ich natürlich nichts Eiligeres zu thun, als Hamburger Freunde und Bekannte aufzusuchen. Bei dieser Gelegenheit hatte ich den Vorteil, die Geschäftsräume eines der grössten, wenn nicht des vornehmsten der kaufmännischen Handelshäuser des Landes oberflächlich in Augenschein nehmen zu können. Während des ersten Jahres meiner Lehrzeit in Hamburg sah ich alle Schreibzimmer unserer grossen Einfuhr- und Ausfuhr-Geschäfte, aber etwas Aehnliches, wie die vornehme Pracht, die ich in den Geschäftsräumen von Ernesto Tornquist & Cia. in Buenos Aires beobachtete, habe ich nicht allein in Deutschland nicht gesehen, sondern auch nach meinem kurzen Aufenthalt in London und Paris nicht für denkbar gehalten. Zur ebenen Erde reiht sich Musterzimmer an Musterzimmer, alles, nach meinen heimischen Begriffen, von aussergewöhnlicher Ausdehnung. Die Treppe führt in eine grosse mit Glas überdeckte Halle, in deren Mitte ein von den schönsten Pflanzen umgebener Springbrunnen Kühlung spendet. In diese, nach meiner Schätzung ungefähr 10 m hohe Halle münden die verschiedenen Schreibzimmer, alle von derselben Höhe wie jene. Pulte, Tische und sämtliche Geräte zeigen eine durchaus vornehme Ausstattung, ohne der Zweckmässigkeit im entferntesten Abbruch zu thun.

Von meinen Freunden und Bekannten erfuhr ich, dass das ganze Geschäftsleben in Buenos Aires bedeutend freier und angenehmer als in meiner Vaterstadt sei. Niemand hat seinen Vorgesetzten um Erlaubnis zu bitten, ob er für bestimmte Zeit das Schreibzimmer verlassen darf, dagegen weiss jeder, welche Arbeit bis zu welcher Zeit fertig gestellt sein muss. Ob der Betreffende $^1/_2$ oder 3 Stunden zum Frühstück geht, ist ganz gleichgültig, während von beiden Seiten als selbstverständlich vorausgesetzt wird, dass die erforderlichen Arbeiten bis zur bestimmten Zeit abgeliefert werden.

Ich stieg im »Hôtel des Deux Mondes« ab und muss bekennen, dass die Behaglichkeit eines Zimmers mir zum erstenmale wirklich klar vor Augen trat, nachdem ich mich, einschliesslich der Sperre, 5 Wochen mit einem wenn auch geräumigen Schiffszimmer hatte behelfen müssen.

Nach der im grossen Ganzen kühlen Seereise konnte die Dezemberhitze in Buenos Aires mich zu besonderen körperlichen Anstrengungen vorerst wenig anregen, während meine Hamburger Freunde und Bekannten in diesem Wärmezustand nichts Aussergewöhnliches mehr fanden und ihn leicht ertrugen.

Ich möchte es nicht unternehmen, eine Beschreibung aller sehenswerten Bauten in Buenos Aires zu geben, beschränke mich vielmehr

auf den »Banco de la Provincia«, der vor 6 Jahren zu den stolzesten derartiger Anstalten der Welt gezählt haben mag. Der obere Teil der Stirnseite ist in weissem Marmor und der untere in Mosaik ausgeführt. Dementsprechend gleicht das Innere nicht einem Bankgebäude, wie ich solche aus Hamburg kenne, sondern ich wurde lebhaft an die alten griechischen Tempel erinnert. In der grossen Vorhalle geht man auf weissem Marmor, die flache Decke ist künstlerisch bemalt; in der Ausführung sind die grüne Farbe und Gold vorherrschend. Die Halle ist



Buenos Aires. Teil von »Palermo«.

begrenzt von zwei aus grünem Marmor gemeisselten Säulenreihen in ionischer Bauart. In den mächtigen Schreibzimmern scheint mir das Drängen und Warten ausgeschlossen, wie es mir und meinen Leidensgenossen in der Norddeutschen Bank in Hamburg s. Z. gewissermassen zum Lebensbedürfnis geworden war, wenn man, zumal am letzten Tage des Monats, geschickt wurde, um Geld zu holen. Die Schalter, deren ich in einem der Säle 50 zählte, sind aus Nussbaum kunstreich geschnitzt und von einer aus bunten Hölzern hergestellten Mosaik umrahmt. Diese ebenfalls ungefähr 10 m hohen Räume sind alle erhellt durch Oberlicht. Zwei Marmortreppen, welche derjenigen in der Kunsthalle in Hamburg gleichen, führen in das Obergeschoss, das einen noch viel reicheren Anblick bietet,

als das Erdgeschoss. Die Wände fand ich von Künstlerhand auf gelbem Grund mit Gold bemalt, und ihre Pracht wird vorteilhaft gehoben durch herrliche Axminsterteppiche in tiefroter Farbe. In die verschiedenen Schreibstuben führen doppelte Thüren, die äusseren geschmackvoll in Schmiedeeisen ausgeführt, während die inneren aus massivem Mahagoniholz mit grossen, durch Sandgebläse reich verzierten Scheiben gearbeitet waren.

Die Börse ist kleiner und macht einen weniger freundlichen Eindruck als die unsere in Hamburg, zumal während der eigentlichen Börsenzeiten von 12—1 und 3—4 Uhr in diesem Raum ganz unmenschlich geraucht, gespuckt, geschrieen und geflucht zu werden pflegt. Uebrigens bin ich von



Buenos Aires. Haltepunkt der Eisenbahn am Tigre.

diesem meinem Besuch an der Börse in Buenos Aires bis zu meiner Abreise von San Francisco nach Honolulu täglich an den Ausspruch des Generals Bonaparte in Italien erinnert worden: »L'homme est un animal qui crache«.

Die Abende pflegte ich mit meinen Freunden und Bekannten in »Palermo« zuzubringen. Um einen ungefähren Begriff von diesem Vorort zu geben, möchte ich ihn als den Hyde-Park von Buenos Aires bezeichnen. Der ganze Platz wird abends elektrisch erleuchtet, während am Tage herrliche Palmen den zu dieser Jahreszeit notwendigen Schatten spenden. Palermo ist der Tummelplatz der vornehmen Welt der Stadt, von deren Wagen manche selbst im Bois de Boulogne vorteilhaft auffallen dürften.

Der 7. Dezember war ein Feiertag, welchen meine Freunde benutzten, um mich mit den Freuden des »Tigre« bekannt zu machen. Der Tigre, den ich mit der Themse oberhalb Londons vergleichen möchte, ist ein Nebenfluss des Rio Paraná. Morgens 8 Uhr fuhren wir mit zwei gehörigen Frühstückskörben ungefähr eine Stunde auf der Bahn in nordwestlicher Richtung. Ich war nicht wenig überrascht, am Endziel unserer Reise ein ganz vorzügliches Boot aus Cedernholz zu finden, in welchem wir bis 3 Uhr nachmittags eine der herrlichsten Kahnfahrten machten, die sich denken lässt, trotz einer Hitze von 28° R. im Schatten der halb tropischen Bäume, die an beiden Ufern des Tigre ohne Unterbrechung über den Fluss ragen.

Am nächsten Tage brachten mich meine Freunde, nachdem ich mich mit einigen notwendigen Gerätschaften, wie Sonnenhelm und Geldtasche für Papiergeld, versehen hatte, an Bord des nach Asuncion—Paraguay bestimmten argentinischen Dampfboots »San Martin«. Schweren Herzens trennte ich mich von diesen jungen Hamburger Handelsbeflissenen, durch deren liebenswürdige Gastfreundschaft und Aufmerksamkeiten aller Art mein Aufenthalt in Buenos Aires zu dem angenehmsten gemacht worden war.

Die Ufer boten in den ersten Tagen wenig Sehenswertes: ausser einigen Rinderherden von ausserordentlich zahlreichem Bestande wüsste ich nichts zu erwähnen. Desto mehr Neues, wenn auch nur Unerfreuliches, bot mir die »San Martin« sowie die Gesellschaft auf ihr. Als ich mich am ersten Abend in meinem Schiffszimmer entkleidet hatte und in das darin befindliche Bett steigen wollte, fand ich es bereits eingenommen von 10 ungefähr 9 cm langen Kakerlaken. Zwar suchten diese schleunigst das Weite auf meine erste, wenig freundliche und ganz unwillkürlich in spanischer Sprache gegebene Aufforderung, aber nachts rächten sich die Käfer durch unausgesetztes Klettern an meinen Körperteilen, bis ich ihnen das Feld räumen musste. Mir war nichts weiter übrig geblieben, als das Bett zu verlassen und mich, notdürftig bekleidet, im Gesellschaftszimmer des Schiffes schlafen zu legen. Am nächsten Morgen gestattete ich mir, über diese nach deutschen Begriffen bodenlose Ungehörigkeit Lärm zu schlagen, aber anstatt dass der Aufwärter mich um Entschuldigung bat und, wie ich erwartet hatte, zum wenigsten Abhilfe zu beschaffen versprach, strömten alle Fahrgäste des Schiffes zusammen, um sich über mich lustig zu machen. Die Leute schienen anzunehmen, dass ich in meiner Unkenntnis der Landessitten die Kakerlaken für reissende oder giftige Tiere gehalten hatte, und suchten mich zu beruhigen mit der fortwährenden Versicherung: »bichos, señor, bichos!«*) Der Gedanke, dass ein anständiger Mensch an solchen Tieren im Bett Anstoss nehmen könne, war diesen

*) »Harmlose Käfer, mein Herr!«

Leuten nicht gekommen, und somit verfielen sie auf die Vermutung, ich hätte mich beschwert, weil ich gemeint haben müsse, mein Leben in dieser Nacht ernstlich gefährdet zu sehen.

Unter einigen Seufzern fügte ich mich schliesslich in den Gedanken: »Du wirst in diesem Lande dich noch an manches zu gewöhnen haben, was dir bisher fremd war!«

In Rosario ging ich ans Land, doch wüsste ich mit dem besten Willen nichts Bemerkenswertes über die Stadt zu verzeichnen.

Am Abend nach der denkwürdigen Nacht mit den »bichos« setzte ich mich zum Essen an den Tisch mit einigen jungen, allem Anscheine nach recht wohlgesitteten Argentinern, in der Erwartung, in ihrer Gesellschaft während der Reise meine bis jetzt noch recht mangelhaften Kenntnisse der spanischen Sprache vervollständigen zu können. Aber sehr bald musste ich die Entdeckung machen, dass die Unterhaltung dieser »caballeros« geeignet war, »pour faire rougir un singe«, und somit benutzte ich die erste Gelegenheit, mich von diesen neuen Freunden auf Nimmerwiederkehr zu entfernen.

Unter keinen Umständen möchte ich jungen Zahnärzten empfehlen, den Versuch zu machen, in Argentinien Schätze zu erwerben. Das ganze Volk muss raubtierartig gesunde Zähne haben, anders scheint es mir undenkbar, wie diese Leute das lederharte, bis zum äussersten ausgekochte Ochsenfleisch täglich 3—4 mal zu ihrer Nahrung bestimmen können. Aber auch im weiteren liess die Küche auf der »San Martin« recht viel zu wünschen übrig: trockenes hartes Brot, Wurst oder Sülze mit so viel Knoblauch und Zwiebeln hergerichtet, dass der diesen beiden Pflanzenspeisen eigentümliche Geruch noch stundenlang dem Atem der Reisenden anhaftete; daneben Kartoffeln, wenig Kohl, Maisklösse oder Nudeln, alles in Oel gebacken oder gebraten, das ist ungefähr das, wovon ich auf meiner Reise von Buenos Aires nach Asuncion zu leben hatte, einige Bananen und Orangen ausgenommen.

Der nächste Haltepunkt, welchen die »San Martin« nach Rosario anlief, war Paraná, eine Stadt, die einen verhältnismässig reichen und angenehmen Eindruck macht. Leider war ich während der Mittagshitze oben und fand die Strassen nahezu ausgestorben.

Am nächsten Tage, ungefähr 3 Stunden unterhalb Santa Helena, dem weltberühmten Erzeugungsplatz des Fleischextraktes, lief die »San Martin« auf eine Sandbank, und 4 volle Tage lagen wir auf ihr wie angenagelt. Ich konnte mir dabei eine ungefähre Vorstellung machen, welche Gedanken einem Europäer kommen mögen, wenn er ganz langsam gebraten wird. Während dieser 4 Tage ereignete sich nichts anderes Bemerkenswertes, als dass von einem Argentiner ein kleiner Alligator geschossen wurde. Nach 100 Stunden widerwärtigen Wartens konnten wir endlich weiterfahren.

Ohne Zwischenfall erreichte die »San Martin« Corrientes und 48 Stunden später, nach einer Reise von im ganzen 10 Tagen, Asuncion. Die Bevollmächtigten meiner väterlichen Handlung in Hamburg, die Herren Cramer, Weyer und Müller, empfingen mich auf das herzlichste und führten mich gleich zu meinem neuen Vorgesetzten, Don Isidoro Alvarez. Sowohl den Herren Cramer und Weyer, als Herrn Alvarez, bin ich zu besonderem Dank verbunden für eine mir während meines 8 Monate währenden Aufenthalts in Paraguay jederzeit bewiesene Freundschaft uneigennützigster



Asuncion—Paraguay. Calle Palmas.

Art. Herr Müller reiste kurz nach meiner Ankunft mit seiner schon derzeit recht kranken jungen Frau nach Europa und kehrte nach meiner Abreise aus den La Plata-Staaten allein zurück. Es sollte der jungen Frau nicht mehr beschieden sein, das herrliche Land zwischen dem Rio Paraguay und dem Paraná wiederzusehen.

Von ganz besonderem Wert ist es für mich gewesen, in Paraguay beobachten zu können, welch leitende Stellung nach jeder Richtung der Deutsche im Auslande einzunehmen imstande ist, wenn er Fähigkeiten und Eigenschaften aus der alten Heimat in die neue mit sich bringt, wie sie z. B. die oben genannten drei Herren besitzen.

Alle drei waren ohne nennenswerte Mittel vor 17, 10 bezw. 7 Jahren in den La Plata-Staaten angekommen. Fleiss, echt altdeutsche Recht-

schaffenheit, Vorsicht, kluge kaufmännische Veranlagung und zweckmässige Sparsamkeit haben die Firma nicht allein zu einer der beliebtesten und Achtung gebietendsten im ganzen Lande gemacht, sondern den Teilhabern auch recht ansehnliche Vermögen gesichert. Obgleich alle drei Herren Paraguay zu ihrer Heimat gemacht haben, bewahren sie ein mehr als warmes Herz für das erste Vaterland jenseits des Weltmeeres und lassen niemals eine Gelegenheit vorübergehen, wenn es gilt, das Deutschtum als solches zu zeigen, ihm Achtung in weitesten Kreisen zu erwerben und zu erhalten. In des Wortes schönster und vollendetster Bedeutung sind sie Deutsche und als solche haben vornehmlich sie dem ganzen Deutschtum in Paraguay Bewunderung und Zuneigung auf lange Jahre gesichert. Alle drei sind sie nicht trotz, sondern auf Grund ihrer deutschen Gesinnungen von den Einwohnern im Lande hochgeschätzt und allgemein beliebt. Denn mit bewundernswertem Takt wissen sie sich jeder Ueberhebung mit Bezug auf die geistige Ueberlegenheit unseres Volkes gegenüber den romanischen Völkerschaften zu enthalten und, im Gegensatz zu anderen Deutschen, benutzten sie niemals die Erfolge deutscher Waffen in den Jahren 1864—1871 zu prahlerischen Zwecken. Es ist meine feste Ueberzeugung, dass befähigte Deutsche, welche nicht nur eigenes Fortkommen im Auslande suchen, sondern dem deutschen Vaterlande, wie es ihre Pflicht ist, auch im fernen Weltteil dienen wollen, vor allen Dingen bestrebt sein müssen, sich jedes geistigen Hochmuts zu enthalten und nicht mit dem Hinweis auf die Macht der Waffen unseres Volkes sich im fremden Lande Glanz zu geben suchen. Leider bin ich nicht in der Lage zu behaupten, dass ich diese Grundsätze für die Mehrzahl der Deutschen in Süd- und Mittel-Amerika als massgebend gefunden habe.

In Don Isidoro Alvarez habe ich ebenfalls weniger den Vorgesetzten als einen treuen Freund gefunden, unter dessen verständiger, umsichtiger und durchaus ehrenhafter Geschäftsführung ich meine kaufmännischen Kenntnisse, wenn auch nicht im grossen Stil, doch sehr wesentlich erweitern konnte.

Somit war ich Don Isidoro übergeben. Er wies mir mein Zimmer an, das ungefähr die Grösse einer deutschen Eisenbahnwagenabteilung hatte und in dem sich ausser einem »catre de tijero«, also zwei Holzkreuzen mit einem Stück 2 m langen, 1 m breiten Sackleinen dazwischen, ein Stuhl mit 3 Beinen und mangelhaftem Rohrgeflecht befand. Raum für weiteren Hausrat war nicht vorhanden. Wenn ich in Asuncion auch keine hervorragende Gemäldesammlungen vorausgesetzt hatte, so muss ich gestehen, dass meine Erwartungen in den ersten Tagen meines Aufenthalts trotz der schönen Lage der Stadt nicht gerade übertroffen wurden. Auf das freundlichste wurde ich von der hübschen jungen Frau Don Isidoros empfangen und als Familienmitglied aufgenommen. Sodann stellte mein Vorgesetzter

die Frage an mich: »Mein lieber Don Oswaldo, erzählen Sie mir, was haben Sie denn bisher in Ihrem väterlichen Geschäft getrieben?« Diese Anrede brachte mich einigermassen in Verlegenheit; als ehrlicher Mensch musste ich ihm sagen, dass ich in Hamburg nur in der Drogenabteilung beschäftigt gewesen sei, in welcher ich mir nicht viel mehr als eine grosse Fertigkeit im Ueberbinden von Ricinusölflaschen angeeignet hatte. Ich gestand auch ganz offen, dass man einst den Versuch machte, mich eine Rechnung über Spezereiwaren nach Seydisfjord in Island ausschreiben zu lassen, dass mein Geschäftsherr und Vater mich indessen von dieser meinen Fähigkeiten nicht entsprechenden Aufgabe wenig ehrenvoll abberufen hatte mit dem Bemerken: »Du bist doch eigentlich zu garnichts zu gebrauchen!« Don Isidoro reichte mir beide Hände und sagte nach meiner Schilderung ungefähr Folgendes: »Unter solchen Umständen sind Sie mir doppelt willkommen. Ich hatte einige Bedenken, Sie überhaupt aufzunehmen, in der Voraussetzung, dass Sie, wie so mancher Deutsche, ganz fürchterlich viel gelernt hätten, aber nichts könnten. Von dieser Art Ihrer Landsleute habe ich früher in Uruguay mehr als zu viele getroffen. Ihnen indessen scheint wenig Schulwissenschaft beigebracht zu sein, während Sie für Ihre $18^3/_4$ Jahre manches können mögen. Ich werde Sie in meiner »tienda« beschäftigen, und bei einiger Aufmerksamkeit werden Sie soviel bei mir lernen, dass Sie nach Ihrer Rückkehr in Hamburg unsere Landesbedürfnisse und den Geschmack unserer Käufer soweit kennen, um in Zukunft Ihrer Handlung den grössten Teil der jetzigen Bemängelungen Ihrer hiesigen Freunde zu ersparen. Die Erfordernisse von Paraguay können Sie so ziemlich auf alle Staaten von Kolumbien bis Argentinien mit wenig Abwechslung beziehen. Also noch einmal, seien Sie mir herzlich willkommen!«

II. KAPITEL.

Erste Eindrücke und Erlebnisse in Paraguay.

Also war ich Verkäufer in der »tienda« — dem Laden — einer sich vorzugsweise mit Kleiderwaren aller Art befassenden Handlung. Als Mitarbeiter begrüssten mich fünf junge Leute von struppigem Aussehen, welche ein sehr schlechtes Spanisch sprachen, ihre eigentliche Mundart aber das »Guarani« nannten, die Sprache der Eingeborenen. Zur Kennzeichnung ihres Bildungsgrades sei erwähnt, dass zwei nicht auf dem Zifferblatt der Uhr die Tageszeit zu lesen verstanden. Ich war von $5^1/_2$ Uhr morgens bis 9 Uhr abends, allerdings mit gehörigen Unterbrechungen, beschäftigt. Wenn mir auch bisher im Leben noch keine Gelegenheit geboten war, ein Stück Tuch zusammenzulegen, oder mich mit ähnlichen Dingen nützlich zu machen, so verursachte es mir doch keine besonderen Schwierigkeiten, mich schnell in meine neue Thätigkeit hineinzufinden, zumal mir Unterstützung ganz unerwartet von liebenswürdiger Seite zu teil wurde. Während Eingeborene ohne jede Bildung und von unvorteilhaftem Aeusseren auch in anderen Läden beschäftigt waren, musste es in einer Stadt von 28000 Einwohnern Aufsehen erregen, dass in unserem Geschäft ein junger Germane mit blondem Haar, eigens für ihn nach Mass in Europa gefertigter Kleidung und zum wenigsten für dortige Verhältnisse auch leidlich guten Sitten angestellt war. Auf dieses Ereignis hin wurde unser Laden während der halben Geschäftszeit nicht leer von Käuferinnen, welche alle von dem neuen Ankömmling, der in der ersten Zeit nicht einmal vernünftig spanisch sprechen konnte, bedient sein wollten. Bald hatte ich mir eine ausgedehnte Damenkundschaft erworben, unter der zu meinem grossen Bedauern hübsche Gesichter

nur sehr spärlich vertreten waren. Binnen kurzem hatte sich zwischen dem Verkäufer, also meiner Person, der ich selten anders als »Don Oswaldo« angeredet wurde, und den Käuferinnen im allgemeinen, also Doña Jnez, Conchita, Dolores, Maria, Pepita, Francisca, Luisa u. s. w., ein auf gegenseitiger Hochschätzung beruhendes, recht vertrauliches Verhältnis angesponnen.

Da ich meine Arbeitszeit auf ungefähr 15 Stunden angegeben habe, so will ich nicht unerwähnt lassen, dass diese ganze Arbeit in 3 Stunden zu bewältigen gewesen wäre; die übrige Zeit, abgesehen von den Pausen, wurde, genau genommen, nur ausgefüllt durch mehr oder minder anziehende



Die Markthalle in Asuncion.

Unterhaltungen mit Käuferinnen oder Käufern. Unter letzteren fesselten meine Aufmerksamkeit am meisten die Händler aus dem Inlande, die je nach Bedarf in die Hauptstadt zu kommen pflegten, um für Tage, Wochen oder Monate einzukaufen. Um die Guarani-Kundschaft kümmerte ich mich grundsätzlich nicht, sondern überliess diese meinen fünf Mitarbeitern.

Wenn es mir an Käuferinnen und Käufern fehlte, hatte ich, wenigstens in den ersten Monaten, reichlich Unterhaltung an dem unserem Laden gegenüberliegenden »mercado central«, der Markthalle. Eingeborene Händlerinnen, meist nur mit dem Hemd bekleidet, reinigten ihre Säuglinge in der unbekümmertsten Weise, um unmittelbar nach dieser weniger sauberen als nützlichen Beschäftigung einem Käufer ein Stück Fleisch von einer grossen Ochsenrippe abzuschneiden. Ueberhaupt bietet das ganze Marktleben in Asuncion dem eben aus Nordeuropa Eingewanderten viel des Neuen. Frauen

und Mädchen von europäischer Abstammung gehen, ihre blendend weissen Tücher um Kopf und Schultern geschlagen, handelnd und kaufend durch die Hügel von Melonen, Orangen, Maiskolben und anderen dem Norddeutschen auffälligen Landeserzeugnissen. Daneben hockt dann wieder eine Familie von Eingeborenen im tiefsten Frieden, die Kinder vollkommen unbekleidet, die jungen Mädchen nur mit dem Hemde versehen. Diese Eingeborenen finden einen stundenlangen Zeitvertreib darin, sich mit Fingern und Zähnen gegenseitig die unwillkommenen Insekten vom Leibe zu entfernen. Auch die Polizisten, welche barfuss über den Markt schlendern, haben kaum eine andere Beschäftigung, als die Marktweiber hin und wieder zu kneifen und Witze mit ihnen zu reissen. Aus der Ferne bietet dieses Marktleben einen freundlich reizvollen Anblick; in unmittelbarer Nähe betrachtet wirkt es, wie ich an mir selbst erfahren habe, nichts weniger als appetitreizend.

Neben dem Verkauf in der »tienda« gehörte zu meinen Obliegenheiten der französische und englische briefliche Verkehr, sowie die Einverzollung und Selbstkosten-Berechnung der von Europa, Argentinien und Uruguay ankommenden Waren. Nach Deutschland und Oesterreich schrieb mein Geschäftsherr selbst, natürlich in spanischer Sprache. Der meiner Obhut übertragene Briefwechsel beschränkte sich übrigens auf 6—8 Briefe im Monat nach England und ebenso viele nach Frankreich. Etwas mehr Mühe verursachte mir dagegen das Uebersetzen der englischen und französischen Warenrechnungen ins Spanische. Ganz ausserordentliche Weitläufigkeiten bereitete die Einverzollung. In Paraguay bestanden zu der Zeit, also im ersten Halbjahr 1894, keine anderen Steuern als die Zölle, somit wurde diese einzige Einnahme des Landes von der Behörde mit einer nahezu an das Unglaubliche grenzenden Peinlichkeit überwacht. Gegenüber dem verschmitzten Verfahren eines Teiles der Paraguay-Händler, die Zollsätze und -gesetze immer wieder auf neue Art zu umgehen oder einzuschränken, mag die höchst umständliche Genauigkeit der Zollbeamten am Platze sein; es fügten sich denn auch die redlichen Elemente in der Kaufmannschaft von Asuncion ohne Widerrede diesem ziemlich lästigen Zwang. Für die Einverzollung jedes einzelnen Stückgutes hatte ich nicht weniger als zehn Schriftstücke an Ort und Stelle auszufüllen, und wenn die in den Rechnungen vom Auslande verzeichneten Grob- und Rein-Gewichte nicht in Uebereinstimmung zu bringen waren mit den bei Ankunft aufgenommenen, gab es Schwierigkeiten ohne Ende, wenn nicht gar empfindliche Zollstrafen. Tagelang bin ich in der »aduana« mit dem Hereinbringen einzelner Frachtstücke im Werte von wenigen tausend Mark beschäftigt gewesen.

Fast jede neue Sendung aus Europa veranlasste mich, nicht nur mit Zustimmung meines Brotherrn, sondern gewissermassen auf seinen

2*

Wunsch, an die väterliche Handlung in Hamburg mehr oder minder lange Berichte aufzusetzen. Die deutschen Zeitungen, welche ihren Leserkreis glauben machen wollen, dass in der Handelswelt aller Erdteile das Losungswort: »Deutschland, Deutschland über alles« sei, sind entweder schlecht unterrichtet oder täuschen das deutsche Gemeinwesen in unverantwortlicher Art. Manche heimatliche Verfertiger von Waren, die zur Versendung nach dem Auslande bestimmt sind, können noch von ihren Mitbewerbern in England und Frankreich lernen. Diesen scheint das Verständnis für die Bedürfnisse überseeischer Völkerschaften geläufiger zu sein; zumal, was die seeweise Beförderung und den Witterungsverhältnissen entsprechende Packung betrifft, zeigen sich englische und französische Erzeuger durchweg erfahrener als die in der deutschen Heimat. Ich habe, wie bemerkt, über dies Verhältnis seiner Zeit ausführliche Berichte nach Hamburg gesandt, nicht nur zum Vorteil und zur Kenntnisnahme des väterlichen Hauses, sondern weil die Liebe zum Vaterlande nach meiner Ansicht auch im Auslande nicht darin bestehen sollte, bei jeder Gelegenheit »Die Wacht am Rhein« abzusingen, sondern einzelne Mängel, wie sie daheim noch gang und gäbe sind, nach Kräften klarzustellen. Um indessen nicht der Ueberhebung geziehen zu werden, will ich die Art der Bezüge, auf Grund deren ich während meiner Thätigkeit in Asuncion einige Erfahrungen sammeln konnte, nichts weniger als umfassend, sondern als beschränkt bezeichnen.

Wir erhielten, allerdings unter vielem anderen, Kleiderstoffe aus Frankreich und Deutschland, baumwollene Spitzen und ebensolche Umhänge aus Deutschland, Fächer aus Wien, Riechstoffe, Stroh- und Filzhüte aus Paris, Seidenstoffe aus Lyon, Shirtings aus Montevideo und Nottingham, Hemdenstoffe aus England und Deutschland. Wenn ich meine, beim Empfang dieser Gegenstände gemachten, für die Heimat nicht günstigen Erfahrungen meinen Freunden Cramer und Weyer mitteilte, erhielt ich stets zur Antwort: »Ja, merken Sie sich das und beziehen Sie alle Ihre Beobachtungen auch auf mancherlei Erzeugnisse Ihres Landes, mit welchen Sie bei Alvarez nicht in unmittelbare Berührung kommen.« Derartige Thatsachen in Deutschland schulwissenschaftlich bekannt zu geben, erachte ich nicht für ein ausreichendes Mittel zur Beseitigung noch vorhandener Schäden. Wem es ernst ist, zu sehen, was England und Frankreich können, was wir selbst thun, und in welcher Hinsicht die eigenen Leistungen der Besserung noch bedürftig sind, der betrachte an Ort und Stelle, wie die Welt aussieht und wie sie nicht aussieht. Ich möchte behaupten, dass die gegenwärtige Ausdehnung von Englands Handel nicht zum mindesten Teil ihren Grund hat in der Veranlagung seiner Bevölkerung zum Reisen in alle Teile der Welt.

Der Aufenthalt in Asuncion im allgemeinen bot natürlich wenig Abwechslung. Das Leben in der Familie meines Vorgesetzten verlief

ziemlich einen Tag wie den andern. Wir standen um 5 Uhr auf; unsere Tages-Speisefolge war, mit nicht nennenswerten Abweichungen, ungefähr die folgende: Morgens gegen 6 Uhr ein trockenes Brot und Thee, um 11 Uhr Suppe und Puchero — bis zum äussersten ausgekochtes Ochsenfleisch — mit Manioca, einige geröstete Maiskolben, ein Stück gebratenes Ochsenfleisch und Milchreis. Das eigentliche Mittagsmahl erfolgte sodann um $7^1/_2$ Uhr abends und bestand wieder aus irgend einer Art Fleischsuppe, einem Stück Rostbraten, Bohnen mit Käse und einem anderen Stück Beef »à la fantaisie de la cuisinière«. Als Getränk diente Regenwasser, das jedenfalls dem Inhalt einer hin und wieder erscheinenden Flasche Wein aus Traubenzucker, chemischen Erzeugnissen und Farbholz vorzuziehen war.

Ungefähr 8 Tage nach meiner Ankunft in Asuncion hatte ich eingesehen, dass für den Verkehr in der Umgegend ein Pferd erforderlich sei, und somit kaufte ich mir um den für dortige Verhältnisse übertriebenen Preis von 96 Mark das beste derzeit am Platze käufliche »caballo«. Es erhielt den Namen »Doña Pepita« und entsprach an äusserer Erscheinung ungefähr einem mittelmässigen deutschen Pferdebahntier. Die Unterhaltungskosten für »Doña Pepita« beliefen sich alles in allem ungefähr auf 35 Mark monatlich.

Wenn ich damals dieselben Erfahrungen betreffs meiner Landsleute in den südamerikanischen Städten, wie ich sie heute besitze, gehabt hätte, würde ich mich nicht gewundert haben über die verhältnismässig grosse Zahl mehr oder minder verbummelter Deutscher in Asuncion. Diese meinten, in bemerkenswerter Uebereinstimmung, einem »ehrenvollen Ruf« ins Ausland gefolgt zu sein, erwarben nichts, weil aller Erwerb ihren Neigungen nicht entsprach, erhielten dagegen von ihren Familien in der Heimat regelmässige Wertsendungen, die ihnen ein ziemlich erträgliches Leben sicherten. Später fand ich dieselbe Erscheinung wie in Paraguay auch an der Westküste und in Mexiko. Ich entsinne mich eines Herrn von hohem deutschen Adel, der nach seiner Aussage an den La Plata »gerufen« war, um dort das Ableben eines Goldonkels in Europa abzuwarten. Dieser und ihm ähnliche Genossen zeigten in der Regel einen unverwüstlichen Vorrat von Bummelwitzen, trotz niemals versiegenden Geldmangels, daneben unverkennbare Spuren und Reste einer sorgfältigen Erziehung. Ob die Witterungsverhältnisse des heissen Klimas sich indessen als besonders wirkungsvolle Erziehungsmittel erweisen, möchte ich dahingestellt sein lassen. Bekanntlich verursacht Hitze einen anhaltenden Durst, und ich fand infolge dessen bei der Mehrzahl dieser »ehrenvoll ins Ausland Berufenen« eine erstaunliche Gurgelerweiterung.

Die Stadt Asuncion mit ihren geraden, breiten Strassen ist recht hübsch. Eine ähnliche liebreizende Umgebung, wie Asuncion sie auf-

zuweisen hat, habe ich weder in den Republiken der Westküste noch in Mexiko gefunden. Ich möchte diese Umgebung vergleichen mit dem an den Wendekreis verlegten Thüringer Wald.

Nach den vorstehenden allgemeinen Schilderungen meines neuen Aufenthaltsortes will ich versuchen, einzelne, in der Mehrzahl freilich unwesentliche Ereignisse aus meinem Leben in Paraguay wiederzugeben.

Das Weihnachtsfest verlebte ich ganz in heimischer Weise bei Herrn und Frau Cramer. Am 31. Dezember blieb ich bis 3 Uhr nachmittags im Laden, dann holte Alvarez mich ab und wir ritten zusammen nach seinem kleinen Landgut, der »quinta«. Dort steht ein für Paraguay-Verhältnisse wohlgepflegtes Haus, in dem die »peónes« (Arbeiter) leben. Auf diesem Landgut baut Alvarez Kaffee, Bananen, Pfirsiche, Weintrauben, Manioca, Baumwolle, Melonen, Tabak, Feigen, Cayenne-Pfeffer, Mais und Yerba (Maté). Bald kamen, wie wir in der Stadt verabredet hatten, Herr und Frau Cramer und Herr Weyer an. Mit ihnen ritten wir zu Cramer nach Lambaré, ebenfalls einem Landgut der vorbeschriebenen Art. Der Weg dahin unter Palmen, reich blühenden Kaktuspflanzen und Orangen, hin und wieder durch dichtes Gebüsch, kleine Bäche, durch Gras, so hoch, dass mir dessen Spitzen bis über die Steigbügel reichten, bot ungemein viel des Anregenden. Zum erstenmale in meinem Leben fand ich auf diesem Ritt Gelegenheit, Heuschrecken in Mengen zu sehen. Wir ritten durch einen Strich von ungefähr 15 m Breite; die Pferde wateten nahezu knietief in diesen Insekten. Man war beschäftigt, sie in mehrere schnell angelegte grosse Gräben zu treiben, wo diese überaus schädlichen Geradflügler lebend begraben wurden. Nach einem Ritt von $1^1/_2$ Stunden langten wir bei herrlichem Sonnenuntergang in Lambaré an, wo Cramers Schwiegermutter für ein ausgewähltes Abendessen in deutscher Art gesorgt hatte. Alvarez ritt zur Stadt und ich feierte bei Cramer und den Seinen in germanisch würdiger Weise den Uebergang ins neue Jahr bei Niersteiner und Kaviarbrötchen. Gleich nach 12 Uhr wurde auf das Wohl des deutschen Kaisers getrunken: ich glaube überzeugt sein zu dürfen, dass im ganzen grossen Vaterlande dies Wohl am Neujahrstage nicht mehr von Herzen kam als in Lambaré. Die Liebe zur Heimat wächst mit der Entfernung von ihr. Wenig später gingen wir zu Bett, d. h. ich legte mich in eine Hängematte.

Beiläufig bemerkt, hatte ich vorgezogen, mein ausgespreiztes Stück Sackleinen in der Stadt aus mancherlei Gründen ebenfalls mit der »hamaca« zu vertauschen; ich habe thatsächlich 8 Monate keine Nacht in einer eigentlichen Bettstelle zugebracht.

Am Neujahrsmorgen ritten Frau Cramer, Weyer und ich auf Nachbarbesuche. Bei dieser Gelegenheit sollte ich ganz unerwartet einen alten

Bekannten in Gestalt eines — Glashafens treffen. Ich fand einen eigenartig geformten und besonders glänzenden Käfer; der Herr, auf dessen Besitz mir dieser Fund beschieden war, wünschte das seltene Tier zu erhalten und brachte zu dem Zweck ein Gefäss mit Spiritus, und siehe da: am Boden des Gefässes befanden sich die eingepressten Buchstaben G. L. & G. Ich erkannte in ihm einen Karlsbader Salz-Hafen der väterlichen Handlung in Hamburg.

Den Abend des Neujahrstages verbrachte ich mit Herrn und Frau Alvarez sowie der Schwester der letzteren im Theater. Das Gebäude ist innen wie aussen recht geschmackvoll und nicht allein grösser, sondern auch wesentlich reicher, zweckentsprechender und behaglicher als z. B. das Thalia-Theater in Hamburg ausgestattet. Die Musik war ansprechend, das Spiel auf der Bühne dagegen unter aller Würde. Die Vorstellungen beginnen um 9½ Uhr und schliessen um 1 Uhr nachts. In den Rängen sassen fast ausschliesslich mir bekannte Damen und Herren; man sah wenig hübsche Gesichter, aber grossen Prunk in der Kleidung, aus dem man schwerlich auf den masslosen Schmutz, die Unordnung und Misswirtschaft in den einzelnen Haushaltungen schliessen kann.

Am 5. Januar ass ich mit einem mir aus Buenos Aires bekannten Herrn Schoch, der vorübergehend kurzen Aufenthalt in Asuncion genommen hatte, in einem ungefähr 3 km von der Stadt entfernten Gasthaus in europäischer Bauart im »Polo del Norte«. Dieses würde selbst mässig verwöhnten deutschen Ansprüchen genügt haben; mein Begleiter empfahl mir daher dringend, hier dauernd Wohnung zu nehmen. Ich erklärte indessen, nicht von Hamburg nach Paraguay gereist zu sein, um gut zu essen. Für meine Absichten, Land und Leute nach jeder Richtung kennen zu lernen, genüge mir mein Aufenthalt in der Familie meines Brotherrn vollkommen. An der Tafel wurde die Unterhaltung von ungefähr 25 Herren in Guarani, spanischer, portugiesischer, italienischer, englischer, französischer und deutscher Sprache geführt. An demselben Tage trat ich in den Kosmosklub ein, den einzigen in der Stadt, in dem man ausschliesslich europäisch gebildete Herren fand. Das Fehlen des Umgangs mit solchen hatte ich in der letzten Zeit recht schmerzlich empfinden gelernt, da meine Kameraden im Geschäft, wie bemerkt, kaum den Bildungsgrad eines deutschen Barbiergehilfen besassen.

Am Sonntag, den 14. Januar, fuhr ich mit Weyer auf der Pferdebahn nach Trinidad, einem kleinen Flecken ungefähr 6 km von der Stadt. Von dort ritten wir ¾ Stunden und langten dann in der »Villa Bella Vista«, Weyers Landgut, an. Es ist dies wiederum ein zauberisch schöner Flecken Erde. Die Villa liegt auf einer Anhöhe, so dass man von dort einen unbeschreiblich reizenden Umblick hat über fernere Hügel mit dem üppigsten Pflanzenwuchs. Weyer baut ausser den früher erwähnten Nutzpflanzen auch

Zuckerrohr und Ananas. Bei ihm fand ich alles wesentlich besser als in Lambaré und auf der Quinta von Alvarez. In der Villa wohnte ein Herr Schammon, ein naher Verwandter eines berühmten und in ganz Deutschland beliebten Mannes, des Herrn Franz Pfordte in Hamburg, und ein Baron von Gustedt, der nach seiner Behauptung in seinen Kinderjahren Spielgenosse unseres Kaisers gewesen ist.

Nachdem wir einen weiten Rundgang durch alle Pflanzungen gemacht hatten, kehrten wir ins Haus zurück, wo mittlerweile die eingeborenen Diener aus der Stadt angekommen waren, jeder mit einem grossen Sack auf dem Rücken, der Wein, Fleisch, Mehl, Brot und dergleichen mehr enthielt. Und nun begann ein Werk des Herrn Schammon, von welchem billigerweise die Nachwelt reden sollte. »So, Jung Hamburg,« sagte er zu mir, »jetzt sollen Sie aber ein »Beefsteak à la Pfordte« essen.« Dieses, wie überhaupt das ganze, von uns allen, natürlich unter Schammons Leitung, bereitete Mahl war unübertrefflich. Wir führten an diesem Tage ein deutsches Junggesellenleben der fröhlichsten Art. Der Hitze entsprechend sassen wir, selbstredend im Freien, in unseren »calzoncillos«. Am Ende der Mahlzeit mochten wir alle vier ungefähr aussehen wie Max und Moritz nach dem Hühnerschmaus. Uebrigens will ich einschalten, dass ich in der Villa Bella Vista im Laufe der nächsten Monate mancherlei für meine zukünftigen Reisen sehr Wünschenswertes unter der liebenswürdigen Leitung Schammons erlernte. Hühner in den Federn zwischen heissen Steinen gebraten, ohne Federn am Spiesse geröstet oder gerupft auf Holzstäben geschmort, gebackene Manioca, ebensolche Erdäpfel und manches andere will ich mich heute unterfangen so zu bereiten, dass meine Gerichte einer Abendmahlzeit des Lucullus alle Ehre bereitet haben würden.

Ein ganz besonderes Wohlgefallen an unserer ungezwungenen Kleidung während der Mahlzeit hatte die alte, geradezu masslos fette, eingeborene Dienerin, die, selbst nur mit einem Hemde versehen, sich über die europäischen Herren vor Lachen schüttelte. Nach einem zweistündigen Schlummer in den Hängematten stiegen wir den Hügel hinunter an einen herrlichen Bach, entledigten uns der wenigen letzten Umhüllungen und legten uns in das verhältnismässig kühle, schnell und plätschernd dahinfliessende Wasser. Einige Bedenken meinerseits, Schlangen und ähnliches Gewürm betreffend, wurden zerstreut durch meine Freunde, die mich versicherten, täglich in dieser vollkommenen Wildnis im Wasser zu liegen. Nach einer Viertelstunde hielten der Baron, Schammon und ich für geraten, das Bad zu verlassen. Weyer blieb liegen. Als unser wiederholtes Rufen erfolglos blieb, fanden wir bei näherer Prüfung, dass er im Wasser eingeschlafen sei. Einige derbe germanische Verwünschungen und ein kräftiger Schlag auf den leidlich gewölbten Bauch brachten ihn

bald wieder zur Besinnung, und so gingen wir denn, von den Sonnenstrahlen getrocknet, den Hügel wieder hinauf nach Hause. Mit einiger Wehmut muss ich gestehen, dass ein Huhn mit heimatlichem Magdeburger Sauerkraut mir an diesem Tage zum zweitenmale Gelegenheit gab, mich wie Max und Moritz „beim Hühneressen“ aufzuführen. Wer es indessen, nach wochenlangem Genuss von Manioca, Maiskolben und Puchero, mässiger gemacht haben würde als ich, der werfe auf mich den ersten Stein!

Am folgenden Sonntag, morgens 6 Uhr, unterfing ich mich, die Doña Pepita zu satteln und auf eigene Gefahr nach Lambaré zu reiten. Der Weg, der leicht in einer Stunde zurückgelegt werden konnte, nahm mir deren nahezu vier, jedoch nicht zu meinem Nachteil. Ich habe abermals wunderschöne, mir neue Landschaften gesehen. Aber welche Art Wege musste ich benutzen! Teils waren sie so schmal oder so zugewachsen, dass ich an beiden Seiten gleichzeitig die Gebüsche berührte. Wenigstens zwölfmal hatte ich kleine Gewässer zu durchreiten, manche fast zu durchschwimmen, und hin und wieder führte der Weg so steile Höhen hinauf und hinunter, dass ich absteigen musste, um Pepita am Zaum zu führen. Am Wege lagen kleine Ranchos, deren Einwohner gänzlich unbekleidet vor den Thüren sassen. Bei diesen fragte ich nach dem rechten Wege, was Schwierigkeiten machte, zumal die Leute äusserst mangelhafte Kenntnisse der spanischen Sprache hatten. Hin und wieder führte mich der Weg an kleinen Steinhaufen vorüber, auf denen ein beliebiges Heiligenbild errichtet war, zum Zeichen, dass hier jemand erschlagen worden sei. Selbstverständlich war ich mit einem guten Revolver versehen, den ich allerdings weniger gegen Menschen als im Falle der Not gegen grosse wilde Hunde und wütende Stiere zu verwenden gedachte.

In der nächsten Woche fand ich Gelegenheit, ein Begräbnis zu beobachten. Der Leichenwagen fährt auf den Schienen des Tramvia, ihm folgen vier Pferdebahnwagen, die ersten beiden mit Damen in möglichst bunter Kleidung, die zwei letzten mit Herren besetzt.

Am Freitag, den 2. Februar, versammelte sich eine ansehnliche Zahl Herren am Hafen der Stadt zu einer Karneval-Fahrt. Obgleich Alvarez, Cramer und Weyer, sowie die Besitzer der übrigen Ein- und Ausfuhrhäuser der Stadt sich nicht an ihr beteiligten, hatte man mir doch dringend empfohlen, diese Gelegenheit, viel Neues zu sehen, nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Die Gesellschaft bestand aus Kaufleuten, Handwerkern, Rechtsanwälten, Musiklehrern, Abgeordneten u. s. w. Da die Ein- und Ausfuhrhändler eine hervorragende Sonderstellung im Lande einnehmen, so zählten die erwähnten Teilhaber an unserer Fahrt zur ersten Gesellschaft der Stadt. Ich hatte mich einem jungen Herrn aus Baltimore angeschlossen. Mr. Evans war seines Zeichens »Veterinary Surgeon« und nach den La Plata-Staaten gekommen in der Erwartung,

unter den Viehherden von ungeheurem Umfange reichlich Arbeit zu finden, er war somit recht enttäuscht, als man ihm auseinandersetzte, das Vieh habe hier einen so geringen Wert, dass man kranke Tiere ganz einfach umkommen lasse, ohne ärztliche Hilfe für angezeigt zu halten.

Unsere Gesellschaft machte denn einen recht bunten Eindruck. Neben Herren in Anzügen aus drei verschiedenen Stoffen, also z. B. grau gegatterte Hose, blau und braun gestreifte Weste, grünlicher Rock, fiel mir unter anderen ein langer Geselle auf, den ich bisher noch niemals gesehen hatte. Von verschiedenen Seiten wurden ihm dem Anschein nach Beileidsbezeugungen ausgesprochen, was mich glauben machte, dass ihm in jüngster Zeit ein naher Verwandter oder Freund gestorben sei. Somit nahm es mich wunder, ihn an dieser Karnevalfahrt teilnehmen zu sehen. Mr. Evans belehrte mich indessen dahin, dass dieser Herr in auffällig hohem schwarzen Hut, fadenscheinigem langen schwarzen Rock, ebensolcher vor Alter glänzender und an den Füssen nahezu ausgezackter Hose am Tage zuvor aus dem Gefängnis entlassen sei, wo man für geraten erachtet hatte, ihn einige Monate wegen Schwindels im Handel mit Losen festzuhalten. Der für uns bestimmte Dampfer erwies sich bei näherer Besichtigung als ein kleiner Schlepper; neben ihm war ein Leichter, auf dem unter gewöhnlichen Umständen Vieh befördert wurde, angekoppelt. Um $4^1/_2$ Uhr setzten Schlepper und Leichter sich in Bewegung. Jetzt erst bemerkte ich, dass sich uns auch zwei Damen angeschlossen hatten, die Frauen von zweien der Teilnehmer. Zwar befand eine von ihnen sich in gesegnetsten Umständen, während die andere von zwei mitgebrachten Kindern je eins abwechselnd an die Brust legte, aber niemand nahm an der Gegenwart der beiden den geringsten Anstoss, vielmehr war jeder bedacht, sich in seiner Art möglichst behaglich einzurichten. Alle Herren entledigten sich der überflüssigen Kleider, so dass nichts anderes als »almilla y calzoncillos«, d. h. Unterjacke und Unterhose, übrig blieben! Dementsprechend entfernten die Damen das Mieder sowie den Rock. Die Stimmung der ganzen Gesellschaft liess nunmehr an ausgelassener Lust nichts zu wünschen übrig. Um 7 Uhr wurde das Mittagsmahl eingenommen. Beiläufig bemerkt, habe ich bei sämtlichen Mahlzeiten, die während dieser Fahrt von 7 Tagen aufgetischt wurden, nur ein e i n z i g e s Mal eine Gabel zur Benutzung erhalten können. Bei dem eben erwähnten Essen tranken je drei Herren aus einem Glase. Während der Mahlzeit spielte unsere aus 14 Leuten bestehende Musikbande in einer geradezu unwürdigen Weise. Zu den vorgebrachten Gassenhauern wurde von der Gesellschaft möglichst noch unwürdiger gesungen.

Nach einer achtstündigen Fahrt hielten wir in Estrella, einem kleinen Orte von kaum 500 Einwohnern, an, um neues Brennholz einzunehmen. Inzwischen hatten alle Teilnehmer ihre mitgebrachte eigentliche Festkleidung angelegt. Sie bestand aus hohen Schaftstiefeln, weiten roten

Hosen, blauen Faltenhemden, gelber Schärpe und einem Fez. Unsere Gesellschaft nannte sich »los riffenos«, die Riffseeräuber. Nachdem wir ans Land gestiegen waren, zog unsere thatsächlich bühnenartig hübsch gekleidete Schar mit unerhörtem Geschrei an das nächstliegende Haus. Die Einwohner schliefen, indessen wurde der Höllenlärm so lange fortgesetzt, bis man uns öffnete. Danach drängte unsere ganze Gesellschaft hinein, und unsere Musikbande des Entsetzens spielte einige ihrer volkstümlichen Weisen. Nach dieser Vorstellung, deren Erfolg auf die Gemüter der aus bestem Schlummer Erweckten mir leider unklar geblieben ist, traten wir durch die Hinterthüre zum Hause hinaus, und weiter ging es zum nächsten, wo sich dasselbe Spiel wiederholte. Die Nacht war stockfinster, und in dem tiefen Sumpf der Strassen wurden unsere Beine bis über die Stiefel mit Schmutz bedeckt. Nachdem die Belustigungen in der geschilderten Weise 2—3 Stunden fortgesetzt waren, ging unsere ganze Gesellschaft wieder an Bord und legte sich schlafen.

Am nächsten Morgen erhoben wir uns mit Sonnenaufgang. Während der Tagesstunden brannte die Glut auf das Sonnensegel, das uns Fahrgästen nicht einmal erlaubte, aufrecht zu gehen. Aber auch dieser unglaublich heisse Tag ging vorüber, allerdings nicht ohne einen Zwischenfall. Tief gebeugt von der Hitze sitzen Evans und ich am Aussenbord des Leichters und lassen in Ermangelung anderer Unterhaltung unsere vier Beine ins Wasser hängen; da taucht ganz urplötzlich kaum drei Meter vor mir ein Alligator auf, glotzt einen Augenblick und verschwindet sofort. Mit dem Verschwinden des Alligators waren aber auch Evans' und meine Beine aus dem Wasser gezogen; zum Missfallen unserer lustigen Gefährten, die es wahrscheinlich sehr spassig gefunden haben würden, wenn einem von uns zur Karnevalfeier ein Fuss abgebissen worden wäre. »Ecco il vero policinello!« *) rief ein Italiener in richtiger Karnevalstimmung, auf die Stelle zeigend, wo der Alligator verschwunden war. Reicher Beifall belohnte den geistvollen Witz.

Am Abend des nächsten Tages erreichten wir glücklich die »Villa Concepcion«, die durch nicht viel anderes berühmt ist, als dadurch, dass sie auf dem südlichen Wendekreise liegt. Im Dunkeln erklommen wir die schlüpfrig glatten Ufer, um dann, natürlich wieder in Seeräuberkleidung, vor dem Zollhaus Aufstellung zu nehmen. Man liess uns eine halbe Stunde im fürchterlichsten Schmutz stehen, bis endlich die Häupter der Stadt erschienen und uns willkommen hiessen. Das war gewiss sehr hübsch, nützte mir aber wenig gegenüber einem ganz ungeheuern Hunger: hatte ich doch während der letzten 36 Stunden von Salat und Tabak leben müssen. Unsere ganze Gesellschaft wurde in einen Pferdebahnwagen geschoben, und nun begann eine Fahrt, wie sie in den Jahrbüchern aller Pferdebahnen in

*) »Das ist der wahre Polichinell!«

allen Ländern unter allen Umständen aufgezeichnet werden sollte. Evans und ich hatten Platz gefunden auf dem Dache, auf das wir uns so gesetzt hatten, dass unsere Beine abwechselnd vor der Nase des Kutschers hingen. Seit 4 Tagen hatte es in Concepcion unablässig geregnet, und da die Strassen dieser an und für sich im Sumpf gelegenen Stadt selbstverständlich kein Pflaster aufzuweisen hatten, spottete der knietiefe Schmutz jeglicher Beschreibung. Der Kutscher, mit Evans' und meinen Füssen vor der Nase, schien sich sehr geehrt zu fühlen, die Riffenos fahren zu dürfen, wenigstens gab er sich alle erdenkliche Mühe, durch besonders geschicktes Lenken seiner sechs Maulesel unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Die erste Ecke sollte kunstvoll genommen werden. Der Wagen entgleiste, steckte vorn 1 m tief im Sumpf, hob sich hinten $1^1/_2$ m über die Schienen, und während Evans und ich bogenförmig von unserm Dachsitz, Evans links, ich rechts, in den unergründlichen Strassenschmutz geschleudert wurden, entstand im Wagen ein Schimpfen und Zeterschreien, wie ich in meinem bisherigen Leben noch keins gehört hatte. Man forderte, dass der Kutscher sofort gehängt werden solle, während andere alle Heiligen anflehten, die Seele dieses verstockten Sünders bis ins tiefinnerste der Hölle zu verfluchen; die sechs Maulesel beschimpfte man sogar, keine redlich geborenen Tiere, sondern Bastarde eines Stockfisches und einer Hündin zu sein. Nachdem ich mich aus dem Sumpf mit grosser Anstrengung wieder auf die Beine gestellt und mich überzeugt hatte, dass meine Glieder, einige unwesentliche Hautabschürfungen ausgenommen, keinen ernsten Schaden genommen hatten, sah ich mich nach Evans um. Ein fürchterliches und gottloses Fluchen in englischer Sprache gab mir bald die Gewissheit, dass der Nordamerikaner sich ebenfalls wohl befinden müsse; denn ein leidender Nordamerikaner flucht ganz anders wie ein solcher, dem es wohl geht. Uebrigens blieb uns wenig Zeit zum Nachdenken über unsere Lage. Man hatte eine grosse Zahl von Schaufeln zur Stelle gebracht, und jeder musste Hand anlegen, den Wagen ausgraben zu helfen.

Man denke sich 50, einen Pferdebahnwagen aus dem Sumpf grabende, vor Zorn kirschbraune Seeräuber! Schliesslich brachten wir den Wagen doch wieder ins Geleise. Nachdem wir mit einem heillosen Lärm einige Male durch die Stadt gefahren waren, machte der Wagen vor einem besonders gut aussehenden Hause halt. Wir traten ein, und ich muss gestehen, ich war nahezu sprachlos beim Betreten dieser Räumlichkeiten. Das Haus war in Hufeisenform gebaut; der grosse, zwischen den beiden Seitenflügeln befindliche Hof war durch gestützte grosse Schlingpflanzen überdeckt. Unter dieser Blätterbedachung fand ich den schönsten, unbedingt von Italienern zusammengesetzten Mosaikfussboden. Den ganzen Hof umgab eine Reihe hübscher, wenn auch stilloser Säulen. Nach der Pferdebahnfahrt machte dieser Hof den Eindruck eines Märchens aus



Paraguay. Indianer aus dem »Chaco«.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

1001 Nacht. Ich war geradezu begeistert bei dem Anblick dieser europäischen Behaglichkeit und benutzte die erste Gelegenheit, mich dem Herrn des Hauses vorzustellen. Unserer Unterhaltung entnahm ich, dass er einer der grossen Yerba-Leute sei, die allerdings ausserordentliche Reichtümer zusammengebracht haben sollen. Pschorrbräu in den feinsten geschliffenen englischen Krystallgläsern wurde unserer ganzen Gesellschaft auf schweren gediegenen Silberplatten gereicht. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mir die Zimmer dieses Palastes in der Wüste anzusehen. In allen Räumen fand ich Brüsseler Teppiche, grosse Spiegel und Gemälde, die trotz der ungeheuren Goldrahmen nicht ohne Wert zu sein schienen. In zwei Zimmern hatte man, ohne Zweifel von unserer Ankunft unterrichtet, die Tafel für uns gedeckt. Nachdem wir in gepunzten Lederstühlen Platz genommen hatten, erschien ein mir soweit ganz neues Gericht. Man vergegenwärtige sich den Rücken eines Ochsen in 4 Teile zerlegt und so im Fell und mit den Haaren geschmort zur Tafel gebracht. Ich erinnere mich nicht, jemals ein wohlschmeckenderes Stück Rindfleisch gegessen zu haben. Dazu tranken wir Bordeaux aus Gläsern, die den vorbeschriebenen an Güte nicht nachstanden. Die Hausfrau und ihre Töchter hatten sich in geschmackvolle Gesellschaftsanzüge gekleidet. Ich genoss den Vorzug, an der linken Seite der ältesten Tochter einen Platz angewiesen zu erhalten. Nach dem Essen verabschiedeten wir uns und zogen uns auf unsern Leichter zurück zur Nachtruhe. Am nächsten Morgen waren Evans und ich früh auf den Beinen. In Gesellschaft eines Einwohners von Concepcion die Karneval-Freiheit benutzend, durchstöberten wir alle Arten von Häusern, einfache und vornehme, und erblickten dabei viel des Sehenswerten. Nachmittags versammelte sich die ganze Gesellschaft der Riffenos wieder und zog singend und spielend von einem Haus ins andere. Evans und ich hielten uns im Hintertreffen, um das ganze Bild vor Augen zu haben; dies lohnte sich der Mühe. Erst die eigentliche Gesellschaft in ihrem malerisch bunten Aufzug, dann die hübschen Mädchen der Stadt mit ihren blendend weissen Tüchern und in dem namenlosen Strassenschmutz bis über die Knie aufgeschürzten Röcken, daneben eine grosse Anzahl von Indianern, von Masken aus der eigenen Stadt: das alles ungeordnet durcheinander bot eine Sehenswürdigkeit, wie sie auch in Paraguay nicht gewöhnlich genannt werden kann. Selbstverständlich gehörte ein nicht geringer Grad von Willenskraft dazu, um am Abend nicht betrunken zu sein, wie die ganze liebe Gesellschaft.

Als besonderen Glücksfall hatten wir es aufzufassen, dass sich gerade ungewöhnlich viele Indianer in der Stadt befanden; in Asuncion hatte ich soweit noch keine Gelegenheit gehabt, solche wahrzunehmen. Ohne Frage sind sie heller von Farbe, als die nordamerikanischen Stammes-Verwandten. Ihre Kleidung besteht häufig nur aus einem Schurz und einem winzigen,

mit einem Bindfaden um den Hals gelegten Beutel auf dem Rücken. Das blanke, tiefschwarze Haar fällt rund um den Kopf, die Ohren bedeckend, gerade herunter, um in der Mitte der Halshöhe stumpf abgeschnitten zu werden; sowohl Augenbrauen als Wimpern fehlen. Spanisch verstehen sie nur wenig. Abends ging ich mit ihnen ans Ufer, um sie abfahren zu sehen. Je 10—12 setzten sich hintereinander in einen ausgehöhlten Baumstamm einfachster Art und dann paddelten sie ans gegenüberliegende Ufer, den Chaco, ihre Heimat. Man kann diese Leute nicht anders als friedfertig und harmlos bezeichnen.

Am selben Tage ging einer der grossen Yerba-Handelszüge durch Concepcion. In der Regel bestehen diese aus 50 Karren, mit je 4—6



Paraguay. Ochsenkarren aus einem Yerbazuge.

oder 8 Ochsen bespannt; gelenkt werden die Tiere durch eine lange, mit einer scharfen Spitze versehene Bambusstange, die von der Hand des Carreta-Führers bis an das vorderste Ochsenpaar reicht.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr ging die Fahrt stromabwärts, und nach 26 Stunden waren wir wieder in Asuncion angelangt. Auf der Rückfahrt hatte einer der Herren einen anderen so unglücklich mit dem Messer getroffen, dass dieser 6 Minuten später eine Leiche war.

Nach allem bin ich bis zur Stunde froh, mich an dieser Fahrt beteiligt zu haben. Die Entscheidung, ob ein leidlich wohlerzogener Europäer sie zum zweitenmale erleben möchte, überlasse ich dem Geschmack des Lesers.

Am Sonntage nach der Rückkehr war letzter Karnevalstag in Asuncion. Die Stadt hatte sich glänzend herausgeputzt. Die Strassen waren von unten bis oben mit Kranzgewinden behängt, alle Frauen und Mädchen hatten sich möglichst vorteilhaft gekleidet. Aus den Fenstern und von

den Balkonen wurde viel mit Blumen geworfen. Ich hatte die beiden Herren aus Weyers Quinta gebeten, den Tag bei mir in der Stadt zu verbringen. Wir assen im »Polo del Norte« und verlebten den Tag unter vielen heiteren Erinnerungen an die Heimat in fröhlichster Weise.

Die nächste Woche verging mit alltäglichen Arbeiten. Ein Stück Ware nach dem andern schleppte ich auf den Ladentisch, log vor den Käuferinnen hin und wieder das Blaue vom Himmel herunter und war oft wenig rosiger Laune, wenn Doña Inez oder eine andere meiner Freundinnen zu mir kam in der festen Absicht, etwas zu kaufen, aber ohne irgend welche Vorstellung, was ihr denn eigentlich wünschenswert erscheinen würde. Die Aduana brachte mir ebenfalls noch mancherlei Unannehmlichkeiten, leider auch aus Deutschland und Oesterreich. Zwei Kisten Fächer aus Wien, welche mit gänzlich falschen Gewichten in den Rechnungen angegeben waren, wären unbedingt eingezogen worden, wenn Alvarez nicht als durchaus ehrenhaft und einflussreich bekannt gewesen wäre. Fünf Kisten Schmiedeeisenwaren aus Hagen in Westfalen, welche ich für einen Schwager Alvarez' zu verzollen übernommen hatte, waren anstatt mit starkem, wasserdichtem Stoff, wie die Engländer ihn in manchen Fällen sehr zweckmässig zu verwenden pflegen, mit einem billigen Papier ausgesetzt, das auf einer Seite mit einer bescheidenen, aus Asphaltmasse, dünn wie Blattgold, bestehenden Schicht angestrichen war. Die Waren in den Kisten, deren jede so gross war, dass sie die doppelte Menge ihres eigentlichen Inhalts hätte fassen können, waren verrostet und somit ziemlich wertlos, ebenso hatten die grossen Kisten einen ganz unverhältnismässig hohen Frachtsatz verursacht. Ich wiederhole, dass derartige mangelhafte Versendungen mir nie bei französischen oder englischen Verschiffern vorgekommen sind.

Am Sonntag, den 18., hatte Weyer einen Teil seiner Freunde zu einem Picknick auf Bella Vista eingeladen. 40 Personen versammelten sich dort; jeder hatte auf seine Art zu den Festesfreuden beizutragen. Ich erschien als Troubadour mit meiner Guitarre an grünem Bande und sorgte für die Begleitung der Gesänge, unter denen merkwürdigerweise von den Deutschen die in der Heimat ganz unbekannten Lieder »Loreley« und »In einem kühlen Grunde« vorgetragen wurden. Daneben leistete ich hilfreiche Hand in der Küche. Mit einer grossen, um den Kopf gewundenen Serviette, einer Schürze, wie sie die französischen Café-Kellner zu tragen pflegen, hatte ich für 40 Personen Beefsteaks zu hacken, zu salzen, zu pfeffern und zu braten. Dank meiner vorzüglichen Schule bei Schammon-Pfordte gelangen die Steaks prächtig; zumal unsere Damen meinten, nie in ihrem Leben bessere gegessen zu haben. Nach einem gemeinsamen Spaziergang wurde selbstverständlich geschlafen und später getanzt. Mit chinesischen Papierlaternen hatten wir eine venezianische Nacht zustande gebracht, wie sie

so leicht nicht schöner gedacht werden kann. Die Nacht blieb ich in der »Bella Vista«.

Schammon eröffnete mir, dass er in Gesellschaft eines Gerbermeisters Rössel demnächst einen vier Tage währenden Ritt in das Innere unternehmen wolle. Ich hatte am nächsten Morgen nichts eiligeres zu thun, als Alvarez um entsprechenden Urlaub zu bitten.

Schammon, der Gerbermeister und ich versammelten uns am festgesetzten Tage in Trinidad, dem mehrfach genannten Vorort. Wir fütterten und sattelten die Pferde, schnallten jeder ein kleines Bündel hinten auf den Sattel, umgürteten uns mit »machetes«, luden die Revolver, und fort gings um 2½ Uhr früh in die herrliche Nacht hinein. Schammon und der Gerber waren alte erfahrene Campleute, denen die Führung mit grösster Ruhe anvertraut werden konnte. Beim Sonnenaufgang befanden wir uns schon eine gehörige Zahl von Kilometern von der Stadt entfernt und mitten im »campo«. Die Pferde hatten seit 8 Tagen keine nennenswerte Arbeit gehabt, und somit konnte die Reise in flotter Gangart zurückgelegt werden. Unter »campo« versteht man in den La Plata-Staaten das, was man in Nordamerika Prairie nennt. Zu beiden Seiten des nicht mehr als ¾ Fuss breiten Weges, den überhaupt nur das an den Camp gewöhnte Auge zu finden imstande ist, bemerkte ich Termiten-Hügel, darunter manche von einer Höhe bis zu 2½ m. Das Gras erreichte durchschnittlich eine solche Höhe, dass es über den Köpfen von uns Reitern zusammenschlug. Ab und zu führte der Weg durch Sümpfe, Steingerölle und Löcher. Und dennoch, oder gerade deshalb, ist ein derartiger Ritt tausendfach reizvoller als ein solcher in Norddeutschland auf den wohlgepflegten Wegen. Um 9 Uhr kamen wir an der Estancia eines Herrn Ros an. Sie ist umfangreich; vor allem besitzt Herr Ros, den wir nicht antrafen, ein Haus in europäischer Bauart, das mit mancherlei Ueberfluss ausgestattet ist. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, in der Wildnis ein Klavier, in englischer Art gepolsterte Lehnstühle und sogar ein mittelgrosses Gemälde von dem bekannten Hamburger Maler Oesterley anzutreffen. Nachdem die Pferde reichlich versorgt waren, ritten wir weiter, um nach ferneren 2½ Stunden an einen Fluss zu gelangen, der den Rio Paraguay mit einer Laguna verbindet. Den Fährmann mit seiner unansehnlichen jungen Frau, beide nur mit einem ziemlich zerlumpten Schurz bekleidet, fanden wir in traulichem Frieden vor der Thür sitzen. Das Fährboot war vor einigen Tagen von Indianern gestohlen worden. Ausser Milch und Maiskolben konnte man uns nichts zu einem inzwischen äusserst notwendig gewordenen Frühstück anbieten. Es blieb uns somit nur übrig, ein Feuer anzumachen und die Maiskolben hineinzuwerfen, die, weich geworden, uns immerhin leidlich zufriedenstellten. Während des Essens flog mir eine Guayavafrucht gegen den Leib; wie ich mich umsehe,

betrachtet ein mittelgrosser Affe uns von den Aesten eines Baumes und wirft noch eine zweite Frucht, gerade in unsern Milchtopf.

Sobald wir ein wenig Vormittagsruhe gehalten hatten, ging es an das Uebersetzen des Flusses. Die Pferde, mit derartigen Aufgaben vertraut, schwammen ohne weiteres ans andere Ufer; für uns Reiter war die Sache weniger einfach. Wir entledigten uns unserer Kleider, als der Fährmann mit drei grossen Ochsenhäuten, jede an einem Strick, erschien. Wir legten alle drei die Kleider, sowie den Sattel auf je eine Haut, deren Ränder, so gut es gehen wollte, aufgekrempt wurden, nahmen den Strick zwischen die Zähne und schwammen langsam durch den 150—200 m breiten Fluss ans andere Ufer. Ich muss gestehen, dass ich froh war, als ich endlich drüben ankam, denn viel länger wäre ich nicht imstande gewesen, zu ziehen.

Wir sattelten die Pferde, zogen unsere Kleider, die durchaus trocken geblieben waren, über den noch leidlich nassen Körper und weiter ging's die nächsten 2 Stunden durch einen Wald von Fächerpalmen und Quebrachostämmen. Dahinter gab es wieder eine Stunde Camp und dann hielten wir feierlichen Einzug in einen Urwald. Der Eindruck, den dieser erste Urwald auf mich machte, war überwältigend und verlangt eine viel gewandtere Feder als die meine zu einer eingehenden Beschreibung. Das freie Walten der Natur, weder gestört noch beschränkt durch Menschenhand, mächtige Bäume, durch Altersschwäche oder Stürme über- und durcheinander zusammengestürzt, langsam sich zersetzend, neuen Pflanzen Nahrung bietend, das alles in hundertfältig verschiedenem Grün, Schlingpflanzen in den übermütigsten Gestalten, teilweise alles Erreichbare überwuchernd, Farne, die sich an den toten und lebenden Bäumen angesiedelt haben, das zusammengefasst wirkt unvergleichlich grossartig.

Wir konnten wenig reiten, fünf Sechstel unserer Zeit brachten wir damit zu, mit unseren »machetes« überhaupt nur einen Weg für unsere Tiere zu bahnen. Nicht selten waren wir gezwungen, hinter den Pferden herzukriechen, und ebenso häufig sanken diese mit ihren Reitern bis an den Bauch in den Morast. Nachdem wir 3—4 Stunden zugebracht hatten mit dem Ueberwinden teilweise mächtiger gefallener Baumriesen, der vorgenannten und anderer Hindernisse, erreichten wir schliesslich den Rand des Waldes und befanden uns bald auf einer Anhöhe mit freiem Ausblick. Wiederum neue Begeisterung nicht nur meinerseits, sondern auch meiner Gefährten, welche schon manchmal vorher auf diesen Hügeln gestanden hatten. Im Süden und Westen Urwald, vor uns Viehherden mit einer Stückzahl von 1000, vielleicht auch mehr, und am Ende des Gesichtskreises der Rio! Nach Nordwesten erblickten wir in der Ferne die Laguna, die, von Hügeln eingefasst, das Endziel unserer Tagereise sein sollte. An der Laguna liegt die Stadt San Bernardino. Die Sonne ging unter und ver-

goldete scheinbar den See. Wenige Minuten später trat vollständige Finsternis ein. Da wir indessen noch ein gutes Stück Wegs zurückzulegen hatten, begann ein scharfer Ritt, bei dem es hiess, alle Nerven und Muskeln anzuspannen. Hätte bei dieser Gelegenheit eins unserer Pferde ein Bein gebrochen oder hätte sich dem ähnliches ereignet, würde auch der Reiter sehr wahrscheinlich ernsthaft zu Schaden gekommen sein. Unsere Tiere, und nicht am wenigsten meine Doña Pepita, zeigten aber auch im Finstern eine bemerkenswerte Sicherheit im meterhohen Grase. Je mehr wir uns der Laguna näherten, desto häufiger fanden wir Sümpfe im Lande. Der Mond war noch nicht hoch, und so hatten wir Nacht, als wir in einen Wald ohne Unterholz, nicht mit sumpfigem, sondern mit steinigem Boden, einritten. Wir brauchten nur eine Gangart: mässig gestreckten Galopp. Jeden Augenblick meinte ich, Pepita müsse infolge der Anstrengungen des Tages niederbrechen. Sie war aber durchaus am Platz, und um 9 Uhr abends langten wir in San Bernardino an. Wir hatten, die Ruhezeiten nicht gezählt, 14 Stunden im Sattel gesessen und ungefähr 29 Leguas gleich 123½ km zurückgelegt, also eine ganz ordentliche Strecke.

Am nächsten Morgen bestiegen wir neue Pferde und ritten bis zu dem Gasthaus »Die Bierschlucht« eines Deutschen Namens Herkens. Ich will bemerken, dass San Bernardino so ungefähr für Paraguay und teilweise auch Argentinien das bedeutet, was in Deutschland Baden-Baden ist: ein Luftkurort für reiche Leute. Im Fremdenbuch fand ich manche bekannte Namen, darunter die von drei mir von der Reise Hamburg—Buenos Aires bekannten Herren, ferner andere aus Buenos Aires, auch den meines Freundes Brandt, ebendaher. Nur waren alle diese Herren und auch Damen nicht von Asuncion bei einem Wärmegrad von 28—30° R. an einem Tage dahin geritten, sondern mit der Eisenbahn bis an die Laguna gereist und dann mit einem kleinen Dampfer bis San Bernardino gefahren. Weiter führte uns der Weg durch die deutsche Ansiedelung nach Altos, wo wir verschiedene dort ansässige Deutsche besuchten.

Die nächste Nacht wurde im freien Camp zugebracht. Wir lagen auf den Decken unserer Pferde, mit den Köpfen auf den Sätteln; erst mit der Sonne erhoben wir uns und ritten zunächst zu Herrn Frischeisen, dessen Estancia einen besonders vorteilhaften Eindruck machte. Er unterhielt eine Caña-Anlage, sowie grosse Zucker- und Kaffee-Pflanzungen. Ich zählte an einem einzigen Zweige eines dreijährigen Kaffeebaumes 60 Bohnen. Alle Pflanzungen waren mit Kanälen durchzogen und konnten künstlich bewässert werden. Abends 7 Uhr erreichten wir unsere letzte Haltestelle Limpio, bis 9 Uhr liessen wir die Pferde fressen und sich erholen und dann ritten wir weiter in die Nacht hinein. Mittlerweile hatte der Himmel sich bewölkt und von Mondlicht fand sich keine Spur. Die Folge war, dass wir uns mehrfach verirrten und von einem Sumpf in

den andern gerieten. Eine geraume Weile verfolgte uns ein mittelgrosser Fuchs, den ich anfänglich für einen Hund hielt. Ich schoss eine Revolverkugel auf ihn ab, weiss aber nicht, ob ich getroffen habe, jedenfalls war das Vieh nach dem Schuss auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Im übrigen kamen wir nachts 2 Uhr ohne Zwischenfälle glücklich wieder in Trinidad an. Nach meiner Abendmahlzeit, bestehend aus 18 Bananen, legte ich mich in die Hängematte, fuhr am andern Morgen mit der Pferdebahn zur Stadt und stand um $6^1/_2$ Uhr morgens wieder in Alvarez' Laden.

III. KAPITEL.

Paraguay. — Sitten und Gebräuche. Geselliges Leben.

Mit den Inhabern derjenigen Handelshäuser, welche die Waren-Aus- und Einfuhr in grossem Massstabe betrieben, stand ich ohne Ausnahme auf freundschaftlichem Fuss. Nahezu alle unterhielten mehr oder minder lebhaften Briefwechsel mit meinem väterlichen Handelshause in Hamburg. Dagegen kam ein gesellschaftlicher Verkehr, wie er sich in der Heimat aus obwaltenden Umständen als selbstverständlich ergeben haben würde, nicht in Frage. Nur einmal hatte ich den Vorzug, zusammen mit einem Engländer von einem angesehenen Kaufmann spanischer Abstammung in der Stadt zum Abendessen in seinem Hause eingeladen zu werden. Der Engländer und ich betraten das Wohnzimmer, in dem wir von unserm Wirte willkommen geheissen wurden. Die Señora fanden wir in einem Nebenzimmer, wo sie in der Frisierjacke und ohne Schuhe auf einer Art Sopha lag und sich fächerte. Mit den freundschaftlichsten Begrüssungen erwiderte sie die unsrigen, ohne sich im übrigen mehr zu rühren, als zum Fächern notwendig erschien. Wir wurden in das Esszimmer geleitet, in dem der Tisch mit einem ganz unsagbar schmutzigen, durchlöcherten Tuch überdeckt war. Eine grosse Menge Brotkrumen und einzelne Wursthäute lagen darauf. Unser Wirt war rücksichtsvoll genug, diese nicht zu unserer Mahlzeit gehörigen Speisereste mit der Hand auf die Erde zu fegen, worauf wir geladenen Gäste Platz nahmen. Unser Freund brachte eine Anzahl Teller, die er zuvor mit einem Tuch reinigte, ehe er sie vor uns niedersetzte. Unter diesen befanden sich nicht zwei derselben Art. Sodann holte Don Féderico Brot und Konserven. Mittlerweile hatte ich die Gelegenheit

benutzt, mir das Zimmer des näheren zu betrachten. Vieles starrte vor Schmutz, die Cucarachas bis zu 8 cm Länge liefen an den Wänden umher und besudelten alles, ohne dass augenscheinlich jemals Bedacht genommen war, die so geschaffene Unsauberkeit zu entfernen. Auf dem Anrichtetisch stand eine Reihe benutzter Gläser und von den zwölf Fensterscheiben waren drei, augenscheinlich vor Monaten, eingeworfen. Unter lebhafter Unterhaltung verlief das Essen. Schliesslich ging unser Wirt an den Eisschrank, um eine Flasche Wein daraus hervorzuholen. Etwas vorschnell trank der Engländer in grossem Zuge, spie aber einen Augenblick später das Genossene ins Zimmer: unser Freund hatte aus Versehen die Essigflasche erwischt. Er wurde thatsächlich verlegen, entschuldigte sich mit der den Spaniern zu Gebote stehenden Flut von Worten und brachte eine andere Flasche. Diese enthielt Bier. Nach dem Essen ging ein Bocksbeutel um den Tisch herum. Indessen liess ich, nicht ganz uneigennützig, die Freunde vor mir trinken, weil mir nicht ausgeschlossen erschien, dass der Bocksbeutel Schwefelsäure, Benzin oder ähnliches enthalten möge. Darauf brachte man Maté. Unser Wirt prüfte jede Tasse auf ihre Reinheit, bevor er sie uns überreichte. Eine Stunde nach dem Thee verabschiedeten wir zwei Gäste uns unter der Versicherung, selten einen so angenehmen Abend verbracht zu haben.

Kleine Ursachen, grosse Wirkungen. Dieser Tag sollte der Wendepunkt in meinem La Plata-Aufenthalt werden. Bevor wir, der Engländer und ich, unsere Wohnungen aufsuchten, gingen wir noch in ein Kaffeehaus, um alles an diesem Abend Erlebte mit europäischem Verständnis zu besprechen. Der Reinertrag unserer Unterredung gipfelte in meinem Beschluss, Paraguay im Juli zu verlassen und nach Argentinien überzusiedeln. Ein längeres Verweilen im Lande war ohne Frage mit manchen Gefahren verknüpft. Ich vergegenwärtigte mir auf Anregung des Engländers, dass ich seit dem 22. Dezember, also seit 10 Wochen, es nicht für notwendig erachtet hatte, einen Kragen umzulegen, von Manschetten garnicht zu reden. Dementsprechend verlief mein übriges Leben. Wenn ich mir auch noch nicht alle Landessitten zu eigen gemacht hatte, wenn ich beispielsweise bei Gelegenheit der Mahlzeiten Knochen nicht unter den Tisch oder meinem Nachbar in den Schoss warf, so war ich doch in Ermangelung einer Serviette gezwungen, an ihrer Stelle regelmässig das Tischtuch zu benutzen. Recht häufig waren Fälle bekannt geworden, in welchen junge Leute, die nach einigen Jahren Aufenthalts in Paraguay dieses Land mit Buenos Aires vertauscht hatten, zurückgekehrt waren, weil sie die Sitten der wohlgebildeten Europäer in jener Stadt als lästig empfanden. Nun lag es durchaus nicht in meiner Absicht, mich zum Urmenschen zurückzubilden, und somit wollte ich denn, wie bemerkt, nach der La Plata-Mündung übersiedeln.

So unwürdig die Sitten in mancher Beziehung bei den eingeborenen, spanischen und italienischen Familien in Asuncion auch sein mögen, so lässt sich doch von dort manches aufzählen, was zur Nachahmung in Deutschland recht dringend zu empfehlen wäre. Wenn die Bedeutung der Höflichkeit auch selten über die äusseren Formen hinausgeht, so sind diese doch gewiss geeignet, das Leben vielfach angenehm zu gestalten.

Sitzen beispielsweise 4 Freunde in Deutschland im Café, so ruft man schliesslich den Kellner und meist legt jeder einzelne gewissenhaft seine wenigen Groschen nieder. Ein derartiges Verfahren würde man in Paraguay, wie so ziemlich im ganzen Amerika, als einen Verstoss gröbster Art ansehen. Mit Recht, denn wesentlich angenehmer gestaltet sich die Frage des Zahlens für alle Teile, wenn in einem Falle wie dem vorliegenden einer zahlt und die übrigen dies als selbstverständlich auffassen. Das ist eine Sitte, wie ich sie zuerst in Paraguay allgemein fand; später sah ich, dass man auch in andern aussereuropäischen Ländern dieselbe Gewohnheit hat. »In the long run« ist das Ergebnis für alle gleichbedeutend mit einer jedesmaligen Einzelzahlung. Das, was man in Deutschland burschikos einen »Nassauer« nennt, scheint mir in einem ausserdeutschen, wenigstens in einem amerikanischen Lande eine unmögliche Figur zu sein. Ich will einzelne Fälle zur Erläuterung des Vorstehenden anführen; was mir später selbstredend erschien, musste mir in Paraguay noch auffallen. Ich sitze z. B. bei einem Glase Bier und bald nachher setzt ein Fremder sich zu mir mit den Worten: »Con su permiso, señor«. Wir unterhalten uns kaum, jeder liest seine Zeitung, der Herr entfernt sich zeitiger als ich, sagt mir Lebewohl und zahlt. Als ich später den Kellner rufe und mein »¿Mozo, cuanto es?« vorbringe, antwortet er mir: »Ya está pagado, señor«. Fälle wie dieser sind keine Ausnahmen, sondern die Regel. Wenn ich während der ersten Monate meines Aufenthalts in Asuncion in die Pferdebahn stieg und diese gedrängt voll fand, was garnicht selten der Fall war, erhoben sich dem Fremden gegenüber alle jungen Leute und boten mir ihren Platz an. Ich erinnere mich ferner eines Herrn, der mich in der Pferdebahn um Feuer bat. Als der Schaffner von seiner Seite zu uns trat, um Zahlung zu empfangen, zahlte der Herr selbstverständlich für mich: eine Art Gegendienst für das erhaltene Feuer. Hätte ich den Versuch gemacht, ihm meine 30 Pfennige anzubieten, würde ich als eine Art Tonguse die abfälligste Aufmerksamkeit aller Mitfahrenden auf mich gelenkt haben.

Die Bedürfnislosigkeit der Einwohner Paraguays ist beachtenswert. Der »peón« (Arbeiter) kennt genau genommen garkeine Bedürfnisse. Wenn er seine Caña*), wenige Maniocastengel und ein kleines Stück Fleisch

*) Eine Art Zuckerbranntwein.

hat, ist er zufrieden; eigene Wohnung besitzt er selten, er schläft bei seinem Arbeitgeber, trägt eine baumwollene Unterhose, ein ebensolches Hemd, eine Hose und den Poncho. Weiter nennt er nichts sein eigen. In der Woche arbeitet er 3, selten 4 Tage, sein Verdienst beläuft sich auf 1 Dollar, oder 60 Pfennig täglich. Er erhält somit für die Woche durchschnittlich 2—3 Mark. Damit lebt er gut. Auch der Städter und Leute von einiger Erziehung haben wenig Bedürfnisse, so lange sie unvermählt sind. Einer der vornehmsten und bemitteltsten Geschäftsfreunde meines Hamburger Hauses besass hinter seinem Laden einen Raum, der ungefähr 5 m im Geviert messen mochte. Dieser Raum war durch einen billigen japanischen Wandschirm in zwei Teile geteilt; in dem grösseren lagerten Waren aller Art, in dem kleineren hing an der Decke eine Hängematte, an der Wand standen zwei Koffer und auf einem Stuhl befand sich ein kleines Waschbecken aus verzinntem Eisenblech und daneben ein Stück Seife. Weiter besitzt der Inhaber dieses in Europa angesehenen Hauses nichts zu seiner Bequemlichkeit. In diesem Raum lebt er und ist zufrieden. — Ganz anders verhält die Sache sich freilich, sobald die Leute sich entschliessen, ihre sorglose Junggesellenwirtschaft gegen das Familienleben einzutauschen.

»All you who mean to lead a happy life
First learn to rule and then to have a wife.«

Frauen und Mädchen des Landes würden das Notwendigste verpfänden, um ein neues Kleid oder anderen Schmuck und Putz beschaffen zu können. Sie kleiden sich in Gewänder, die in Paris, Wien und Berlin in den Strassen als besonders geschmackvoll, teilweise auch als reich, Aufsehen erregen würden. Aeusserst selten sieht man Kleider ohne den Schmuck baumwollener oder leinener Spitzen, sowie seidener Bänder in allen Farben und Breiten. Ferner trägt jede Dame um Kopf und Mieder ein schwarzseidenes, mehr oder minder reich gesticktes Tuch mit langen Fransen; ein gewisses Geschick, unter Umständen auch mit wenigen Mitteln den Witterungsverhältnissen entsprechende geschmackvolle Kleidung herzustellen, ist den Frauen in Paraguay nicht abzusprechen.

Als im Lande verfertigte Schmuck- und Putzgegenstände könnte ich Ringe und Spitzen erwähnen. Die ersteren sind, aus 5 oder 6 künstlich ineinander geschlungenen Reifen zu einem vereinigt, in Gold oder Silber gearbeitet. Die in Paraguay verfertigten Spitzen dürften zu den gesuchtesten zählen. An einem Taschentuch arbeitet eine Frau 6—8 Wochen, um schliesslich dessen Wert mit 24 Mark zu ernten.

Am 8. März feierte ich meinen 19. Geburtstag. Weyer war am Morgen der erste, der zur Beglückwünschung erschien. Abends hatte ich alle meine Freunde nach einem Café geladen und Sorge getragen, dass Bier in ge-

höriger Menge zur Stelle war. Wir hatten einen herrlichen Abend, an dem wir in einer Laube von Schlinggewächsen Platz nahmen. Chinesische Papierlampen waren darin aufgehängt, soviel sich deren überhaupt nur anbringen liessen. An der einen Seite der Laube hing die Hamburger, an der andern die Bremer Flagge, während an der Rückwand die drei deutschen Farben prangten. In einer Stadt, nicht grösser als Asuncion, war sehr bald bekannt geworden, dass der »Hijo Hamburgés de C. W. & M.« Geburtstag feiere. Meine Freunde und ich sassen, nichts Böses ahnend, bei unsern Schoppen, ich mit meiner ständigen Festbegleiterin, der Guitarre, als von allen Seiten eine Menge ungeladener Gäste sich einfand, unter denen ungefähr 98 v. H. zu meinen Landsleuten zählen mochten. Es war thatsächlich ein unvergleichlich schöner Abend. Wir Deutschen sangen alle unter Begleitung meiner spanischen Zither; die andern hörten mit offenem Munde zu und fanden unsern Gesang grossartig.

Leider muss ich bekennen, dass der Weg nach Hause sich weder für Alvarez, noch für Cramer, Weyer oder mich als ehrenvoll herausstellte. Vorauf schwankte mein Brotherr mit der Laterne, dann folgten Cramer und Weyer, die mich liebevoll in ihre Mitte genommen hatten. Die beiden letztgenannten Freunde hatte ich in den nächsten beiden Tagen keine Gelegenheit zu treffen, Alvarez dagegen glich am folgenden Morgen dem grauen Elend und trank ein Dutzend Flaschen Sodawasser, jede einzelne, in andauernder Feststimmung, auf mein Wohl. Weil diese Feier von allen Teilnehmern mit grossem Beifall aufgenommen war, wurde sie am 12. März, dem Geburtstage meines Vaters in Hamburg, zum zweitenmal unter gleich glücklichen Umständen abgehalten.

Am 20. März lud Alvarez mich ein, mit ihm und einigen Freundinnen und Freunden zum Fischen zu gehen. Wir waren sechs Damen und vier Herren; unter jenen befanden sich zwei zu einem kurzen Aufenthalt aus dem Innern angekommene nicht schöne, aber fesselnde junge Italienerinnen.

Mit einer von ihnen bestieg ich ein kleines Boot, während die übrige Gesellschaft in einem grossen Kahn Platz nahm. Es war eine herrliche Vollmondnacht, so klar und hell, dass man ohne Schwierigkeiten hätte lesen können. Die Damen trugen tadellose, seidene Kleider mit den üblichen Spitzen. Nach drei Stunden kehrten wir zurück, leider mit einem wenig ermutigenden Erfolg; es wurde festgestellt, dass nur ein einziger Fisch ins Garn gegangen sei: und das war ich! Ich hatte nämlich gänzlich vergessen, Angelgerät mit in das Boot zu nehmen und wurde auf diesen Irrtum unter schallendem Gelächter der übrigen erst aufmerksam gemacht, als wir wieder am Land standen. Natürlich brachte ich meine schöne Anglerin ohne Angel nach Hause, unter dem bekannten Wahlspruch: »The longest way round is the shortest way home«.

Am 22. März, dem Gründonnerstage, holte Weyer mich um 6 Uhr morgens ab. Wir pilgerten zusammen nach dem Bahnhof. Genau wie in den deutschen Städten an Feiertagen hatte sich auch hier eine grosse Menschenmenge zusammengefunden: Alles wollte ins Freie, um Ostern nicht in der Stadt zubringen zu müssen. Gewiss ein Dritteil aller Versammelten bestand aus Deutschen.

Wir fuhren nach einem kleinen Dorfe, in dem wir nach ungefähr fünfstündiger Fahrt anlangten. Unser Besuch galt einer Weyer befreundeten Familie. Am Bahnhof erwarteten uns zwei reichgesattelte Pferde; ihre Führer gaben sich offenbar alle erdenkliche Mühe, die hohen Herren aus der Hauptstadt standesgemäss zu empfangen. Mit hochgezogenen Augenbrauen musterte Weyer die Tiere und behauptete dann mit grosser Sicherheit, es seien die Pferde des Polizeivorstehers oder einer ähnlichen hochgestellten Persönlichkeit. Er sollte Recht behalten. An Ort und Stelle angekommen, wurden wir in einem Rancho besonders liebenswürdig empfangen. Nach einem Bade im Flusse wurde das Mittagessen zubereitet, zu welchem Zwecke wir alle in die eine Hand einen Holzspiess, in die andere ein gerupftes Huhn erhielten; sodann wurde ein grosses Feuer angezündet,



Asuncion — Paraguay. Der Bahnhof.

und so sassen wir, 10 oder 11 Personen, um dieses herum und brieten jeder sein Huhn. Nach dem Essen folgte die übliche Ruhe in den Hängematten. Am Nachmittag hatten die Frauen ihre Sonntagskleider angelegt und wir spazierten mit unsern feierlich geschmückten Damen auf Nachbarbesuche. Die Ranchos auf dem Lande sind auch nur, wie diejenigen in der Nähe von Asuncion, aus Lehm, Bambus und Stroh zusammengebaut, sehen aber wesentlich freundlicher und sauberer aus, als diejenigen bei der Stadt. In jedem Rancho erhielten wir neue Cigarren, ohne Ausnahme aus zarter Hand. Der Betreffende sucht sich die Cigarre aus, um sie sogleich an die Dame zurückzugeben, welche die Kiste überreicht. Diese beisst die Spitze ab, zündet mit unvergleichlicher Anmut die Cigarre an einem brennenden Holzstück an, um sie nach vier oder fünf Zügen an ihren Herrn zurückzugeben. Durch die zierlichen Bewegungen fast aller Südamerikanerinnen, selbst wenn sie keine weiteren Reize aufzuweisen haben, wird einem derartigen Brauch ungemein viel Anregendes verliehen. Als wir nach Hause zurückgekehrt waren, entlud sich über unserm Rancho ein Platzregen, wie er nur in der heissen Zone vorkommt. In einer Zeit von wenigen Minuten war die ganze Umgebung unseres Hauses in einen See verwandelt, auf dem man ohne Schwierigkeiten in kleinen Booten hätte fahren können. Allmählich löste dieser Guss sich auf in einen Landregen, der drei Tage andauerte. Der Humor Weyers liess indessen keine Langeweile aufkommen. Im übrigen beschäftigten wir uns mit Hängemattenflechten, Cigarrendrehen und Tanzen.

Bald nach dem Osterfest hatte ich zu meiner Freude endlich einmal Gelegenheit, Alvarez die Erzeugnisse meines Vaterlandes unter vorteilhaften Umständen vorführen zu können. Von unserm Zwischenhändler in Paris erhielten wir wollene, mit Seide durchwirkte Umhängetücher; als ich Alvarez den Inhalt der Kiste zeigte, erklärte er mir: »Sehen Sie, solche Sachen bekommt man nur aus Frankreich. Derartiges können Sie nicht machen!« Indessen hatte ich schon auf dem Aeussern der Kiste den bekannten grünen Zettel: »Ausfuhrgut via Hamburg« bemerkt, und als ich Alvarez frohlockend darauf aufmerksam machte, musste mein Herr Vorgesetzter ziemlich kleinlaut seinen Irrtum zugeben.

Im Laufe des März hatte ich auf Cramers Anregung meinen Namen in die »Sociedad de los amigos de la doctrina de Buda« eintragen lassen. Der Mangel an geistiger Anregung im alltäglichen Leben in Asuncion hatte veranlasst, dass sowohl Eingeborene als Deutsche und Engländer sich mit der Weisheit des Buddha befassten und befreundeten. Aus den kleinsten Anfängen, aus den Betrachtungen eines Engländers, war diese Sociedad entstanden. Es gehörten ihr derzeit so ziemlich alle Einwohner der Stadt an, denen es Freude macht, selbständig zu

denken über Gott, Ewigkeit und Unsterblichkeit. Die Werke über Buddha und seine Lehre von Oldenberg, Neumann, Rhys Davids, Alabaster und Max Müller standen den Mitgliedern der Gesellschaft zur Verfügung.

Eine, zum Teil aus Europäern und von Australien Eingewanderten, in Amerika gebildete Gesellschaft, die sich ausschliesslich mit dem grossen asiatischen Denker beschäftigt, erscheint mir so eigenartig, dass ich einige Worte über die Sociedad einzuflechten für geeignet erachte.

Zu einer eingehenden Beschäftigung mit dem Leben des grossen Weisen, dem eigentlichen Gehalt seiner Lehre, bin ich nicht gekommen, dagegen nahm ich regen, wenn auch grösstenteils unthätigen Anteil vornehmlich an zwei Fragen, die an den Versammlungsabenden in unserer Gesellschaft mehrfach erörtert wurden. Die erste behandelte die Stellungnahme zu der christlichen Mission in Japan und China, die zweite das mutmassliche zukünftige Verhältnis des Buddhismus zur Lösung der Arbeiterfrage in Europa. Es wurde besprochen, dass ungeheure Summen — aus den Vereinigten Staaten von Nord-



Asuncion — Paraguay. Rancho unweit der Stadt.

amerika allein jährlich 20 Millionen Mark — für christliche Missionäre verausgabt würden, und zwar zum grössten Teil in China, einem Lande, das durch die Lehrsätze der buddhistischen Weisheit in religiöser Beziehung ganz auf der Höhe aller christlichen Staaten stehe, während die nach Millionen zählenden Beiträge für darbende Christen bessere Verwendung finden könnten.

Die zweite Frage gipfelte in folgender Ausführung: Der Sozialismus der christlichen Staaten hat vornehmlich in der Religionslosigkeit der grossen Menge seinen Grund. Während einerseits Kirchen über Kirchen gebaut werden, lehrt man auf den Hochschulen, die ewigen Gesetze der Natur als Höchstes anzuerkennen. Man begründet diese Lehre mit den Ergebnissen der Stern-, der Erd-, der Versteinerungskunde, der vergleichenden Entwicklungsgeschichte, der Lehre von den Organen, von ihren Verrichtungen u. s. w. Gleichzeitig unterrichtet man in den Volksschulen nach wie vor aus dem ersten Buch Mose. Die aus diesen Widersprüchen sich ergebende Folge ist die Religionslosigkeit und daraus wieder entspringend der Sozialismus. Von den Freunden der buddhistischen Lehre in Asuncion wurden nunmehr folgende Voraussetzungen aufgestellt. Wenn die Lehrer des Christentums sich nicht entschliessen, auch in Volksschulen den Unterricht so zu gestalten, dass er den neueren Weltanschauungen entspricht, so werden die Kirchen, so viel man deren auch bauen mag, leerer und leerer. Die Menge dagegen braucht einen Anhalt für ihr geistiges Leben in der Religion, und auf Grund dieses Naturgesetzes wird das Christentum in seiner, wenige Jahrzehnte nach dem Leben seines Begründers in Glaubenssätze gefassten Unduldsamkeit dem Buddhismus weichen müssen.

Ich habe hier nur das Gedankengebiet andeuten wollen, über das ich manche Abende von ohne Zweifel geistvollen Männern Aeusserungen hören konnte, die um so anregender waren, als sie oft stark voneinander abwichen. Zur Erläuterung des Vorstehenden teile ich für den dem Buddhismus fremd Gegenüberstehenden — im Anhang — einzelne Teile aus dem vor ungefähr 12 Jahren erschienenen buddhistischen Katechismus von Subhadra Bhikschu mit.

Meine deutschen Freunde in Asuncion machten mich aufmerksam auf die vielfache Uebereinstimmung der buddhistischen Anschauungen mit den Lehren Immanuel Kants. Aus den Werken des Königsberger Weisen, herausgegeben von Rosenkranz & Schubert, schrieb ich mir z. B. aus dem 10. Bande, S. 210 folgenden Satz ab, der sich so ziemlich mit dem eigentlichen Kern der Buddhalehre deckt:

> »Der allem Religionswahn abhelfende oder vorbeugende Grundsatz eines Kirchenglaubens ist: dass dieser neben den statutarischen Sätzen, deren er für jetzt nicht gänzlich entbehren kann, doch

zugleich ein Prinzip in sich enthalten müsse, die Religion des guten Lebenswandels, als das eigentliche Ziel, um jener gar dereinst entbehren zu können, herbeizuführen.«

Ein solches förmliches Hand in Hand gehen der Anschauungen des Königsbergers mit den Buddhalehren erschien mir zum mindesten beachtenswert. — — —

Wenn ich von dem Bildungsgrad meiner Mitarbeiter in der Tienda bisher nicht viel anderes berichten konnte, als dass sie notdürftig in die Geheimnisse des A b c eingeweiht seien, so liess sich von ihnen, wenn auch nicht viel, so doch einiges in musikalischer Beziehung erlernen. Abends pflegte ich häufig mit den fünf Berufsgenossen vor der Thür an der Strasse zu sitzen und unter ihrer Anleitung mein bis dahin ziemlich mangelhaftes Guitarrespiel, wenn auch nur in bescheidenem Masse, zu vervollkommnen. Eigentliche Lehrer für die spanische Zither giebt es in Paraguay nicht, aber jeder Eingeborene lernt dieses in Europa unterschätzte Instrument von anderen spielen. Solchen Uebungen konnten wir mehr und mehr nachgehen mit dem Herannahen des Winters. Zur Zeit meiner Ankunft im Dezember 1893 ging der Handel gut, im Februar 1894 mässig, im April wurde wenig und im Juni eigentlich garnichts mehr verkauft. Alvarez sowie die übrigen Kaufleute liessen allmählich die Köpfe hängen. Im Lande hatten Heuschrecken und Dürre die Ernte teilweise vernichtet, und wenn das Land keine Erzeugnisse hervorbringt, wird in der Stadt nichts verkauft.

Als der Sommer seinem Ende entgegen ging, wurden die Ausflüge auf die Estancias seltener; ich benutzte nunmehr an jedem Morgen die herrliche Umgebung der Stadt zu einem mehr oder minder ausgedehnten Ritt in flottester Gangart, um mich nach frostiger Nacht warm zu reiten. Ende April sank der Wärmemesser auf 20—25° R. während der Tagesstunden. Mein nächtliches Unterkommen verlegte ich unter diesen Umständen vom Hof in der Mitte des Hauses in die Schreibstube, indem ich meine Hängematte zwischen dem Geldschrank und dem Pult meines Brotherrn befestigte.

Am 3. Mai wurden Weyer und ich von einem Herrn Jertas, Ladenbesitzer und angesehenem Kaufmann, zur Hochzeit seiner Schwester nach Villa Rica, einer Stadt im Innern, eingeladen. Mit Dank versprachen wir der Aufforderung zu folgen und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Wir waren neugierig gemacht durch die Zeitungen, die lange Aufsätze gebracht hatten über Sonderzüge, die die erlauchten Eingeladenen an Ort und Stelle führen sollten. Nachdem wir uns abends zuvor mit Konserven aller Art reichlich versehen hatten, standen wir am Sonntag morgens 6 Uhr auf dem Bahnhof und fragten nach dem Sonderzug für Villa Rica. Der Beamte starrte Weyer und mich an: weder er noch irgend jemand wussten etwas von einer solchen Merkwürdigkeit. Nach einer halben Stunde er-

schien Herr Jertas; wir lösten Fahrkarten, um in dem regelmässigen Zuge Platz zu nehmen. Die Fahrt liess in keiner Weise zu wünschen übrig. Man lachte und rauchte; alle Eingeladenen blieben in vortrefflicher Stimmung. Unterwegs schloss sich der Gesellschaft ein Baron von Lessel an, der nicht wenig zu der allgemeinen Unterhaltung beitrug. Dieser Baron war seit 14 Jahren im Lande und betreibt eine Schnapsfabrik im Chaco, der Wildnis jenseit des Flusses. Als wir 30 bis 40 Hochzeitsgäste am Endziel unserer Reise anlangten, bedauerten wir, dass die neunstündige Fahrt ihr Ende erreicht hatte.

Villa Rica bietet nichts Anziehendes, liegt aber in ganz besonders hübscher Umgebung. Im einzigen Gasthof der Stadt stiegen wir ab, um zu erfahren, dass infolge des Hochzeitsfestes kein Platz mehr zu haben sei. Weyer und ich waren erbost und klagten uns gegenseitig an, überhaupt mitgegangen zu sein. Billigerweise hätten wir beide wissen müssen, dass das Einladen in Paraguay nichts Seltenes ist, dass indessen die euro-



Paraguay. Umgegend von Villa Rica.

päische Sitte, sich um seine Gäste und deren Bequemlichkeit zu bekümmern, in jenem Lande noch ganz unbekannt sei. Indessen machten wir doch einigen Lärm, der zur Folge hatte, dass wir die Erlaubnis erhielten, auf dem Billard schlafen zu dürfen. Vorerst unternahmen wir einen Spaziergang durch die Stadt und trafen den »distinguido caballero«, dem wir die Einladung verdankten. Er machte uns die erfreuliche Mitteilung, dass die Hochzeit auf nachts 12½ Uhr festgesetzt sei! Die gute Laune liess Weyer bei dieser Gelegenheit zum erstenmale im Stich. Wir verschafften uns schliesslich Pferde und ritten, um unsere Langeweile zu vertreiben, um 6 Uhr abends in der herrlichen Umgebung der Stadt spazieren. Darauf assen wir im Gasthof zu Mittag und nahmen dann noch die vorsichtigerweise mitgebrachten Mundvorräte in Anspruch; ohne sie hätten wir hungern müssen. Das im Gasthof Vorgesetzte war das unwürdigste Futter, das ich jemals Menschen habe bieten sehen. Nach dem Mittagsmahl spielten wir 4 Stunden Billard, bis die Uhr mit Gottes Hilfe elf schlug.

Um nach der langen Tagesfahrt vor den uns erwartenden Feierlichkeiten noch einige Ruhe zu geniessen, legten wir uns aufs Billard. Als ich erwachte, zeigte die Uhr 3, somit hatten wir die Hochzeit verpasst; mit einigen deutschen Kernflüchen drehten wir uns um und schliefen weiter bis zum nächsten Morgen 8 Uhr. Wir nahmen Pferde und ritten abermals spazieren. Bei der Gelegenheit sah ich zum erstenmale einen Schuppen, in dem die rohen Ochsen- und Kuhhäute ausgespannt, gewaschen, getrocknet und versandfertig gemacht werden. 5000—8000 Felle lagerten in dieser »barráca«. Wir besichtigten noch eine grössere Reisanpflanzung und kehrten nach Hause zurück. Am selben Abend assen wir bei Herrn Meyer, einem Deutschen, in Villa Rica und hielten uns für die Unbilden des letzten Mittagsmahles schadlos. Am nächsten Tage dampften wir nach Asuncion zurück.

Eine Eisenbahnfahrt in Paraguay hat genau genommen etwas gemütlich Anheimelndes. Die Einrichtungen in den Wagen gestatten den Reisenden alle nur mögliche, den Sitten des Landes entsprechende Behaglichkeit. Wer den Zug entlang sieht, kann mancherlei bemerken, was man in Europa kaum beobachten dürfte. Hier hängt einer seine Beine zum Fenster hinaus, dort sitzt ein Papagei, an einem andern Fenster klettert eben ein gezähmter Affe heraus, um es sich auf dem Dach bequem zu machen. Das Getriebe auf den Halteplätzen bietet ebenfalls viel Abwechslung: Bananen, Ananas, Apfelsinen und Cigarren sind für die kleinste Sorte Scheidemünze zu haben; 5 oder 6 Sprachen hört man überall.

Gegen Ende Mai wurde von den vornehmsten Ein- und Ausfuhrhäusern der Stadt eine Eingabe an die Regierung aufgesetzt, in der dieser vorgestellt wurde, dass das Land zu Grunde gehen müsse, falls man fort-

fahre, das Volk in bisheriger Weise zu leiten. Der Dollar, der einen Wert von 4 Mark haben sollte, galt zur Zeit 57 Pfennige. Wer überhaupt Waren verkaufen konnte, war nicht imstande, an ihnen soviel zu verdienen, um den Geldwertverlust auszugleichen. Unter diesen Umständen hielt einer der Handelsfreunde meiner väterlichen Firma es für geraten, seinen ganzen Warenvorrat in öffentlicher Versteigerung abzugeben. Den Reinerlös von ungefähr 8000 Dollars legte er sich zurück, um ihn gelegentlich zu einer Reise nach Europa zu verwenden. Vorläufig wählte man ihn zum Leiter einer Bank mit langem, vielversprechendem Namen, ohne dass er auch nur die entfernteste Ahnung von Bankgeschäften hatte. Viel Schaden liess sich an dieser Bank übrigens insofern nicht anrichten, als sie keinen Cent Barvermögen besass.

Anfang Juni hatte der sogenannte Winter Einzug bei uns gehalten. Wer monatelang in einem Wärmezustand von 27—32° R. gelebt hat, dem erscheinen + 12—15° als empfindliche Kälte. Dazu kam, dass in meiner nächtlichen Herberge der Fussboden aus Steinen zusammengesetzt war und von den Fensterscheiben in unserer Schreibstube kaum eine einzige ihre ursprüngliche Gestalt beibehalten hatte. Trotz 3 wollener Decken fror mich nachts in meiner Hamaka, und Doña Pepita hatte früh morgens alles aufzubieten, um mich einigermassen in Wärme zu bringen.

IV. KAPITEL.

Ein Volksaufstand in Paraguay.

Am 9. Juni erlebten wir einen jener Volksaufstände, wie sie in den süd- und mittelamerikanischen Freistaaten nicht zu den Seltenheiten zählen.

Ehe ich über diese kurze Erhebung und meine unfreiwillige Beteiligung daran berichte, will ich einiges Allgemeine über die politischen Verhältnisse dieses Landes vorausschicken.

Die ganze Bevölkerung teilt sich in zwei politische Parteien, die Regierungspartei oder Republikaner und die Volkspartei oder Demokraten. Erstere nennen sich kurzweg die rote, die letzteren die blaue Partei. In ihren politischen Gesinnungen unterscheiden sie sich vornehmlich dadurch, dass die Roten Fremde ins Land zu ziehen suchen, während die Blauen eine gewisse Abneigung gegen alles Fremde zeigen und Paraguay ausschliesslich für die dort Geborenen sichern möchten. Beide Parteien gleichen sich dagegen auf ein Haar in der Absicht, die Regierung an sich reissen zu wollen, um alsdann soviel wie möglich das Regieren zum persönlichen Vorteil auszunutzen. Seit zwölf Jahren waren die Roten am Ruder.

Im Jahre 1882 wurde der General Caballero von der roten Partei zum Präsidenten erwählt, und geniesst bis zum heutigen Tage den Ruf, ein »guter Kerl« zu sein. Er erfreute sich daher auch bis zum letzten Aufstand einer allgemeinen Beliebtheit, die vornehmlich darin begründet sein mochte, dass er nicht bestrebt war, sich selbst ein ausgedehntes Vermögen zu sichern, sondern alle Geldvorteile, welche die Präsidentschaft oder Teilhaberschaft an der Regierung einbrachte, unter die Anhänger seiner Partei verteilte. Sein politischer Einfluss war, auch nachdem er aufhörte, Präsident zu sein, bis zum 9. Juni 1894 der vorwiegendste im Lande.

4*

1886 hatte er der Verfassung gemäss seine Präsidentschaft niederzulegen; auf seine Veranlassung wurde General Escobar gewählt, der bis 1890 als Präsident des Freistaates sein Amt in ziemlich unentschlossener Weise versah. Im November 1890 trat Juan Gonzales an seine Stelle, und zwar ausschliesslich durch den Einfluss Caballeros, dem Gonzales selbstverständlich vielerlei Versprechen und Zugeständnisse machen musste, bevor Caballero, mit der nötigen Hilfe Escobars, ihn, Gonzales, zum Präsidenten wählen liess. Nach der Wahl hielt Gonzales indessen für angemessen, sich von Caballero mehr und mehr loszusagen, die ihm gegebenen Versprechungen weder zu erfüllen, noch zu achten und selbständig eine neue Politik, unabhängig von dem allmächtigen Caballero, zu begründen, natürlich zum grossen Missvergnügen des letzteren und seines bedeutenden Anhanges.

Im November des Jahres 1894 sollte zur neuen Präsidentenwahl geschritten werden. Ebenso wie in den letzten zwölf Jahren hatte die Partei der Blauen bei der Wahl kaum mitzureden, während Caballero den Kriegsminister der letzten vier Jahre, Egusquiza, zum Präsidenten erwählt zu sehen wünschte; zu dieser Wahl hatte auch Juan Gonzales seine ganze Unterstützung zugesagt. Indessen sowohl Caballero als auch Egusquiza selbst trauten dem Präsidenten Gonzales durchaus nicht, von dem als öffentliches Geheimnis galt, dass er seinen Schwager Décout zu seinem Nachfolger ernennen würde. Obgleich die Verfassung des Freistaates die alle vier Jahre wiederkehrende Wahl des Präsidenten dem allgemeinen Stimmrecht zur Entscheidung überlässt, ist es eine wohl bekannte Thatsache, dass nicht das Volk den kommenden Präsidenten, sondern das zur Zeit regierende Haupt der Republik seinen Nachfolger ernennt, und zwar in folgender Weise: Während der Wahlen sendet der Präsident das ihm selbstverständlich ergebene Militär durch das ganze Land »zur Aufrechterhaltung der Ordnung«. Diese wird in der Weise gehandhabt, dass diejenigen, welche anders stimmen, als dem Präsidenten erwünscht ist, von der Wahlurne, wenn es nicht anders geht, mit blanker Waffe zurückgehalten werden »zur Aufrechterhaltung der Ordnung«! Durch seine über das ganze Land verteilten Unterhändler und Helfershelfer ist es dem Präsidenten leicht gemacht, vor der Wahl zu erfahren, wie und für wen in den einzelnen Ortschaften gestimmt werden soll.

Décout war sowohl der roten, als auch der blauen Partei verhasst. Er ist ohne Frage der geistvollste aller Politiker des Landes und daher keiner Partei recht, welche beide des eigenen Vorteils wegen keine hervorragende Persönlichkeit an der Spitze des Staates sehen wollen. Ueberdies glaubte man allgemein, dass Décout, selbstverständlich mit grossem persönlichen Vorteil, Paraguay an Argentinien überliefern würde, was ohne Frage dem Lande von grossem Nutzen, den einzelnen Parteiführern dagegen

natürlich von ebenso grossem Nachteil gewesen sein würde. Somit war die Partei der Roten in sich zerfallen, indem der Präsident Gonzales nicht wie der allmächtige Caballero wollte, zu dessen eigenen Geschöpfen er doch gehörte.

So standen die Dinge am Morgen des 9. Juni 1894, als ich von meinem Brotherrn ins Regierungsgebäude geschickt wurde, um endgiltigen Bescheid zu holen, an welchem Tage und zu welcher Stunde der Präsident mit Herrn Alvarez die übliche halbjährliche Durchsicht der Eisenbahnbücher vorzunehmen gedenke. Ich machte mich also auf den Weg und schritt, ohne Böses zu ahnen, quer über die breite Plaza auf das Regierungsgebäude zu. Ich meldete mich im Vorzimmer des Präsidenten und erhielt Bescheid, er wünsche mich persönlich in der Angelegenheit zu sprechen; ich möge eine kleine Viertelstunde im Vorzimmer verweilen.

Sehr bald befand ich mich in der Gesellschaft eines jungen freudestrahlenden Herrn, der mir mitteilte, dass er am 16. seine Hochzeit zu feiern gedenke und nichts Geringeres beabsichtige, als den »señor presidente« zu diesem Feste einzuladen. Er versicherte mich, dass er ganz ausserordentlich glücklich sein würde, mich ebenfalls bei der Feier zu sehen, und nachdem ich ihm unter dem allerverbindlichsten Dank meine Zusage erteilt hatte, ahnte weder er, wen er eingeladen hatte, noch wusste ich, wo und bei wem die Hochzeitsfeier dieses mir ganz unbekannten Herrn stattfinden sollte. Gegenseitige Aufklärungen konnten garnicht in Frage kommen, wie überhaupt der Sitte des Landes entsprechend die Einladung ebensowenig ernst wie meine Zusage gemeint war, trotz der gegenteiligen ernstesten Versprechungen.

Während mein Gefährte und ich die Zeit verplauderten, wurde es in den Strassen lebendig, bis wir erst eine, dann mehrere und schliesslich viele Kanonen in grösster Eile unter Trommelwirbel und in augenscheinlich nichts weniger als friedlicher Absicht vor das Regierungsgebäude fahren sahen. Ungefähr gleichzeitig mit dem Erscheinen der ersten Kanone auf der grossen Plaza wurde die nach dem Vorplatz führende Thür aufgerissen und herein traten 3 Offiziere mit dem Revolver in der Hand, die wir sofort als Adjutanten und Freunde Egusquizas erkannten. Ohne alle Umstände betraten diese 3 höheren Offiziere das Gemach des Präsidenten. Die wahrscheinlich dünne Wand zwischen diesem Zimmer und dem Warteraum, sowie die laute Sprache der Beteiligten gestatteten uns, recht deutlich zu hören, wie der Präsident im Namen seiner Partei, also der Republikaner, unter dem Vortritte Caballeros, Egusquizas und Escobars aufgefordert wurde, das sofortige Niederlegen seiner Präsidentschaft durch seine Namensunterschrift unter ein ihm vorgelegtes Schriftstück zu bestätigen. Wir unterschieden deutlich die Stimme des Präsidenten, der sich bestimmt weigerte, diese Unterschrift zu geben, worauf einer der drei Offiziere ihm mit ge-

hobener Stimme ungefähr Folgendes sagte: »Don Juan, Sie sehen in Erregung zum Fenster hinaus, weil Sie das Erscheinen des Polizeimeisters Coronél Meza mit der ganzen Polizei erwarten, um unsere Artillerie, die unter Leitung Caballeros und Egusquizas unten, wie Sie sehen, Ihrer Entscheidung entgegensieht, zu zerstreuen und kampfunfähig zu machen, aber hoffen Sie nichts; wir haben uns Mezas bemächtigt, ehe wir zu Ihnen kamen, und jeder Polizist in den Strassen ist gefangen genommen, bevor wir hier erschienen. Meza hat Sie nicht freiwillig im Stich gelassen, sondern er ist unserer Gewalt gewichen. Caballero ist in die Kaserne gegangen und hat erklärt, dass niemand dem Präsidenten, sondern dass man ihm allein zu gehorchen habe. Dieser Aufforderung leistete das Militär, wie Sie sich leicht denken können, Folge.«

Der Heiratskandidat, dessen Erscheinung unter diesen Umständen, beiläufig bemerkt, eher der eines Leichen- als der eines Hochzeitsbitters ähnlich sah, und ich wechselten einen kurzen, aber verständnisvollen Blick; wir erhoben uns, gingen recht schnell durch die Thür und die Treppe hinunter, um das Freie zu suchen. Unten traten uns zwei Infanteristen entgegen, legten die Gewehre auf uns an, während ein Offizier uns zurief, dass niemand das Gebäude lebend verlassen werde. Hier war kein Zweifel, ich musste mir sagen: »Ce n'est pas la révolte, c'est la révolution.« Jeden Augenblick konnte das Feuern der Artillerie auf die Infanterie und umgekehrt vor sich gehen, und da sass ich Unglücksrabe mitten darin. Ich wusste zur Zeit nicht, ob Infanterie und Artillerie gemeinsame Sache gemacht hatten oder sich feindlich gegenüberstanden. Angesichts der beiden auf uns gerichteten Gewehre blieb meinem Leidensgenossen und mir nur übrig, schleunigst wieder hinaufzueilen, und zwar hielten wir nicht mehr für angemessen, ins Wartezimmer zurück zu kehren, sondern wir begaben uns eine Treppe höher auf den Boden des Regierungsgebäudes, auf dem wir Gelegenheit fanden, wenn wir uns platt auf den Leib legten, zwischen dem überstehenden Dach und der Mauer des Gebäudes auf den nunmehr mit der ganzen Artillerie besetzten Platz hinunterzusehen. Zehn Minuten mochten verstrichen sein seit dem Augenblick, wo die drei vorerwähnten Offiziere in das Empfangszimmer getreten waren. Fernere zehn Minuten mussten wir in unserer nichts weniger als beneidenswerten Lage zubringen, bis wir erlöst wurden. Mein Gefährte bekreuzigte sich wenigstens zwanzigmal und schwur, dass er lieber garnicht heiraten wolle, als einen solchen Kerl wie Gonzales auf seiner Hochzeit zu sehen. Dabei waren wir natürlich jeden Augenblick Gefahr gelaufen, dass die Artillerie unten Ernst machen würde, und dass das Zusammenschiessen des Regierungsgebäudes sofort vor sich gehen könne; in diesem Falle wären wir entweder auf die Kanonen hinuntergefallen oder unter den Trümmern des Daches begraben worden.

Schliesslich führten Caballero und Egusquiza »al señor presidente« Don Juan Gonzales in ihrer Mitte als Gefangenen durch die Artillerie halb rechts in den cuartel (Kaserne) über den weiten Platz. Ungefähr 20 Mann Artillerie bildeten die Begleitung. Aus der Vogelschau hatten wir deutlich Gelegenheit, diesen Aufzug zu beobachten. Der Heiratsanwart und ich fühlten Centnerlasten von unsern Herzen rollen; nachdem wir uns überzeugt hatten, wie eine Kanone nach der andern abfuhr, wie die Infanterie das Regierungsgebäude verliess, glaubten wir einen neuen Versuch machen zu dürfen, dem verhängnisvollen Orte lebewohl zu sagen. Ganz unbehindert gelangten wir auf die Strasse. Wir drückten uns kurz die Hände, und unbesorgt, wo mein Leidensgefährte bleiben würde, suchte ich, so schnell mich meine Füsse tragen wollten, in meine Behausung zu gelangen.

Die »Revolution« war beendet, kein Tropfen Blut war geflossen. Während der 20 bis 25 Minuten, die sie dauerte, war allerdings in den Hauptstrassen die grösste Anzahl der Läden geschlossen gewesen, wie ich später in Erfahrung brachte. Dagegen hatte die Pferdebahn nicht einen Augenblick ihre regelmässigen Fahrten eingestellt. Als ich am Abend des 9. und während des ganzen 10. durch die Strassen schlenderte, fand ich überall die einfachen Soldaten und Offiziere, mit roten Blumen an den Mützen und in den Knopflöchern, unter dem Einfluss von überreichlich genossenem Alkohol in der gehobensten Stimmung, teilweise einander in den Armen liegend, vor Freude über den friedlichen Ausgang dieses Aufstandes. Von Mannszucht nirgends eine Spur. Vorläufig war der bisherige Vizepräsident Morinigo der verfassungsmässige Machthaber des Landes, bis sich durch die Wahl am 19. November 1894 ergeben sollte, ob Caballero oder Egusquiza für die nächsten vier Jahre zum Präsidenten ernannt werden würde.

Gonzales wurde noch am Abend des 9. nach Corrientes eingeschifft.

Jeder Deutsche, der solche Zustände aus nächster Nähe zu sehen Gelegenheit hat, muss ganz unwillkürlich auf den Gedanken kommen, dass ein halbes Regiment unserer Infanterie hier dauernde Ordnung und gesittete Zustände zu schaffen imstande wäre, ja, dass das schöne Land Paraguay einer blühenden Zukunft entgegengehen würde unter einer europäischen Macht Bevormundung, wie sie beispielsweise gegenwärtig England über Egypten segensreich ausübt.

V. KAPITEL.

Ein geschichtlicher Rückblick.

Ich fühle mich nicht berufen, eine geschichtliche Abhandlung zu schreiben über diejenigen Länder, die ich auf meinen langen Reisen durch kurzen oder längeren Aufenthalt kennen gelernt habe. Dagegen möchte ich hier — im Zusammenhang mit der im vorigen Kapitel gegebenen Schilderung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse — einen kurzen Hinweis auf die Entwicklungsgeschichte von Paraguay einfügen, das ohne Frage zu den herrlichsten und von der Natur bevorzugtesten Ländern unserer Erde zählt.

Gegen Ende der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist Asuncion gegründet, als erste Stadt in dem gesamten La Plata-Gebiete. Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts blieb Paraguay Provinz unter der Oberhoheit des in Lima ansässigen Unterkönigs. Im Jahre 1775 wurde es dem neuerrichteten Vice-Königreich Buenos Aires unterstellt. In den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts beschloss Philipp der Dritte von Spanien, das Christentum durch die Jesuiten unter den Indianern in Südamerika einzuführen. Mit seltenem Geschick hat dieser Orden es verstanden, aus den kriegerischen Leuten sesshafte Völker zu bilden, ohne jede Gewalt, ausschliesslich dadurch, dass man den Indianern Freudenfeste, Zerstreuungen und Lustbarkeiten aller Art in den Grenzen, wie die gute Sitte sie zieht, im reichsten Masse bot. Des ferneren waren die Jesuiten bestrebt, eine neue Völkerart durch Vermischung der weissen Rasse mit den Indianern zu schaffen. Zwar ist bis heute die vorschriftsmässige Landessprache die spanische, die Mundart des Umganges dagegen im ganzen Lande das Guarani, also die Sprache der eingeborenen Indianer mit einzelnen spanischen Zusätzen. Die Jünger Loyolas haben das Land eigentlich beherrscht von der Mitte des

16. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts und zwar in einer für seine Entwicklung durchaus förderlichen und wohlthuenden Art.

Zu den ersten Staaten, die zu Anfang unseres Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit in Süd-Amerika durchsetzten, zählt Paraguay. Der ungemein thatkräftige Dr. Francia verstand es, den gegenwärtigen Freistaat zu begründen und seine Entwicklung unter den neuen Verhältnissen ungemein schneller weiter zu führen, als sie unter spanischer Herrschaft möglich gewesen wäre. Im Jahre 1815 wurde Francia zum »Supremo« ernannt. Manchen Gefahren war der junge Freistaat, zumal durch seinen grossen Nachbar, Brasilien, ausgesetzt. Der Aufgabe, sie abzuwenden, war der im übrigen bis zur Grausamkeit rücksichtslose Dr. Francia gewachsen. Der Supremo regierte im Sinne der Jesuiten, obgleich er für angezeigt erachtete, alles Eigentum der Kirche zum Vorteil des Staates einzuziehen, sowie den Priestern allen und jeden Verkehr mit Rom unter härtesten Strafen zu untersagen. Die Heilighaltung der Ehe wurde nicht aufgehoben, aber den natürlichen Neigungen eines Volks von erwachsenen Kindern entsprechend milder aufgefasst. Es mag vornehmlich diesen Umständen zuzuschreiben sein, dass in den Wohnungen der Priester bis auf den heutigen Tag der Kindersegen nicht geringer ist als in den Ranchos auf dem Lande. Als im Jahre 1840 der 85 Jahre alte Supremo starb, umstand das ganze Volk weinend seine Leiche. Im Jahre 1844 übertrug man dem Antonio Lopez die Präsidentschaft auf zehn Jahre, später auf Lebenszeit. Er war ebenso wie der Supremo Francia aus dem Rechtsgelehrtenstande hervorgegangen und verstand es mit nicht geringerem Geschick als dieser, sein Land durch alle Angriffe von aussen sicher zu geleiten und in einer staunenerregenden Weise die wirtschaftlichen Hilfsquellen auszunutzen. Obgleich er, ebenso wie sein grosser Vorgänger und die Jesuiten, sein Land möglichst von der Aussenwelt abzuschliessen suchte, brachte er es doch dahin, dass gegen Ende der vierziger Jahre der Bau einer Eisenbahn in Angriff genommen wurde, ein Unternehmen, das derzeit in Süd- und Mittelamerika nicht seinesgleichen fand. Seine Hauptstütze in der Entwicklung des Landes bestand in einer Sparsamkeit, welche diejenige eines Friedrich Wilhelm I. übertreffen konnte; niemals soll er seine aussergewöhnliche Macht zur Bereicherung seiner Person oder der ihm in der Regierung Nahestehenden benutzt haben. Da es ihm auf Grund seiner vorgerückten Jahre nicht beschieden sein konnte, sein Land bis zu dem mustergiltigen Zustand zu bringen, den er sich als Ziel seiner Herrschaft gesetzt hatte, gab er sich der Hoffnung hin, dass diese seine Herzenswünsche später durch seinen Sohn zur Ausführung gelangen möchten.

Selten sind in der Geschichte einem Herrscher von frühester Jugend an solche Glücks- und Machtmittel auf den Weg gegeben worden, wie dem jüngeren Lopez. Im Jahre 1827 geboren, erhielt Solano Lopez eine

nach südamerikanischen Begriffen sorgfältige Erziehung. Schon früh zog der alte Lopez seinen Sohn zum Staatsdienst heran. Mit der Vollendung seines 18. Jahres wurde der junge Mann zum General ernannt und wenige Jahre darauf nach Rio de Janeiro, später nach Paris geschickt. Am brasilischen Hofe reifte in ihm der Gedanke, alle südlich und westlich von Brasilien liegenden Staaten zu einem zweiten Kaiserreich zu vereinigen, und als Solano Lopez 1853 von Napoleon III. ungefähr wie der Sohn eines mächtigen Fürsten aufgenommen wurde, bereitete er sich in Paris



Asuncion — Paraguay. Der noch unvollendete Palast des Supremo Lopez, jetzt: Palacio nacional.

zu der Aufgabe vor, aus einem Freistaat ein Kaiserreich zu bilden. Durch die damaligen Rüstungen zum Krimkriege angeregt, hielt er zur Durchführung seiner Zwecke eine militärische Macht für das erste Erfordernis. Sein Eifer für die Sache ging soweit, dass er selbst die Herstellung der zum Kriege erforderlichen Ausrüstungen zu erlernen suchte. In diesem Zeitraum erfasste ihn sein Geschick in Gestalt einer Eliza Lynch. Ohne Frage musste ein Mann von der Stellung und den Fähigkeiten eines Solano Lopez in Paris Aufsehen erregen. Jene schöne Irländerin, die ihrem Gatten, einem englischen Arzt, entlaufen war, um sich in der Seinestadt allen ausschweifenden Genüssen, wie die zweite Kaiserzeit sie mit sich brachte, hin-

zugeben, heftete sich an seine Fersen, um ihn bis an sein Ende nicht wieder zu verlassen. Der Name »Eliza Lynch« sollte der Geschichte erhalten bleiben!

Lopez kehrte in Gesellschaft seiner Pariser Freundin und eines Trosses ihrer Verehrer nach Paraguay zurück. Als man dort diese masslos verschwenderische Dirne in gerechter Entrüstung abwies, soll sie nach zuverlässigen Aussagen geschworen haben, an dem ganzen Lande furchtbare Rache zu nehmen. 1862 starb der alte Lopez, der seinen Sohn Solano zum Nachfolger bestimmt hatte. Auf Veranlassung der Irländerin benutzte der neue Präsident, der sich wie Dr. Francia den Titel »Supremo« beilegen liess, die ersten beiden Jahre seiner Regierung, Paläste und andere Gebäude in Asuncion zu errichten, die bei einem Einkommen, wie es der Zar von Russland bezieht, gerechtfertigt gewesen wären. Zur leichteren Durchführung seiner Kaiserpläne hatte Lopez beschlossen, sich mit einer der Töchter des brasilischen Herrschers zu vermählen; als er indessen um die Mitte 1864 vernahm, dass beide Mädchen mit europäischen Fürsten verlobt seien, hatte Eliza Lynch leichtes Spiel, den Supremo für die Folge nach jeder Richtung zu beeinflussen. Zu Anfang des Jahres 1864 hatte Lopez das stehende Heer auf 60000 Mann zu bringen vermocht. Er besass eigene Anlagen zur Anfertigung von Gewehren und, was bis zur Gegenwart anderweitig in Südamerika noch nicht vorhanden ist, eine eigene Kanonengiesserei. Die Nachricht von der Verlobung der beiden brasilischen Prinzessinnen beantwortete er damit, dass eins seiner Kriegsschiffe ein brasilisches Postschiff auf dem Paranáfluss aufbrachte. Damit war der Krieg gegen Brasilien leichtfertig vom Zaun gebrochen. Dies Land stand bald nicht allein, Argentinien und Uruguay schlossen sich ihm an. Man vergegenwärtige sich als ähnlichen Fall, dass Belgien Krieg führen wollte mit Deutschland, Frankreich, England und Italien!

Der Aufgabe, den Krieg selbst eingehend zu beschreiben, würde ich nicht gewachsen sein, dagegen will ich versuchen, die Stellung des Lopez und der Lynch zum Lande und zum Volke des Supremo kurz zu kennzeichnen.

Ganz ohne Frage hat Lopez einen ansehnlichen Teil der militärischen Fähigkeiten und des Scharfsinns eines Bonaparte besessen. Der Einfluss, den er auf seine Truppen und Unterthanen ausübte, nahezu bis an das Ende des 6 Jahre währenden Krieges, grenzte an das Wunderbare und Unfassliche. Zu Beginn des Kampfes war es seine und der Lynch Absicht, mit Waffengewalt den ursprünglichen Plan auszuführen, nämlich das südliche und westliche Südamerika zu einem Kaiserreich zu vereinigen. Fehlte nun einmal die auf Grund erhoffter verwandtschaftlicher Beziehungen erwartete Hilfe Brasiliens, so vermass sich Lopez, mit seinem für südamerikanische Verhältnisse freilich unerreicht vorzüglichen Heere Brasilien,

Argentinien und Uruguay als Gegner zu bekämpfen. Bolivien kam einstweilen nicht in Frage.

Nachdem innerhalb der ersten drei Kriegsjahre mehr als eine halbe Million Männer erfolglos gefallen war, begriffen sowohl der Supremo als die Lynch, dass ihr Spiel verloren sei. Diese dachte nunmehr nur noch an die Durchführung ihres Schwurs, das Land bis auf den letzten Mann zu vernichten. Dies war die Lage des Freistaates Paraguay im Jahre 1867. Die auf wenig mehr als 800 000 Einwohner zurückgegangene Bevölkerung kannte nur noch Not, Hunger und Elend. Dazu erlag in einem Jahre der fünfte Teil der übriggebliebenen Bevölkerung der Cholera. Aber rastlos wütete Eliza Lynch weiter. Unter allen Umständen musste der Krieg für ihre Pläne fortgeführt werden. Männer im Alter von 16—55 Jahren gab es um 1868 im Lande keine mehr, das Heer wurde aus Greisen und Knaben zusammengestellt. Ein neuer Gedanke war der Irländerin gekommen. Sie wollte alles im Lande vorhandene Metall und alle sonstigen Güter beiseite bringen, um von den Renten des ganzen Volksvermögens, nachdem in Paraguay alles verloren und das Land verwüstet sei, in Europa als Fürstin mit einem entsprechenden Hofstaat weiter zu leben. Ein Gerichtshof in Asuncion wurde aus ihren Geschöpfen zusammengesetzt. Jeder Greis, jede Frau, die noch Besitz hatten, wurden vor diesen Gerichtshof geschleppt und unter den denkbar furchtbarsten Folterqualen zu Geständnissen gezwungen, worauf sie des Landesverrats für überführt, ihres Vermögens verlustig erklärt und zum Tode verurteilt wurden. Mehr als 1000 der damals im Lande lebenden Ausländer, die nicht zu den Truppen herangezogen waren, wurden auf diese Weise aus der Welt geschafft. Man tötete sie, indem man ihnen Speere durch den Leib rannte.

Das so gewonnene Edelmetall konnte nicht den Fluss hinuntergeschafft werden. Die Kriegsschiffe der drei feindlichen Mächte bewachten den Strom, also wurden Knaben und Greise als Soldaten gedungen, um die Schätze unter Leitung der Irländerin selbst zu vergraben. Wenn die mit dieser Aufgabe betrauten Leute zurückkehrten, wurden sie auf dem Wege zur Stadt erschossen, ehe sie verraten haben konnten, wo die Schätze eingescharrt waren. Aber auch damit waren die Absichten der Lynch noch nicht durchgeführt. Unter den im Jahre 1869 noch Lebenden, welche die Irländerin bei ihrer Ankunft nicht hatten empfangen wollen, befanden sich in erster Linie die Mutter, die Schwestern und der Bruder des Supremo. Auch diese, die Lopez geschont hatte, sollten die Lynch kennen lernen. Der Bruder starb unter der Folter; die jüngste Schwester verstand es, eine der glühenden Kohlen, die zu ihren Qualen bereit standen, in den Mund zu schieben und ihre Zunge derartig zu versengen, dass es ihr unmöglich wurde, selbst unter der Folter zu sprechen. Ob die Mutter auf Befehl ihres Sohnes thatsächlich den Marterwerkzeugen ausgesetzt wurde, habe

ich zuverlässig nicht erfahren können, gewiss ist indessen, dass die Frau monatelang im Kerker gelegen hat mit dem Urteil des Gerichtshofes, den Folterqualen unterzogen werden zu sollen.

Bei allen Kämpfen und in jeder Schlacht hatte Lopez verstanden, seine Person in Sicherheit zu bringen. Endlich im Jahre 1870 wurde er von brasilischen Reitern in eine Enge getrieben und niedergeschossen. Die Lynch suchte zu entkommen. Zur Deckung ihres Wagens begleiteten sie der älteste ihrer Söhne und einer ihrer Freunde. Beide erreichte das Schicksal des Supremo, sie starben in den Armen der Lynch, die als Gefangene nach Buenos Aires geschafft wurde.

Wenn ich nicht irre, lebt Mrs. Eliza Lynch, die in der Geschichte ihresgleichen nicht finden dürfte, noch heutigen Tages, und zwar unbehelligt im Ueberfluss in Paris. Der zweitälteste ihrer Söhne wurde in Buenos Aires erzogen. Nach dem Tode des Lopez ergab eine Volkszählung, dass der Krieg dem Lande eine Million Menschen gekostet hatte. Erwähnt sei, dass während des letzten Jahres auch keine Greise und Knaben im Lande mehr zu finden gewesen waren, sodass Lopez die nur mit dem Hemd bekleideten Weiber in den Kampf führen liess gegen Heere mit Hinterladegewehren und allen neuzeitigen Kriegsausrüstungen. Dieser Krieg eines zweifellos befähigten, durch ein Weib zum Wahnsinnigen gewordenen Herrschers hatte einem Lande von noch nicht 1½ Millionen Einwohnern nahezu viermal mehr Menschenleben gekostet als der deutsch-französische Krieg beiden beteiligten Völkern mit zusammen 90 Millionen Einwohnern!

Eins vergass Eliza Lynch: ein von der Natur so verschwenderisch ausgestattetes Land wie Paraguay kann durch Menschenhände dauernd nicht verwüstet werden. Allerdings konnte die Zerfleischung nur langsam heilen, denn woher sollten die zur Genesung erforderlichen Menschen kommen in einem Lande, in dem es nur dreihunderttausend ältere Weiber und Kinder gab, in dem die Einwanderung ebenfalls nur schrittweise vorwärts gehen konnte und auch bis heute nur kann, weil das vor Paraguay gelegene Argentinien naturgemäss den ganzen Strom der Einwanderer aufnehmen muss.

Vielleicht dürfte die Frage nahe liegen: »Können sich ähnliche Zustände wie die vorbeschriebenen in Paraguay wiederholen?« Auf diese Frage giebt es nur die Antwort: »Undenkbar!« Seit 1870 ist die Bevölkerung mehr und mehr durchsetzt mit einer verhältnismässig grossen Zahl von Europäern der deutsch-englischen Art, und eben diese lassen Verhältnisse, wie sie vor kaum 30 Jahren bestanden, nicht mehr aufkommen.

Wie ich in meiner Beschreibung der Volkserhebung in Asuncion vom 9. Juni angedeutet habe, sind aber Zustände der Unordnung und,

nach europäischen Begriffen, der Ungesetzlichkeit in Paraguay nicht minder als in den übrigen Freistaaten Südamerikas so ziemlich an der Tagesordnung. Unter anderm will ich nicht unerwähnt lassen, dass die Regierung in den Jahren fieberhaften Aufschwungs in Argentinien von 1885—1890 alles freie Land in Paraguay veräusserte und auf diese Weise ungefähr achtzehn Millionen Mark einnahm. Dieser Betrag sollte für Verbesserung der Verkehrswege und andere dem Lande zu gute kommende Einrichtungen verwendet werden, aber wenn man für die heutige Bevölkerung Paraguays von 580000 Seelen ebenso viele Diogeneslaternen anschaffen wollte, so würde doch niemand auch nur eine Spur dieser achtzehn Millionen Mark im Lande zu finden imstande sein. Die damals vornehmlich von Argentinien mit europäischem Kapital erworbenen Ländereien liegen heute ebenso brach wie vor 20 Jahren und sind wohlfeil aus zweiter Hand zu erhalten. Unabsehbare Zeit wird vergehen, bis europäische Begriffe von Redlichkeit in den südamerikanischen Republiken zur allgemeinen Annahme gelangen, aber wenn ich wiederhole, dass Zustände, wie sie während des Krieges herrschten, unmöglich sind, so glaube ich, damit die Meinung aller denkenden Einwohner des Landes wiederzugeben.

Das »non omnis fert omnia tellus« kann auf Paraguay keine Anwendung finden. Das Land bringt alles, was zum Leben eines gesitteten Europäers erforderlich ist, in einem Ueberfluss hervor, der die Ertragsfähigkeit einer gleichen Bodenfläche in Indien weit übertrifft. Bei einer Ausdehnung, welche der des Königreichs Preussen gleichkommt, würde Paraguay viermal so viel Einwohner als dieses ernähren können. Hieraus lässt sich alles Weitere schliessen. Hinzugefügt sei noch, dass die Witterungsverhältnisse im Lande für den Europäer sehr günstig sind. Mancher junge Landmann, der mit einem Barvermögen von 15—20000 Mark ein mit diesen Mitteln käufliches Gehöft in der Heimat an sich bringt, wird nur zu bald gewahr, dass er durch den neuen Erwerb zum armen Manne geworden ist und es bis an sein Ende bleiben wird. Ein Uebersiedeln mit dem gedachten Vermögen nach Paraguay würde ihm nicht nur ein sorgenfreies, sondern ein Leben im Ueberfluss gewähren. Nur möchte ich warnen vor der Annahme, dass dieser Freistaat den Einwanderern ein Schlaraffenleben verspricht. Wer aber gesunden Menschenverstand, Thatkraft, Geschick in seinem Beruf, Anspruchslosigkeit, ein Paar kräftige Arme, Lust und Liebe zur Arbeit hat, wird in Paraguay mit oder ohne Barvermögen das erwartete sorgenfreie Fortkommen finden. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika liefern den Beweis, in welchem Masse die dort eingewanderten Deutschen das Gewerbe im Heimatlande unterstützen. Gleiche Dienste würden Deutsche in Paraguay dem Vaterlande naturgemäss leisten. Zur Zeit hält man eine Massenauswanderung

nach Paraguay nicht für angezeigt. Der Eingewanderte kann nicht von der Luft oder dem Anblick des Urwaldes leben, bis es ihm gelungen ist, ein Stück Land nutzbar zu machen, obgleich es schwer sein dürfte, in Paraguay zu verhungern. Wer nicht die Mittel besitzt, um sich Mais, Manioca und Fleisch zu kaufen, kann sein Leben mit Orangen, Palmnüssen und mancherlei Waldfrüchten, die alle nichts kosten, eine geraume Zeit fristen. Die Hunderttausende, vielleicht Millionen von Quebrachostämmen und herrlichem Nutzholz sind erst in Jahrzehnten zu verwenden, werden dem Einwanderer somit inzwischen nur schwere Hindernisse in der Bebauung des Waldbodens sein, während sie später, wenn der letzte Stamm in dem baumarmen Argentinien gefällt ist, mit grossem Nutzen an den Mann zu bringen sein müssen. Zum schnellen Erwerb eines Vermögens, dessen Zinsen in Europa verzehrt werden sollen, eignet das Land sich vorläufig durchaus nicht, aber soweit es in meiner Macht steht, möchte ich Deutschen in der Heimat auf das dringendste geraten haben, Paraguay doch nicht zu unterschätzen. »Non deest materia sed artifex!« Die Zahl unserer Landsleute in jenem Lande ist noch gering, während das für Ansiedelung in überseeischen Ländern allen übrigen Völkern an Weitsichtigkeit stark überlegene England mit mächtigen Schritten darangeht, Paraguay für sich mit Beschlag zu belegen. Die Eisenbahnen des Landes, die Pferdebahn der Stadt Asuncion sind englisches Eigentum, mit Baustoffen von englischer Herkunft errichtet. Während der acht Monate meines Aufenthalts im Lande sah ich dreimal ungefähr je 250 Einwanderer von Australien in Asuncion landen. Diese Züge setzen sich zusammen aus Handwerkern aller Art und Ackerbauern. Drei Jahre lang hatte England von Australien aus Argentinien, Uruguay, die südbrasilischen Staaten und Paraguay nach allen Richtungen wissenschaftlich daraufhin erforschen lassen, welches Land sich am besten für die Einwanderung aus Australien eigne. Die Beauftragten entschieden sich einmütig für Paraguay. Wird die Einwanderung aus Australien so fortgesetzt, während die Herren im deutschen Reichstage sich über die inneren Angelegenheiten unserer, neben Paraguay geradezu trostlosen, ungesunden, für den Deutschen grösstenteils ungeeigneten Kolonieen in Afrika nicht einigen können, so geht das gesegnete Land für unsere in der Heimat überzähligen Landleute und Handwerker und somit für unser ganzes Grossgewerbe so ziemlich verloren. Nach Verlauf von 10—15 Jahren, wenn man von einer Eisenbahn Buenos Aires—Corrientes—Asuncion durch Bolivien und Peru bis Lima als von einer vollendeten Thatsache redet, werden wir wieder Gelegenheit haben, empört zu sein über die Unverschämtheit Englands, die in diesem Falle wie gewöhnlich in nichts anderem bestanden hat, als darin, dass die Leute jenseit des Kanals die Augen wie immer weit geöffnet hielten, während der deutsche Michel aus dem seit dem 30jährigen Kriege andauernden Schlaf nur erwacht, wenn

der Franzose Miene macht, an den Rhein vorzuschreiten, oder wenn die Fäuste eines Bismarck ihn bei der Nase fassen. Ich würde es für ebenso anmassend als geschmacklos erachten, wenn ich mir nach einem Aufenthalt von acht Monaten im Lande in meinem 19. bezw. 20. Jahre Urteile wie die vorstehenden auf Grund eigener Anschauung erlauben würde, vielmehr habe ich hier nur aufgezeichnet, was ich von zuverlässigen Deutschen hörte, die die Verhältnisse besser kennen als ich. Meine eigenen Erfahrungen liessen mich diese Ansichten zu den meinigen machen.

Ich füge hier am besten über die Deutschen in Paraguay noch einige Bemerkungen ein, wie sie sich mir während meines dortigen Aufenthaltes aufdrängten.

Als ich in Asuncion anlangte, hatte ich gewiss ein warmes Herz mitgebracht für Deutsche und alles, was deutsch war. Jedoch darf ich nicht in Abrede stellen, dass ich in meinen, vielleicht zu hoch gestellten Erwartungen betreffs meiner Landsleute im Auslande, also vorerst in Paraguay, einigermassen enttäuscht wurde. Wenn Engländer in meine Tienda traten, wussten sie genau, was sie wollten; sie sprachen wenig, handelten wenig, aber nach kurzer Zeit gingen sie, ohne gekauft zu haben, von dannen, oder sie hatten schnell ihre Wünsche bei uns befriedigt. Das »mind your own business« scheint jedem Engländer im Blut zu liegen. Franzosen sprachen viel, waren mehr oder minder erregt über Tagesereignisse, aber niemals fand ich sie kleinlich oder in ihrer Eigenart unangenehm berührend. Männer und Frauen spanischer Herkunft zeigten gegen mich, den Deutschen, der freilich ihrer Sprache mächtig war, ohne Ausnahme eine aufrichtige Freundlichkeit; mit oder ohne Geld verstanden sie sich jederzeit, mit grösserem oder geringerem Erfolg, aber nie ohne eine gewisse Anmut, das Ansehen eines Krösus zu geben. Italiener und Portugiesen haben mit seltenen Ausnahmen während meiner Thätigkeit in Asuncion den Eindruck der vollständigen Würdelosigkeit bei mir hinterlassen, während meine Landsleute mir zu anderem Tadel Anlass gaben. Das Verlangen, um jeden Preis mehr zu scheinen als zu sein, beherrschte meine deutsche Kundschaft offenbar in hohem Masse. Wenngleich ich nicht annehmen will, dass die »tienda del señor Isidoro Alvarez« in Asuncion der allergeeignetste Ort ist, um die Ergebnisse volkswissenschaftlicher Forschungen zu sammeln und als Leitsätze aufzustellen, so muss ich doch andererseits bemerken, dass dem aufmerksamen Ladenverkäufer sich mehr als man im allgemeinen zugeben möchte, die Gelegenheit bietet, das eigentliche Wesen des Käufers und die Eigenart seines Volkes zu erkennen. Die Deutschen im Auslande von geringer und mittlerer Bildung erschienen mir kleinlich und im täglichen Umgang weniger angenehm als Engländer, Franzosen und Spanier noch geringeren Bildungsgrades. Ich will mich mit tausend Freuden bescheiden, wenn man mir Härten oder Irrtümer in

meinem Urteil nachweist, aber bis dahin kann ich nichts anderes schreiben, als ich bemerkt habe. Die Ordnungsliebe und Arbeitskraft der Deutschen können natürlich niemals angezweifelt werden, aber diese gehören auf ein anderes Blatt.

Unter allen Frauen der Stadt kleidete sich keine mit so wenig Geschick, wie die deutsche. Wenn unsere Frauen ohne hervorragende Schulbildung und ohne viel gesellschaftliche Formen zehn Jahre im Auslande leben, wissen sie ihren Geschmack kaum den veränderten Verhältnissen anzupassen. Hingegen darf unter keinen Umständen übersehen werden, dass sie nur sehr selten die teilweise ganz heillose Misswirtschaft in der Häuslichkeit einreissen lassen, wie sie bei den Frauen südeuropäischer Abkunft allgemein ist. Die deutsche Ordnungsliebe bleibt ihnen unter allen Verhältnissen.



VI. KAPITEL.

Ausflüge ins Innere des Landes und Abschied von Paraguay.

Gegen Ende Juni lag das Geschäft im ganzen Lande völlig darnieder. In unserm Laden wurde kaum noch gehandelt, und wenn sich ein Käufer zeigte, machte er durch Nörgeln und unberechtigte Abzüge die Angelegenheiten noch unleidlicher, als sie an und für sich schon waren. Die Aduana lag so zu sagen leer, also hatte der Zufall mir kein gutes halbes Jahr beschieden, um den Handel in Paraguay kennen zu lernen. Umsomehr konnte ich die freie Zeit zu allerlei Ausflügen benutzen.

Am 25. Juni fand ich zum erstenmale Gelegenheit, mit einigen mir bekannten deutschen Herren auf die Jagd, und zwar nach dem Chaco zu gehen. Das erste Tier, welches unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkte, war ein Alligator, der sich in der Sonne wärmte. Zwei gleichzeitig auf ihn abgegebene Ladungen grössten Schrots schienen keine nennenswerte Wirkung ausgeübt zu haben; wenigstens eilte das Untier ins Wasser, um zu verschwinden. Wir schossen eine Anzahl recht hübscher grüner Papageien, wie sie in den Tiergärten in Deutschland zu finden sind. Ausser diesen erlegten wir alle miteinander nicht mehr als 16 rebhuhnartige Vögel.

Ein grosses Stück Fleisch, Brot, sowie recht viel Wein hatten wir mitgenommen; um die Mittagsstunde lagerten wir uns. Wir schnitten uns lange Stöcke, steckten diese mit zugespitzten Enden durch das Fleisch und nachdem dieses über dem offenen Feuer zum Geniessen gar geröstet war, wurde das spitze Ende der Hölzer tief in die Erde gebohrt und jeder war beschäftigt, mit seinem Messer sich von dem Fleisch abzuschneiden, beziehentlich zu reissen. Das schmeckte ausgezeichnet, zumal der aus Europa eingeführte Wein verfehlte seine Wirkung nicht.

»Dans tout festin
C'est le bon vin,
Qui nous fait dire
Le mot pour rire.«

Nach der Mahlzeit segelten wir mit einem kleinen Fahrzeug ungefähr eine Stunde flussaufwärts, um, an Ort und Stelle angekommen, wieder ans Land zu steigen. Zu dem Zweck waren wir genötigt, durch meterhohes Gras bis an die Kniee im Wasser zu waten. Plötzlich hörte ich von unserem Vordermann den überlauten Ruf: »Zurück!« — eine Aufforderung, der ich, wie alle übrigen Herren unserer Gesellschaft, sofort nachkam. Am Boot erklärte der Führer unserer Truppe, hart vor einer $2^1/_2$ m langen Anakonda oder Wasserriesenschlange gestanden zu haben. Damit war ihm und uns allen die Jagdlust für diesmal vergangen, nur schossen



Paraguay. Das Einschiffen von Apfelsinen in Villeta.

meine Gefährten noch einige Vögel vom Boot aus auf der Rückfahrt. Man denke sich meine Ueberraschung, als ein Franzose, Mons. Philipon, mir am Abend im Polo del Norte eine von ihm am selben Tage erlegte 2,15 m lange armdicke Anakonda zeigte. Mit unvergleichlicher Schalkhaftigkeit und Anmut, ohne jeden Anflug von Gehässigkeit oder Dünkel, konnte Philipon nicht unterlassen, auf seine ohne Beistand gezeigte Kaltblütigkeit und auf den von vielen Deutschen im gleichen Falle bewiesenen Mut hinzuweisen. Ich sagte ihm, dass ich auf alle Fälle die geistvoll liebenswürdige Art, wie er diesen Vergleich vorbrachte, hundertmal höher schätzte, als das Erlegen von zehn Riesenschlangen.

Weyer wurde ungemein heiter, als ich ihm die Ergebnisse unseres Jagdausfluges mitteilte. »Nehmen Sie sich demnächst einen Urlaub von vier

5*

Wochen, um in Gemeinschaft mit Schammon, Gustedt und mir einen Ausflug durchs Land zu machen, der Ihnen Anregenderes als diese Sonntagsjägerei bieten wird,« meinte mein alter Freund. Ich horchte auf und in der nächsten Stunde war der Urlaub erbeten und bewilligt.

In den ersten Tagen des Juli trafen wir Vorbereitungen für die Reise. Die Pferde wurden neu beschlagen; Weyer war freundlich genug, mir eine Lancaster-Büchse und den dazu notwendigen Schiessbedarf zu geben. Mundvorrat nahmen wir ebenfalls mit, und am Mittwoch den 5. Juli wurde unsere Fahrt angetreten. Nachdem auch die Reittiere an Bord des Dampfers »Saturno« geschafft waren, dampften wir bei dem herrlichsten Wetter den Fluss hinunter und langten nachmittags 2 Uhr in Villeta, dem Apfelsinenhafen Paraguays, an.

Am Lande lagen unter gehöriger Bedachung 4 Hügel, jeder aus gezählten 250 000 Apfelsinen bestehend. Um diese 4 Hügel standen ungefähr 40 weibliche Personen zwischen 15 und 30 Jahren, alle nur mit wenig mehr als dem Hemd, einer leichten Jacke und dem Kopftuch bekleidet. Ein langer schmaler Steg führte vom Lande an Bord unserer »Saturno«; kaum hatte unser Schiff Anker geworfen, als die Frauen und Mädchen sich in Bewegung setzten, jede mit einem Korb, den sie alle an einem der Apfelsinenhügel füllten. Auf dem Kopf trugen die Weiber ihre Last an Deck, und nach Verlauf von 5 Stunden war einer der 4 Hügel abgetragen und 250 000 Stück lagen an Bord der »Saturno«. Am nächsten Morgen bald nach Sonnenaufgang landeten wir in Formosa (Argentinien), wo wir vier Reisende eine recht ansehnliche Zuckerfabrik in Augenschein nahmen. Der nächste Platz, den unser Dampfer anlief, hiess Las Palmas. Nach Uebernahme von 1000 Sack Zucker setzten wir die Reise fort, um am 7. Juli in Corrientes anzulangen. Bei dieser Stadt vereinigen sich der sogenannte Alte Paraná und der Rio Paraguay, die zwei Ströme, welche die Süd-, Ost- und Westgrenze des Freistaates Paraguay bilden. Die Strassen von Corrientes machen den verlottertsten Eindruck. Wir suchten einen deutschen Uhrmacher, Hoffmann, auf, der uns zu einem deutschen Apotheker, zugleich Vertreter für eine Brauerei in Buenos Aires, brachte; letzterer Eigenschaft hatte er unsern hohen Besuch zu verdanken. Am Abend desselben Tages gingen wir mit unsern Pferden an Bord der »Posadas«, die am nächsten Morgen den Alten Paraná hinaufdampfte.

Der Fluss bietet nicht nur durch seine felsigen und steinigen Ufer, sondern mehr noch durch sein Bett gleicher Art mancherlei Gefahren für die Schiffahrt. Die ersten Halteplätze boten nichts Bemerkenswertes. Am Nachmittag gelangten wir an eine Stromschnelle. Trotzdem unser Schiff mit vollem Dampf arbeitete, kamen wir nicht von der Stelle. Nach halbstündigem, erfolglosem Kämpfen wurden die Anker geworfen; wir lagen mitten in dem Strudel und Gegurgel des Stromes. Man liess ein Kanoe

hinunter, das mit 4 Leuten bemannt wurde. In demselben Augenblick, in dem diese die Taue fahren liessen, flogen sie mehr als 200 m zurück, erreichten jedoch durch angestrengtes Rudern das Ufer. An diesem arbeiteten sie sich in die Höhe, um oberhalb der Stromschnelle einen zu diesem Zweck mitgenommenen und mit unserm Schiff durch dicke Taue verbundenen Anker auszuwerfen. Das Kanoe hatten sie an dem Ufer des Flusses mit grosser Gefahr ebenfalls bis über die Stromschnelle gezogen. In der Absicht, unser Schiff wieder zu erreichen, bestiegen die 4 Männer das Boot, und mit unglaublicher Geschwindigkeit flog das kleine Fahrzeug durch die Strudel. Es gelang den Leuten nicht, das ihnen zugeworfene Tau rechtzeitig zu ergreifen, an einer unserer Ankerketten schlug das Kanoe um, zerschellte, und die Insassen verschwanden im Wasser. Das alles geschah ungefähr ebenso schnell, wie die Beschreibung sich lesen lässt. Aber bald sahen wir einen Kopf, bald den zweiten, den dritten und endlich den vierten auftauchen. Die vier mutigen Männer waren durch den Strom weit fortgerissen. Man liess ein zweites Boot hinunter, in dem vier andere Leute den ersten nachruderten. Mittlerweile arbeitete der Dampfer sich an dem oberhalb der Stromschnelle angebrachten Anker durch die gefahrvolle Stelle, um endlich auf die acht vorerwähnten Männer zu warten, die nach Verlauf von zwei Stunden völlig erschöpft an Bord kamen. Nachts kann auf dem Alten Paraná keine Schiffahrt stattfinden, somit blieben wir bis zum nächsten Morgen an Ort und Stelle liegen.

Der folgende Tag bot uns Gelegenheit, an beiden Seiten des Stromes wunderbar schöne Ufer zu beobachten. Am Abend langten wir in »Villa de Encarnacion« oder »Itapua« an. Die Villa selbst mit ihren 900 Einwohnern bietet nicht mehr als Corrientes. Die Männer waren zum grössten Teil im Norden in den Yerbales*) beschäftigt, die Frauen harrten der Wiederkehr ihrer Ernährer und hatten inzwischen nichts zu beissen. Nach Sonnenuntergang langten wir an und wurden daher im Finstern von zwei Deutschen, den Herren Reverchon und Käferstein, freundlich empfangen. Herr Reverchon stammt aus alter hochangesehener Familie in Deutschland. Sein Urgrossvater spielte während der Jahre 1791—92 eine nicht unbedeutende Rolle unter den Jakobinern, um später nach Deutschland auszuwandern. Der Bruder des Herrn Reverchon ist Inhaber eines bekannten Bankhauses in Trier. Unser Freund erzählte mir, er sei Corps-Student gewesen, habe später in der Garde gedient, sich dann in Buenos Aires niedergelassen und im Zeitraum weniger Jahre das sehr beträchtliche Vermögen von mehr als einer halben Million Mark durch unglückliche Unternehmungen verloren. In »Villa de Encarnacion« wohnte er

*) Maté-Wälder.

in einem Rancho, der allerdings recht hübsch mit Kalk verputzt war, speiste mit Zinngabeln, von Blechtellern und lebte auch im übrigen, wie es die allgemeine Sitte der Stadt mit sich bringt. Herr Reverchon konnte 30 Jahre zählen, besass eine ganz ungewöhnliche Lust und Kraft zur Arbeit und befand sich vollkommen glücklich und zufrieden. Auf alle Fälle fühlte ich mich bei ihm und seiner liebenswürdigen Frau vorzüglich aufgehoben. Herr Käferstein ist Sachse von Geburt, betreibt eine Schnapsfabrik und kauft Häute und andere Landeserzeugnisse in grossen Mengen für Häuser in Buenos Aires sowie Montevideo auf.

Nachdem wir von Herrn und Frau Reverchon gastlich bewirtet waren, gingen wir hinunter in die Stadt in das einzige dort vorhandene Gasthaus, das, von einem Deutschen geführt, den vielsagenden Namen »Café de Paris« hat. Der dort den Gästen zur Verfügung stehende Raum zeigte weissgekalkte, aber recht schadhafte Wände. An Hausrat fanden sich drei rohe mit Wachstuch gedeckte Holztische und ebenso aus ungehobeltem Holz zusammengezimmerte Bänke. Wie es unter Deutschen nicht anders sein kann, setzten wir uns zu einem Skat, dem nach und



Paraguay. Der Alte Paraná bei Itapua.

nach eine Anzahl anderer unserer Landsleute aus der Stadt zuschauten. Später nahmen vier Deutsche mit ihren Zithern an dem Tische Platz, und wir hörten ein recht hübsches Konzert mit deutscher Gesangbegleitung. Am nächsten Morgen bot sich uns vom Hügel eine herrliche Aussicht. Die ersten Stunden verbrachten wir mit Besichtigen, beziehentlich Kaufen von Tabak; am Nachmittag sattelten wir unsere Pferde und ritten zu dem Bierbrauer Schmidt, der zugleich der einzige Klempner, Tischler, Maurer und Gärtner der Stadt ist. In seiner Wohnung fanden wir zu allgemeiner Ueberraschung eine von ihm selbst angelegte Wasserleitung. Alle übrigen Einrichtungen, sowie die Maschinen in seiner Brauerei hatte er gleichfalls selbst verfertigt.

Am folgenden Tage fuhren Weyer und ich nach der an der andern Seite des Flusses, also in Argentinien, gelegenen Stadt Las Posadas. Sie ist, wenn auch nicht bedeutend, so doch 4 mal grösser als Villa de Encarnacion. Zwischen diesen beiden Städten bestand ein recht schwunghafter Schmuggelhandel; um ihn gründlich aufzuheben, war 14 Tage zuvor ein hoher Beamter aus Buenos Aires in Posadas angekommen. Leider hielt man schon nach drei Tagen für angezeigt, ihn auf der Plaza am hellen Tage aus einem Fenster eines der umliegenden Häuser zu erschiessen. Von den auf der Plaza zur Zeit anwesenden 12—15 Polizisten soll sich bei diesem Ereignis keiner gerührt haben.

Mittlerweile hatte ich in Erfahrung gebracht, dass ungefähr 14 Leguas, also 60 km von der Stadt entfernt, bei dem Flecken Trinidad die bedeutenden Ueberreste einer Jesuiten-Niederlassung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts liegen und es der Mühe wert sei, sie aufzusuchen. Ich beschloss hinzureiten. Indessen stiess die Ausführung meines Planes auf Schwierigkeiten, weil niemand Lust empfand, mich zu begleiten. Sehen wollte ich die baulichen Reste auf alle Fälle, somit nahm ich einen Führer, in der Absicht, den Ritt auf eigene Gefahr zu unternehmen. Jedoch Weyer erhob Einspruch. Er konnte die Besichtigung der Trümmer nicht als Gegenwert für das Wagnis, mit einem Eingeborenen allein durch eine Wildnis zu reiten, anerkennen und gab erst seine Einwilligung, als Herr Käferstein sich liebenswürdig genug bereit erklärte, mitzureiten. Am andern Tage, früh 7 Uhr, sattelte ich meine Pepita; wir ritten bis gegen 10 Uhr im offenen Camp. Dann kam die erste Picade. Unter einer solchen versteht man den mit der Axt durch den Urwald geschlagenen Weg. Beim Eintritt in den Wald musste ich mein Pferd anhalten, um diesen ganz unvergleichlich grossartigen Anblick mit allen Sinnen ungestört in mich aufnehmen zu können. Neu war mir der Leuchterbaum, nach seinem eigentümlichen kandelaberartigen Aussehen so genannt, der ausserdem durch seine silberweiss glänzenden Blätter auffällt. Auf diesem Baum und von seinen Blättern allein soll das Faultier leben. Neben dieser

durchaus selbständigen Pflanze fiel mir eins der unselbständigen Schlinggewächse, wie Käferstein mir sagte, eine Cipoart, auf. Man sieht zwei Stämme nebeneinander aufsteigen, den einen rund und voll auf festen pfeilerartig ausgebreiteten Wurzeln stehend, den andern an die Form des ersten platt angedrückt, auf ganz dünnen Wurzeln, welche die Last über ihnen nicht tragen könnten, wenn nicht von dem anlehnenden Stamme von Stelle zu Stelle Luftwurzeln ausgingen; diese umfassen wie künstlich angebrachte Klammern den Hauptstamm und sind nicht nur an ihren Enden zu vollständigen Ringen, sondern ebenso mit dem Hauptstamm völlig verwachsen. Der auf solche Weise umschlungene Baum stirbt in dieser Umarmung ab, der Mörder wächst an dem Leichnam üppig fort und breitet an dessen Stelle seine Laubkrone aus, bis er mit dem morsch gewordenen Stamme zugleich fällt und zu Grunde geht.

So überwältigend immerhin der erste Blick in den Urwald sein mag, die Schattenseite dieser nicht zu übertreffenden Naturschönheit zeigte sich sehr bald. Die teils zusammengestürzten, teils umgeschlagenen Bäume lagen quer über der Picade, der Boden war feucht-lehmig, also glatt, sodass wir nur mit grösster Vorsicht reiten konnten. Meine Pepita hatte eine seltene Neigung, auf die liegenden Stämme zu treten. Dabei glitt sie regelmässig aus, geriet hin und wieder mit allen vier Hufen unter den folgenden Stamm, aber schliesslich ging alles gut. Nachdem wir ungefähr 7 km auf der Picade zurückgelegt hatten, machten wir halt, um das Frühstück einzunehmen. Bei dieser Gelegenheit eröffnete uns unser Führer, dass ungefähr an der Stelle, an der wir lagerten, in der vorhergehenden Woche zwei Tiger erlegt worden seien. Unter Tiger ist in Amerika selbstverständlich nur der Jaguar zu verstehen. Unwillkürlich griffen Käferstein und ich mit der einen Hand nach dem Revolver, während wir mit der andern die Lancaster-Büchsen zu fassen suchten. Als wir die Ueberbleibsel unseres Frühstücks eingepackt hatten, setzten wir unsern Weg fort, teilweise über so steinigen Boden, dass wir absteigen und unsere Pferde am Zügel führen mussten. Mit einiger Mühe überwanden wir indessen auch diesen Teil des Urwaldes, der schliesslich in einen mächtigen Wald wilder Orangenbäume überging. Wenige hundert Meter vor diesem machte der Führer uns aufmerksam auf einen schmalen, augenscheinlich von ungleichzehigen Füssen herrührenden, unsere Picade kreuzenden Pfad. Er war gebildet durch den regelmässigen Gang eines Tapirs von einem Sumpf, an dem er voraussichtlich tagsüber ruhte, zu seinem vielleicht kilometerweit entfernten Weideplatz, den diese Art Dickhäuter nur nachts aufsuchen sollen. Ganz nett — nur fehlte mir die Hauptsache: der Tapir!

Plötzlich hörten wir einen gellenden Schrei in den Bäumen, und wie wir aufblickten, sahen wir auf einem hohen Gipfel einen mittelgrossen Affen damit beschäftigt, eine Apfelsine zu fressen. Hierauf sprang das Tier in der

Art unserer Eichhörnchen von einer Baumkrone in die andere. Wir befestigten unsere Pferde an einzelnen der Bäume, um den Weg des Affen zu verfolgen. Nachdem wir uns vielleicht fünf Minuten durch das Dickicht geschoben hatten, vermehrte sich das Schreien, und wir sahen erst eine, dann mehrere ganze Familien, die zusammen 80—100 Köpfe zählen mochten. Unser Führer hatte, ohne dass Käferstein oder ich es hindern konnten, seine Flinte auf eins der Tiere gerichtet, das gut getroffen zur Erde fiel. Schwerlich werde ich jemals vergessen, welchen Eindruck dieser sterbende Affe auf mich machte. Um keinen Preis würde ich mich entschliessen, nach dem einmal Erlebten einen Affen zu schiessen. Es lag in dem Blick des Tieres etwas wie Vorwurf, wie tiefe Trauer, ohne jede Bosheit oder Zorn.

Ich konnte nicht unterlassen, an das arme Geschöpf heranzutreten und es zu streicheln, was es sich ruhig gefallen liess. Die Kugel war ihm durch den Leib gedrungen; leise wimmernd verendete der Affe. Die übrige Schar hatte inzwischen das Weite gesucht. Wir gingen zu den Pferden zurück und erreichten bald den Ausgang der Picade, an dem sich uns der Blick auf ein herrliches Rundgemälde bot. Wir selbst standen hoch und hatten wiederum, wie bei Gelegenheit meines ersten Rittes durch die Wildnis, einen weiten Umblick auf Urwald und Camp.

Bald gelangten wir an eine zweite Picade, die sich weniger lang als die erste zeigte. Ich bemerkte, dass von meiner linken Hand das Blut tröpfelte, während die rechte und das Gesicht eine Schramme neben der anderen zeigten. Meine Jacke hatte keine Knöpfe mehr aufzuweisen, und einzelne Knopflöcher waren ausgerissen, so dass sich überhaupt meine ganze Kleidung in trostloser Verfassung befand. Nach der zweiten folgte bald eine dritte und letzte Picade. An ihrem Ende sahen wir Trinidad vor uns liegen. Immerhin hatten wir noch zwei volle Stunden zu reiten, und erst um 4 Uhr nachmittags langten wir an Ort und Stelle an, wo wir Unterkunft bei einem Deutsch-Argentiner fanden. Nach der ersten Begrüssung erbat ich mir die Erlaubnis, gleich nach den Trümmern aufbrechen zu dürfen. In Begleitung Käfersteins machte ich mich auf den Weg; schon von weitem erkannten wir die umfangreichen Mauern. Zur Stelle gekommen, prüfte ich sie und fand sie 1½ m dick, bei einer Länge von 28 m. Derartige Reste würden im katholischen Deutschland kaum besonderes Aufsehen erregt haben, dagegen sind die spärlichen Ueberreste einer vor Jahrhunderten erbauten Kirche, die aller Wahrscheinlichkeit nach gleichzeitig ein Bollwerk gegen Indianerangriffe sein sollte, in der Wildnis denn doch eine zu wunderbare Erscheinung, um nicht besondere Aufmerksamkeit zu verdienen. Am Ostende der nach Süden gelegenen Seite war eine Kuppel, unter der vermutlich der Altar gestanden hat, erhalten geblieben, aber derartig geborsten und zerrissen, dass ein Zusammensturz täglich erfolgen konnte. Die Mauern fand ich zusammengesetzt aus 20 cm

langen und 40 cm hohen Quadern, erbaut, als ob sie der Ewigkeit trotzen sollten. Die Entdeckung eines unterirdischen Ganges blieb mir vorbehalten, wenigstens wusste niemand in Trinidad oder Encarnacion von einem derartigen langen Gewölbe. Ich war glücklich genug, ein roh aus Holz geschnitztes, ziemlich wohlerhaltenes Mutter-Gottesbild darin zu finden. Selbstverständlich nahm ich es als mein Eigentum in Anspruch.

Am nächsten Morgen waren Käferstein und ich früh auf den Beinen. Wir schickten einen Jungen, um die Pferde im Camp zu suchen, und vernichteten zwei herrliche Palmen zu keinem weiteren Zweck, als um ihre saftigen Blätter den Tieren zum Fressen zu geben. In Europa würde diese Barbarei einige hundert Mark gekostet haben, hier galten die beiden Palmen nicht mehr als in Deutschland eine Hand voll Aehren auf einer mächtigen Getreidekoppel. Von Trinidad führte



Trinidad (Paraguay). Indianer bei den Trümmern der Jesuitenkirche.

uns unser Weg nach einer zweiten Trümmerstätte bei der Ortschaft Jesus durch zwei nicht breite Flüsse, die tief genug waren, um uns zu zwingen, sie auf unsern Pferden zu durchschwimmen. Um Mittag waren wir an Ort und Stelle und setzten unsern Weg gleich fort zu den baulichen Resten, die mitten im Walde versteckt liegen. Die Mauern waren aus demselben Rohstoff zusammengesetzt und von gleicher Stärke wie diejenigen bei Trinidad, nur dass diese letzteren über 30 m lang waren. Die wiederum gegen Osten liegende Kuppel fand ich vorzüglich erhalten und nicht ohne künstlerische Schönheit. Die Ausgänge sowie einige Säulen, gänzlich aus Stein, die ich indessen in dem Bauriss einer Kirche nicht recht unterzubringen wusste, waren ebenfalls, zumal unter Berücksichtigung der Witterungsverhältnisse der heissen Zone, recht gut erhalten.

Käferstein hatte mich am Morgen darauf aufmerksam gemacht, dass wir 1/2 Legua weiter eine Indianerniederlassung antreffen würden; ich hatte mich aus diesem Grunde in Trinidad mit Kautabak, Streichhölzern und andern zum Tauschhandel geeigneten Dingen gehörig versorgt. Nach einem Ritt von einer ferneren halben Stunde durch den Camp befanden wir uns im Lager. Die Leute unterschieden sich wesentlich von denen, die ich bei Gelegenheit der Karnevalfahrt nach Villa de Concepcion zu beschreiben versuchte. Sie tragen kurzes Haar und sind nahezu schwarz von Farbe. Ihre Kleidung besteht aus einem Zeuglappen, der, mit einem Bindfaden um die Hüften geknotet, lose herunterhängt. Der Aelteste, vermutlich der Häuptling, lud mich ein, in seine Hütte zu treten. Darinnen fand ich ein schöngeformtes, ungefähr 16 Jahre zählendes Mädchen, die der Alte mir mit Stolz als seine Tochter vorstellte. Unser Führer und Pferdejunge aus Trinidad, dem die Sprache der Indianer recht geläufig schien, diente als Dolmetscher. Dem jungen schwarzen Mädchen streichelte ich das Gesicht und den Hals, wodurch es keineswegs peinlich berührt erschien, wenigstens schenkte es mir auf diese harmlose Liebkosung hin ihre Ohrringe sowie ein Halsband aus Waldbeeren. Andere Länder, andere Sitten! Dem Alten verehrte ich zwei Schachteln Streichhölzer und eine Rolle Kautabak: die letztere schob er gierig in ihrer ganzen Ausdehnung auf einmal in den Mund, wobei er mich vor Vergnügen fast besorgniserregend angrinste. In einer andern Hütte tauschte ich mir Bogen und Pfeile ein, unter diesen breite, spitze und solche mit Widerhaken, ebenso wusste ich mir Trinkgefässe und Kleinigkeiten aus dem Haushalt zu verschaffen.

Wer sich entschliesst, ein Lager dieser Guaranis aufzusuchen, zumal wenn sein Aeusseres einiges an Rang und Würde zeigt, sollte sich mit der Keuschheit des Joseph bewaffnen. Nichts ist den Indianern Paraguays lieber als helle oder vielleicht gar weisse Kinder; diesen Naturmenschen ist Eifersucht unbekannt gegenüber dem Vorteil, nach Jahren vielleicht

ein helles Mädchen an einen jungen Stammesgenossen als Gattin unter besonders günstigen Bedingungen veräussern zu können. Uebrigens: »Relata refero«.

Vor einer der Hütten sah ich drei alte Weiber, die man ohne weiteres auf die Bühne zum Beginn des ersten Aufzuges von Macbeth hätte bringen dürfen; sie würden dem Spielleiter grenzenlosen Beifall eingetragen haben.

Recht befriedigt trat ich meinen Ritt zurück nach Trinidad an. Unterwegs machten wir im Camp Halt, jagten die ungesattelten Pferde ins Gras und machten uns ein Feuer, an dem wir ein Stück Fleisch brieten, das so lange seinen Platz zwischen Pferdedecke und Sattel des Führers gehabt hatte. Mit Sonnenuntergang waren wir zurück in Trinidad. Nach der Abendmahlzeit gingen wir mit unserm freundlichen deutsch-argentinischen Wirt eine halbe Stunde weit, um mich eines landläufigen Ausdrucks zu bedienen, vor die Thore der Stadt, d. h. von einer Stadt könnte man bei diesem schmutzigen Nest von etwa 175 Einwohnern ebensowenig reden wie von Thoren. In einem dort gelegenen Rancho war Ball, eine Festlichkeit, die sich schon von weitem bemerkbar machte durch die Klänge von Guitarren und einer Ziehharmonika. Man empfing uns mit ausgesuchter Freundlichkeit; wir nahmen in der Reihe der Gäste vor dem Rancho Platz. Nach wenigen Minuten erschien der Veranstalter der Festlichkeit mit einem Mädchen an jeder Hand, die Käfersteins und meiner Obhut anvertraut wurden. Wir tanzten, selbstredend unter freiem Himmel, um bald darauf unsere Mädchen dem Nachbar zur Rechten zu überliefern, während von der linken Seite andere Mädchen uns zugeführt wurden; so ging es weiter und weiter im Kreise herum. Maté und Cigarren fehlten natürlich nicht. Rund um uns weideten die Pferde, auf denen die Gäste, darunter manche aus weiter Ferne, zu dieser Vergnügung herbeigeeilt waren. Zur Beleuchtung diente das Licht der Sterne und das märchenhaft schöne Glühfeuer der zu Millionen umherfliegenden Leuchtkäfer!

Der folgende Tag war bestimmt für die Rückreise. Halb verhungert langten wir mit Dunkelwerden in der Villa de Encarnacion an.

Am 22. Juli 8 Uhr morgens ritten wir ab nach Picabó, eine Strecke von 205 km, also eine Entfernung, welche derjenigen von Hamburg bis Magdeburg gleichkommt; aber es war ein Ritt auf ungebahnten Wegen durch Camp und Urwald, unter teilweise recht schwierigen Umständen.

Wir waren unserer vier: Weyer, Käferstein, Reverchon und ich; trotzdem hatten wir uns mit nur einem Pferdejungen genügen lassen. Am ersten Tage ritten wir über San Juan nach El Carmen del Paraná und hielten uns in einer Entfernung von ungefähr 5 km vom rechten Ufer des Alten Paraná. Wir kamen dabei an einer dem Strom zugehörigen Bucht vorüber, die von der Victoria Regia nahezu überwuchert war. Die Unmenge herrlicher, an der Oberfläche olivengrüner Blätter mit kupferroter,



Paraguay. Die Victoria Regia auf einer Bucht des Alten Paraná.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

stark genervter Unterseite und den aufgebogenen Rändern bildete einen hübschen Anblick, der erhöht wurde durch einige hundert zwischen den Blättern einhersteigende lebhaft purpurfarbene Flamingos. Abends 7 Uhr erreichten wir Carmen und machten vor dem einzigen Gasthause Halt. Die Wirtin, deren Gatte nicht zugegen war, schien uns für fahrendes Gesindel zu halten und schlug unsere Bitte um Beherbergung für die Nacht rundweg ab. Somit blieb uns nichts weiter übrig, als ein Stück Fleisch zu kaufen, uns in der Mitte der Stadt auf einer Art Plaza ein Feuer zu machen, dort das eben gekaufte Fleisch zu rösten und im Freien nahe der Asche unseres Feuers zu übernachten. Nach kurzer Zeit weckte mich Weyer und machte mich auf einen brennenden Camp aufmerksam. In den Monaten Juli und August pflegt man die grossen Camps abzubrennen, damit das hohe dürre Gras dem neuen Grün zum Frühjahr Platz mache. Der ganze westliche Gesichtskreis glich einem Flammenmeer. Als wir uns lange genug an diesem Schauspiel ergötzt hatten, suchten wir wieder unsere Sättel und Pferdedecken zusammen, und da die Asche inzwischen kalt geworden war, legten wir uns, so gut die Umstände es gestatteten, unter eine Palme. Zum Unglück kam bald ein kalter Wind auf, der mich völlig hinderte, in meiner an und für sich nichts weniger als beneidenswerten Lage an Schlaf zu denken. Ich stand auf, wickelte mich in meinen Poncho, trank einen mächtigen Schnaps und begab mich auf einen Spaziergang. Nach einigen Stunden legte ich mich zu den andern unter die Palme, machte einen abermaligen Versuch einzuschlafen, aber wieder vergebens; mir blieb somit nichts anderes übrig, als die Nacht mit Rauchen und Umherlaufen zu verbringen. Am nächsten Morgen bald nach 5 Uhr fingen wir die Pferde ein und setzten die Reise fort. Gegen 7 Uhr erreichten wir den Rancho eines Bekannten Käfersteins, der uns mit Kaffee und Brot erquickte. Dann ging es weiter; zu allem Ueberfluss begann es zu regnen. Die Picadas fanden wir in einem jeglicher Beschreibung spottenden Zustand. Im Camp gelangten wir an einen nach beiden Seiten sich 1—1½ km ausdehnenden Erdriss von ungefähr 2—3 m Breite. Doña Pepita sprang mit einer ganz bewundernswerten Sicherheit über diese nach meiner Schätzung 6—8 m tiefe Kluft, auch Reverchon und Käferstein kamen tadellos herüber; Weyer zog indessen vor, die Schlucht zu umreiten, wodurch uns ein nicht unwesentlicher Aufenthalt erwuchs. Kurz vor Sonnenuntergang langten wir in Congé an. Nach einer Nacht mit zwei Stunden Schlaf hatte ich also elf Stunden im Sattel zugebracht!

In Encarnacion hatte man uns von den Guayaquis berichtet und uns vor ihren Gelüsten nach fremden Pferden gewarnt. Die Guayaquis sind ein Volk von schwarzen Zwergen; es ist eine völkerkundlich beachtenswerte Erscheinung, dass mitten unter den gutmütigen und fügsamen Indianern oder Guaranis, wie ich sie an andern Stellen zu beschreiben

versuchte, eine Völkerschaft lebt, kaum $^3/_4$ so gross wie jene, deren eigenartige Merkmale in Wildheit und Bosheit bestehen. Während die Guaranis seit Jahrhunderten Ackerbau betreiben, also mehr oder weniger sesshaft sind, stehen die Guayaquis bis zum heutigen Tage auf der niedrigsten Kulturstufe. Sie leben wie die Tiere des Waldes ohne jegliche Spur einer Wohnung. Vermutlich sind sie die später von den Guaranis vertriebenen Ureinwohner Paraguays. Zum wenigsten begnügt man sich mit dieser Erklärung auf Grund der unter gleichen Verhältnissen in Afrika mit schwarzen Zwergen und Negern gesammelten Erfahrungen. Ich muss diese Erklärung zum Verständnis des Nachstehenden vorausschicken.

In Congé angekommen, liessen wir uns durch Käferstein bereden, $1^1/_2$ Leguas auf unsern ermüdeten Pferden weiterzureiten zu einem seiner Freunde, bei dem wir ohne Zweifel für die Nacht gutes Unterkommen gefunden haben würden. Dieser Entschluss wäre uns nahezu verhängnisvoll geworden. Wir liessen den Pferden einige Maiskolben vorwerfen, tranken Maté, setzten uns dann wieder in den Sattel und ritten weiter. Nachdem wir eine Stunde im Camp vorwärts gedrungen waren, verleitete uns ein nach Congé marschirender Peon, den wir nach dem Rancho von Don Luis fragten, unsern Weg in einer andern Richtung fortzusetzen. Es war bald so finster, dass ich nicht meinen fünf Schritt vor mir reitenden Vordermann zu erkennen vermochte. Zur Rechten wussten wir den Urwald und hörten sein Rauschen, vor uns hatten wir Camp. Endlich ging der Mond auf, und wir erkannten, dass, wie wir vermuteten, zur Rechten der Wald, links Sümpfe lagen, die in der Nacht zu durchqueren gewiss nicht ratsam war.

Käferstein behauptete, die Gegend zu kennen, auch nachdem wir gezwungen waren, im rechten Winkel nach Osten gegen die bisherige Richtung von Süden nach Norden abzuschwenken. Immer enger wurde der Camp, immer mehr näherten sich die Sümpfe dem Walde, bis wir schliesslich auch vor uns nur noch Sumpf erkannten. Käferstein hatte sich geirrt. Wir wendeten die Pferde, um denselben Weg zurückzureiten, den wir gekommen waren. Als wir um den eben erwähnten Winkel die Richtung gegen Süden wieder einschlagen wollten, bot sich unsern Blicken ein grauenvolles Schauspiel dar. Ich gestehe, dass mich ein Schüttelfrost durchlief. Vor uns brannte der Camp! Der Südwestwind brachte uns das Flammenmeer mit grosser Schnelligkeit näher. Hinter und neben uns drohte uns unbedingter Untergang durch Sümpfe, im Urwald Schutz zu finden war ausgeschlossen, somit blieb uns nur ein einziges Mittel: auf den bis zum äussersten erschöpften Pferden durch die rote Glut zu jagen. Weyer, Käferstein, ich und der Junge erkannten unsere Lage sofort. Kein Wort, kein Laut wurde gewechselt. Ohne weiteres gab jeder seinem Pferde die Sporen und suchte möglichst

unbeschadet hinter das Flammenmeer zu gelangen. Wir alle kamen durch die Glut, ohne nennenswerten Schaden gelitten zu haben. Ich glaube mich keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn ich behaupte, dass den Pferden kaum die Haare gesengt waren. Bewundernswert erschien mir die Ruhe, mit welcher die Tiere das Feuer aufnahmen. Sie sind eben von früher Jugend an das jährliche Abbrennen der Prairien gewöhnt. Als wir uns in Sicherheit wussten, atmeten wir tief auf, schüttelten uns die Hände und Käferstein rief: »Das waren die Guayaquis!« Ohne Frage hatte er recht. Das boshafte Pack hatte uns im Finstern in die Falle reiten sehen und erwartete, uns durch Feuer zu vernichten. Die Umstände zur Durchführung dieses Planes waren allerdings die günstigsten. Eine derartige Bosheit hatte ich diesen Zwergen nach der Beschreibung in Villa de Encarnacion doch nicht zugetraut, vielmehr hatte ich angenommen, dass Pferdediebstahl das einzige sei, wodurch sie dem Europäer Uebles zuzufügen imstande wären.

Die Frage blieb nunmehr: wohin reiten? Das Stück abgebrannten Camps konnte kaum ³/₄ Leguas betragen, als wir uns wieder im hohen Grase befanden. Es mochte 7 Uhr abends gewesen sein, also hatten wir 13 Stunden im Sattel gesessen. Mit unsern halbtoten Tieren konnten wir nur schrittweise weiterreiten, aber endlich fing Käferstein an, sich zurecht zu finden, und nach 2 ferneren Stunden erreichten wir, wenn auch nicht den Rancho seines Don Luis, so doch ein allem Anschein nach bewohntes Gebäude. Ich war zuerst vom Pferde und klopfte, erhielt aber keine Antwort. Mittlerweile riefen wir, so laut unsere Stimmen es uns gestatteten: ebenfalls ohne Antwort zu erhalten. Da standen wir in der freilich mondhellen Nacht vor dem Hause eines Menschen, der ebenso gut ein Erzschuft wie ein guter Kerl sein konnte. Vier fremde Leute mit ihren Pferden in seinem Hofe zu sehen, konnte auch ihm unter keinen Umständen besondere Freude bereiten. Auf alle Fälle blieb uns vor der Hand nichts weiter übrig, als die Tiere abzusatteln, wenn sie nicht umkommen sollten. Kaum hatte ich Doña Pepita Freiheit gegeben, als sie sich auf den Rücken legte und wie verendend alle Viere von sich streckte. Das hatte mir gefehlt! Als ich ungefähr 7 Jahre vor diesen letzten Begebenheiten die Cooperschen Lederstrumpf-Erzählungen las, hatte ich nichts sehnlicher gewünscht, als dass mir noch einmal ähnliche Erlebnisse beschieden sein möchten. Ich hatte sie in den letzten Tagen zur Genüge gehabt; ein Augenblick wie der, in dem ich mitten in der Wildnis neben meiner verscheidenden Pepita zu stehen meinte, war vor 7 Jahren beim Lesen vom Prairieleben indessen nicht vorgesehen.

Mittlerweile hatte unser Pferdejunge in nicht allzu weiter Ferne Licht entdeckt. Käferstein und er brachen auf nach dem in Frage stehenden Punkt, Weyer und ich blieben bei den Pferden. Nach nicht viel mehr

als einer halben Stunde kehrten beide zurück und brachten gute Nachricht. Thatsächlich und wider alles Erwarten standen wir an Don Luis' Rancho, nur war dieser Don Luis ein ganz anderer, als derjenige, den Käferstein von Anfang an im Auge gehabt hatte. Dieser berichtete, der für uns z. Z. allein in Frage kommende Don Luis sei in San Pedro, sein »capataz«*) auf einem Balle, würde aber kaum vor Mitternacht nach Hause kommen. Der Pferdejunge brachte Weyer und mir eine Apfelsine, die wir mit wahrhafter Gier hinunterschlangen. Gross war meine Freude, als nach Verlauf einer Stunde Pepita wieder auf den Beinen stand und sogar anfing zu fressen. Neben dem Rancho fanden wir Ochsenhäute, aus welchen wir uns, so gut es gehen wollte, ein Lager unter freiem Himmel machten. Das Haus war natürlich verschlossen. Ich hatte die erste Wache und schon während dieser erschien der Capataz. Ich ging ihm entgegen und berichtete unsere Erlebnisse, von welchen dasjenige mit den Guayaquis ihn zu erregen schien. Er war eine gutmütige Seele und schloss die Hausthür auf. Allgemeine Freude! In der Küche wurde Wasser zum Sieden gebracht, mit 40 Teilen auf 100 mit Caña gemengt und somit ein Getränk gegen die bittere Kälte erzeugt. Eine Bettstelle ohne Matratze und Decken wurde Weyer abgetreten, der sich in ihr auf eine Ochsenhaut legte und mit zwei gleichen Fellen zudeckte. Käferstein und ich schürten das Feuer in der Küche aufs neue und legten uns daran. Trotz der ausserordentlich grossen Anstrengung des vorigen Tages und der ziemlich schlaflosen letzten Nacht war ich doch dermassen erregt von dem Erlebten, dass ich keine Müdigkeit empfinden konnte. Ich sass die Nacht am Feuer auf einem niedrigen Bock und beschäftigte mich damit, eine Cigarre nach der andern zu rauchen, bis ich gegen Morgen auf wenige Stunden einnickte.

Erst gegen 9 Uhr ritten wir weiter, um den Pferden so lange wie möglich Ruhe zu gönnen. Uebrigens hatten wir den schlimmsten Teil unserer Reise noch nicht zurückgelegt. Dieser bestand in dem 10 km langen Weg durch die Sümpfe zwischen den Flüssen Tebicuari und Pirapo. Den Tebicuari konnten wir ohne Schwierigkeiten durchreiten und dann ging die Patscherei los. Beschreiben lässt solch ein Ritt sich kaum, nur mag man sich vergegenwärtigen, dass es der Anspannung aller Sinne und Nerven bedarf, um Pferd und Reiter vor dem Versinken in eine endlose Tiefe zu bewahren. Ohne Unfall erreichten wir das Ufer des Pirapo. Meiner Ansicht nach konnte der Fluss nicht reissend sein, trotzdem die allgemeine Behauptung dahin ging, dass ein Durchschwimmen mit grosser Gefahr verbunden sei.

Ich liess Weyer und Käferstein in dem zur Ueberfahrt vorhandenen Canoe fahren, gab meinen Sattel mit hinein, schwang mich auf die blanke Pepita und ritt in das Wasser. Ich kann behaupten, dass das Pferd nicht

*) Aufseher.

länger als wenige Minuten den Boden unter den Füssen verlor und kaum mehr als 2 m stromabwärts mitgerissen wurde. Somit hatte ich recht behalten. Auf der andern Seite des Flusses wurde gesattelt, und nach ferneren 3 Stunden erreichten wir den Endpunkt der Wildnis, die letzte Haltestelle der Eisenbahn. Der Schienenweg hört mitten im Camp auf. Es stehen an dieser Stelle das Bahngebäude und zwei schmierige Gasthäuser.

Nach einer ganz herrlich durchschlafenen Nacht reisten wir nach Villa Rica. Wir blieben den nächsten Tag, einem »Dia de Plaza«, in der Stadt und folgten der Einladung eines dritten Freiherrn: Baron von Barnekow, der seinen Rancho, ½ Legua von Villa Rica, mit einer der hübschesten jungen Paraguayerinnen, die ich im Lande Gelegenheit hatte, zu sehen, teilte. Während der Tafel sass ich dem schönen, eben erwachsenen Kinde gegenüber. Als der Baron nicht ohne gewisse Genugthuung bemerkte, welchen Eindruck das Mädchen auf den halbfremden Europäer machen musste, fragte er



Paraguay. Markttag in Villa Rica.

6*

es, ob ich ihm gefalle, worauf es freimütig antwortete: »Le quiero mucho!«*) Nach dem Essen setzten wir uns ins Freie mit dieser anmutigen Erscheinung, welche die Volkskleidung trug, bestehend aus dem blendend weissen, in diesem Falle mit reichen Spitzen versehenen und weit ausgeschnittenen Hemd, einem goldenen Kamm und dem ebenfalls mit recht kostbaren Spitzen ausgestatteten schneeweissen Unterrock. Vorerst spielte sie auf der spanischen Zither den ersten und dritten Teil der entzückenden Serenade von Rob. Fuchs und später sang sie die folgenden, im Lande wohlbekannten Lieder, die sie selbst und ich begleiteten.

Tengo peineta dorada	Ich trage den goldenen Kamm
En mi pelo trenzado.	In meinem geflochtenen Haar.
Y al rededor de mi hombro	Um meine Schulter die Kette
Collares de oro y coral.	Von Gold und Korallen vom Meer.
En mi manteleta embozada	Gehüllt in meine Mantille
Me paseo en la calle.	So geh' durch die Strassen ich leicht.
Mostrando mi bonita talle	So trage ich meine Taille
Con su nobleza natural.	Mit natürlichem Adel allein.
* *	*
Me muestro a todos afable	Liebenswürdig gegen alle,
Desprecio nunca á ninguno.	Schlecht behandele ich keinen.
Pero solo á uno consagro	Aber einem nur allein,
Mi sincero y puro amor.	Ihm gehört mein Herz.
Mi »tipoy« y mi peineta	Mein Hemd, das heimatliche,
Son mi única alhaje.	Mein Kamm, sind all mein Besitz.
El único tesoro que adoro	Der Schatz, den ich anbete,
Es mi piscario encantador.	Ist mein Geliebter nur.
* *	*
Si un pretensor	Wenn da ein Bewerber
Pida mi festejo.	Um meine Liebe fleht,
Y no está mas vacante	Und besetzt ist gerade
Mi corazon,	Mein Herz,
Le contesto yo	Sage ich ihm stets:
Tobe catu:	»Nichts da!
Solo para mi prometido	Meinem Freund allein
Che rohayu.	Gehöre ich!«

Meine neben die Verse gesetzte freie Uebersetzung ist schlecht oder garnicht gereimt; aber da ich mich nicht besser zum Dichter eigne, als der Igel zur Zahnbürste passt, dürfte ich zu entschuldigen sein.

*) »Ich mag ihn gern leiden.«

Diesem Mädchen war auch der geringste Schulbesuch, sowie jede Art der Erziehung fremd geblieben. Dennoch forderten die Lieblichkeit in jeder ihrer Bewegungen, die ihr angeborene vornehme Erscheinung, die kleinen rosafarbenen Füsse eine Bewunderung, wie sie im nördlichen Europa selten in Frage kommen dürfte. —

Unter andern besuchte ich bei diesem meinem letzten Aufenthalt in Villa Rica Herrn Rackwitz aus Hamburg, der recht hübsch, eine Viertelstunde von der Villa entfernt, wohnt, und eine Cañafabrik mit recht gutem Erfolge betreibt. Am 24. Juli, $6^1/_2$ Uhr morgens, reisten wir von Villa Rica ab und hatten nachmittags 3 Uhr wohlbehalten die 135 km betragende Entfernung bis Asuncion wie gewöhnlich zurückgelegt. Die Pferde folgten am 26. — —

Die Stunde, in welcher ich Paraguay lebewohl sagen musste, rückte heran. Während der letzten Tage wurden mir mancherlei Freundlichkeiten erwiesen von einem jungen Deutschen, der ein Jahr früher aus Paraguay in die Heimat gereist war, um sich zu verehelichen. »Er« und »Sie« waren ungefähr gleichzeitig mit mir von Europa wieder in Asuncion eingetroffen. Unter dem Sinnspruch:

> »Tu n'as rien, je n'ai rien, mettons ces deux riens ensemble et nous en ferons quelque chose«

hatte dieses junge Paar ein für die Verhältnisse in Paraguay mit grossem Ueberfluss ausgestattetes Leben geführt; ich erhielt zum Abschied eine kostbare Reitgerte mit silbernem Knopf. Etwa sechs Monate später bekam ich von meinem väterlichen Handelshause in Hamburg ungefähr die folgende Belehrung: »Halte die Reitgerte in Ehren, sie ist eine der kostbarsten der Welt. Wenigstens haben wir für eine Forderung von 7000 Mark nicht viel andere Deckung zu erwarten als diese Reitgerte.«

Am 3. August ging ich an Bord derselben »San Martin«, die mich im Dezember von Buenos Aires heraufgebracht hatte. Mit aufrichtigem Herzen dankte ich Cramer, Weyer und Alvarez für die mir in reichstem Masse erwiesene Freundschaft und Nachsicht. Alvarez umarmte mich wie ein Vater seinen Sohn.

Man löste die Taue und die »San Martin« trieb langsam von der Brücke. Ungefähr 30 gute Freunde, darunter zwei Herren aus San Bernardino und ebenso viele aus Villa Rica, die zu meiner Abreise heruntergekommen waren, riefen mir ein »Hip, hip, hurrah für Kunhardt« nach, 30 Taschentücher und Hüte wurden geschwenkt, bis die »San Martin« um die Ecke gesteuert wurde — und acht in fortdauernder Anregung der mannigfachsten Art verlebte Monate lagen hinter mir.

VII. KAPITEL.

Sechs Monate in Buenos Aires.

Am 8. August langte ich in Buenos Aires an. Neben Zeitungen aus Hamburg fand ich Briefe vor, in denen mir auseinandergesetzt wurde, dass es wenig würdig sei, wenn ein junger Kaufmann, der das 19. Jahr zurückgelegt habe, nicht ohne Zuschuss aus der Heimat standesgemäss leben könne. Indessen sei mir ein offenes Guthaben bei den Herren Arning, Brauss & Cia. für Notfälle eröffnet. Merkwürdigerweise war zur Zeit, als ich diesen Brief las, gerade einer dieser Notfälle eingetreten. Ich hatte von Asuncion nicht viel Barschaft mitgenommen, um an der in Argentinien geltenden Währung nicht zu verlieren, und begab mich somit schleunigst zu dem vorgenannten Handelshause. Der jüngere Teilhaber, Herr Theodor Brauss, war damals zu der Leitung des gleichnamigen Geschäftshauses in Antwerpen verpflichtet, während Herr Arning mich freundlich empfing.

Die ersten Tage meines Aufenthalts am La Plata benutzte ich, um mit dem jungen Herrn Ludwig Arning aus Hamburg, der bei seinem Onkel thätig war, einen Ausflug von mehreren Tagen nach Montevideo zu unternehmen, wo ich die Geschäftsfreunde des väterlichen Hauses in Hamburg, die Herren Metzen, Vincenti & Cia., sowie Herrn O. Fischer besuchte. Der letztere, ein junger Mann von 27 Jahren, war gleichzeitig der Vertreter der Herren Arning, Brauss & Cia. und zeichnete sich, wie ich bald Gelegenheit hatte zu bemerken, durch ausserordentliche Befähigung und Tüchtigkeit aus. Durch seine Güte bekamen wir die Knochenschuppen des mehrfach genannten Hauses zu sehen. Dort mochten wohl mehrere 100 000 kg Knochen lagern; während unseres Besuches wurden gleichzeitig zwei Segler mit solchen nach Europa befrachtet. Geschäfte von der Ausdehnung, wie sie dieses hoch angesehene Haus in Buenos Aires

betreibt, waren mir bis dahin fremd gewesen. In den ersten sechs Monaten des Jahres hatte es u. a. mehr als 120 000 000 kg Weizen nach Europa verschifft; für Drahtnachrichten wurden jährlich vielleicht hunderttausend Mark verausgabt.

In dem bescheidenen Gasthof, wo ich vorerst abgestiegen war, lernte ich manche unbeschäftigte junge deutsche Kaufleute kennen, denen ich meine Absicht, eine Stellung mit einem auskömmlichen Gehalt zu suchen, mitteilte. Meine Hoffnungen wurden durch diese Landsleute recht empfindlich herabgestimmt. Sie alle, die zum grössten Teil bedeutendere Kenntnisse aus der Heimat mitgebracht hatten als ich, waren wochen-, selbst monatelang ohne Aussicht auf lohnende Thätigkeit. Nichtsdestoweniger begab ich mich auf die Suche, und in der Zeit einer Woche war ich Handlungsgehilfe in einem der vornehmsten deutschen Handelshäuser: Schlieper, Hecker & Cia. Wenn ich diese neue Stellung vornehmlich meinem guten Glück zu verdanken hatte, will ich bei dieser Gelegenheit nicht verfehlen, meine Erfahrungen, nicht allein aus Buenos Aires, sondern gleichzeitig aus Valparaiso, Mexiko, San Francisco, Sidney, Melbourne und der Kapstadt betreffs der jungen Handlungsbeflissenen aus Deutschland anzudeuten.

Wie ich schon früher erwähnte, hatte ich aus Europa blutwenig Kenntnisse mitgebracht. Ich schreibe eine wenig gute Hand, aus dem lateinischen Unterricht wurde ich seiner Zeit auf Grund hoffnungsloser Aussichten nach Zurücklegung der Tertia ausgeschieden, aus der Geschichte erinnerte ich mich nur der Jahreszahl der Schlacht bei Zama, und die Mathematik, in der ich es zu garnichts gebracht hatte, war mir von jeher ein Greuel gewesen. Fast nur infolge meiner Kenntnisse der im elterlichen Hause von Jugend auf erlernten französischen und englischen Sprache und einiger Sicherheit im Rechnen war mir die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst mit Not und Mühe zugestanden worden.

Den stellenlosen jungen Leuten fehlte so zu sagen in der preussischen Geschichte von Albrecht dem Bären bis zur jüngsten Prinzessin nicht eine Zahl; ich glaube, sie waren imstande, die Trauerspiele des Aeschylos, Sophokles und Euripides fliessend in der Ursprache zu lesen, und selbst mit der Geschichte des Thucydides mochten sie auf freundschaftlichem Fusse stehen. Die »Verwandlungen« des Ovid kannten sie nahezu auswendig, die Kenntnis des Breitengrades der Mündung der weissen Elster in die Saale war ihnen eine Kleinigkeit, und die Lösung der haarsträubendsten Gleichungen schüttelten sie förmlich aus dem Aermel. Dagegen war ihnen der Begriff, was man unter einem Sovereign versteht, durchaus fremd, und gar das zärtliche Verhältnis zwischen einem solchen und einem 20 Francs-Billet zu einem bestimmten Umlaufswert zu berechnen, erschien ihnen eine schwierige Aufgabe.

Wenn mich in der Beurteilung dieser meiner jungen Landsleute nicht alles täuscht, so waren sie mit 19—21 Jahren vom Lernen und Wiederlernen so ermüdet, dass ihnen die abermalige Beschäftigung mit einer fremden Sprache ungleich schwerer wurde als mir. Zumal die englische Sprache bot den mit reichen lateinischen Schätzen ausgerüsteten jungen Kaufleuten häufig grosse Hindernisse. Wenn es mir hin und wieder gelang, bei diesen Herren, welche die Reifeprüfung glänzend bestanden hatten, Nachforschungen zu halten, welche Begriffe im eigentlich kaufmännischen Rechnen ihnen nicht fremd seien, so musste ich meine Ansprüche in der Regel auf ein bescheidenes Mass, auf die vier Grundrechnungsarten, beschränken.

Selbstverständlich finden sich auch unter den Vielwissenden begabte Menschen, die ebenso schnell, manchmal schneller weiter kommen, als nur zweckentsprechend gebildete Leute unseres Standes. Meine vorstehenden Bemerkungen beziehen sich nur auf die Durchschnittsmenschen, die bekanntlich die Mehrzahl bilden.

Ich glaube an diesen eigentlich für die Hochschule gebildeten jungen Leuten im Auslande hin und wieder bemerkt zu haben, dass sie, falls ihnen nicht von Verwandten und Freunden die Mittel zur Rückfahrt gegeben werden, schliesslich in der Not Stellungen ergreifen, die ihren einstigen Erwartungen durchaus nicht entsprechen. Sie fallen, nach dieser ersten Enttäuschung mutlos geworden, von Stufe zu Stufe, um schliesslich ein Gewerbe zu wählen, das in erster Linie dem Heimatlande zum Schaden gereicht. Z. B. die in Buenos Aires recht ausgebreitete Zunft der »Haifische« besteht vornehmlich aus solchen, anfänglich in unrechte Bahnen gebrachten jungen Kaufleuten. Wie man weiss, beschäftigen sich die Mitglieder dieser Zunft damit, Landsleute bei ihrer Ankunft abzufassen und ihnen u. a. möglichst alles mitgebrachte Barvermögen als überflüssigen Ballast abzuknöpfen. Einen Schutz für Einwanderer in der Ausdehnung, wie er in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika besteht, giebt es in Argentinien nicht. Andere verlegen sich in reiferen Jahren auf den Beruf, die kleinen Gewerbetreibenden in der Heimat, die sich durch die Freimarke aus weiter Ferne hoch geehrt fühlen, durch falsche Vorspiegelungen so viel wie irgend möglich zu betrügen. Ich komme somit in dieser kleinen Nebenbetrachtung zu dem Ergebnis, dass man ausnahmslos aus einem Eisenkrämer einen Grünwarenhändler, weniger leicht aber aus einem für den Gelehrtenstand Bestimmten einen brauchbaren Kaufmann bilden kann. Unser Beruf will sorgfältig vorbereitet sein.

Meine Stellung am Lager der Herren Schlieper, Hecker & Cia. entsprach meiner Absicht, den Handel am La Plata im grossen und grössten Stil kennen zu lernen, vollkommen. Ich war am Lager der Einfuhr-Abteilung mit den ankommenden Waren, sowie mit dem englischen Brief-

wechsel und dem Uebersetzen der europäischen Briefe anregend beschäftigt, sodass ich mit Lust und Liebe zur Sache ernstlich bestrebt war, den Ansprüchen meiner Vorgesetzten zu genügen. Mein Einkommen gestattete mir, meine bescheidene Wohnung im Gasthof aufzugeben und mit fünf andern jungen Leuten, George Warnholtz-Hamburg, Paul Thomsen-Hamburg, Fritz Hoffmann-Montevideo, Heinr. Held-Hamburg und Ludw. Arning-Hamburg, in Belgrano, einem in 18 Minuten mit der Bahn zu erreichenden Vorort, ein hübsches Landhaus in einem geschmackvoll angelegten Garten zu beziehen. Wir lebten, jeder in einem Zimmer mit gemeinschaftlichen Wohn- sowie Essräumen, im besten Einvernehmen. Ich kann mir thatsächlich für junge Kaufleute kein anregenderes Leben ausmalen, als wir es hier auf dem Lande, die Hängematten zwischen Citronenbäumen, führten.

Zu meiner grossen Genugthuung war ich in der Lage, einen Brief aus Hamburg, in dem mein Vater mir gleichzeitig mit seiner Freude, dass ich eine so vorzügliche Stellung gefunden habe, die Furcht aussprach, ich könne ihrer infolge mangelhafter Leistungen verlustig gehen, dahin beantworten zu können, dass ich überzeugt sei, meine Vorgesetzten zufrieden zu stellen. Die von mir geschriebenen Briefe wurden schlank gezeichnet, meine Bücher gaben keinen Anlass zu Bemerkungen. Ich konnte selbst nicht auf zu grosser Anspruchslosigkeit begründete Bedürfnisse bestreiten, mit Ausnahme eines Reitpferdes, das ich, als durchaus zu den Notsachen zählend, aus meinem offenen Guthaben bei den Herren Arning, Brauss & Cia. decken musste. Kurz nach meiner Ankunft am La Plata machte ich die traurige Entdeckung, dass ich infolge der guten Verpflegung bei Alvarez mit Manioca, Milchreis und Puchero aus meinen in Asuncion sorgsam geschonten europäischen Kleidern herausgewachsen sei. Ich musste somit nicht nur meine ganze Wäsche neu beschaffen, sondern mir auch eine ganze Reihe neuer Oberkleider zulegen, zumal in einer so reichen, mit allem Ueberfluss ausgestatteten Stadt wie Buenos Aires viel mehr Wert auf äussere Kleidung gelegt wird, als in Hamburg, von Asuncion selbstverständlich garnicht zu reden. Ich hatte um so mehr Veranlassung, einige Sorgfalt auch auf mein äusseres Ich zu verwenden, als ich Gelegenheit haben sollte, die Gastfreundschaft deutscher Familien zu erfahren.

Vor allem fand ich freundliches Wohlwollen bei dem älteren Herrn Arning und dessen liebenswürdiger Gemahlin mit ihrer ungemein anregenden, vielseitigen Unterhaltung. In ihr vornehm ausgestattetes Landhaus wurde ich vielfach aufgefordert, mich zum freundschaftlichsten Verkehr einzufinden. Dort lernte ich den ältesten Sohn mit seiner jungen Frau, einer Argentinerin, sowie den Schwiegersohn und die Tochter des Hauses, Herrn und Frau Hasperg kennen, ebenso Herrn Richard Berckemeyer mit seiner jungen Frau, letztere beide in Hamburg geboren und erzogen. Bei diesen drei jungen Paaren fand ich ebenfalls gütige

Aufnahme. Bei diesen jungen Frauen bot ein »diner à la fortune du pot« den zehnfachen Frohsinn und mehr der vielseitigsten Unterhaltung, als meterlange Speisenfolgen in der Heimat, von denen ich bei meiner Abreise aus Deutschland zwar mehr gehört als gesehen, aber doch schon manche, garnicht ohne unwillkürliches Wohlgefallen, erprobt hatte.

Im deutschen Turnverein, dem Klub, in dem alle zur guten Gesellschaft in Buenos Aires zählenden Deutschen eingeschrieben waren, von den Inhabern der ersten Handlungshäuser bis zu den jüngsten Handlungs-



Buenos Aires. Das Badehaus in Belgrano.

beflissenen, lernte ich einen Herrn Eduard Schade, einen Schulfreund meines Vaters, kennen. Er machte grosse Augen, in Buenos Aires den erwachsenen Sohn seines ehemaligen Genossen von der Schulbank zu finden, und erzählte mir u. a., dass er und mein Vater das Unglück gehabt hätten, beide in einer Klasse zu sitzen, die des Ruhmes, den sie vor dem Leiter, Dr. Schleiden, haben sollte, durchaus ermangelte. Ferner bedauerte Herr Schade aufs tiefste, mir gestehen zu müssen, dass er und mein Vater selbst in dieser Klasse sich regelmässig neidlos um die letzten Plätze beworben hätten, dass sogar »Benni«, der wasserköpfige Stumpfsinnige, immer nur der Drittletzte gewesen sei. Herr Schade eröffnete mir

ferner, welchen Eindruck die griechische Geschichte damals auf ihn und meinen Vater gemacht habe. Als man vom spartanischen König Leonidas sprach, der sich mit 300 Gesinnungsgenossen für sein Volk opferte, sei bei den beiden Schülern am Ende der Bank der Plan gereift, eine ähnliche Heldenthat zu vollbringen. Infolge heilloser Aufführung und bodenloser Faulheit fast aller Mitglieder der Klasse, unter denen Herr Schade mir mehrere bekannte Namen aus Hamburg nannte, waren die Aussichten für die Zeugnisse am kommenden Sonnabend mit wenigen Ausnahmen die trübseligsten. Herr Schade und mein Vater hielten somit für angezeigt, das Buch, in welches das ganze Sündenverzeichnis der Klasse aufgenommen war, mit spartanischer Selbstlosigkeit in dem dürftig geheizten Ofen auf Nimmerwiederkehr verschwinden zu lassen. Ich versicherte Herrn Schade, dass ich diese Geschichte äusserst belustigend fände, verschwieg dagegen, dass ich sie seit frühster Jugend jährlich vier bis fünf mal von meinem Vater erzählen hörte, der jederzeit mit den Worten zu beginnen pflegte: »Ich weiss nicht, ob ich Euch schon mal die Geschichte erzählt habe mit dem Klassenbuch. Also u. s. w.«

Ferner verkehrte im deutschen Turnverein ein Herr Schuster, der zur Zeit meiner Geburt in dem väterlichen Handelshause zu Hamburg die Anfangsgründe unseres Berufs mit Tintenfassreinigen und Dielenfegen erlernt hatte. Er erinnerte sich einiger schon damals sehr alter Lagerarbeiter, die zu meiner Lehrlingszeit noch in derselben Tätigkeit wie 1875 angestellt gewesen waren. Herr Schade sowohl wie Herr Schuster waren beide bei dem deutschen Wollausfuhr-Handelshause H. H. von Eicken beschäftigt. In der Häuslichkeit dieser, sowie in derjenigen anderer Herren, mit denen ich vor nahezu einem Jahre von Europa herübergekommen war, fand ich hin und wieder liebenswürdige Aufnahme.

Während meines ersten kurzen Aufenthalts im Lande hatte ich Ungünstiges über das Landen unseres Schiffes in Montevideo und Buenos Aires nach Hamburg geschrieben. Der Inhalt dieses meines Briefes war im »Hamburgischen Correspondenten« veröffentlicht und hatte im allgemeinen keinen vorteilhaften Eindruck in Buenos Aires hinterlassen. Mehrfach war ich zu meinem Verdruss genötigt, mich wegen dieses Aufsatzes verteidigen zu müssen.

Wie in Paraguay, so lag auch in Argentinien das Geschäft darnieder. Infolge schlechter Preise für Wolle in Europa lagerten viele Millionen kg in Buenos Aires, ohne Käufer zu finden. Immerhin hatte ich keine Veranlassung, mich über ein zu geringes Mass von Arbeit zu beklagen, zum wenigsten hatte ich anfänglich Mühe, mich an die nach meinen bisherigen Begriffen an das Ungeheuerliche grenzende Wareneinfuhr unseres Handelshauses zu gewöhnen. Beispielsweise bedeutete eine Menge von 500 Gross Paar Strümpfen nichts Ausserordentliches. Der Handlungs-

bevollmächtigte unseres Hauses reiste bald mit Urlaub nach Hamburg, zwei mir überstellte Herren wurden plötzlich entlassen, sodass von Mangel an Beschäftigung keine Rede sein konnte. Die Unterhaltung wurde vom Morgen bis zum Abend in 4 Sprachen geführt, ein Umstand, der für mich ebenfalls recht vorteilhaft war. Telegraphischen Anschluss hatten wir in den Arbeitszimmern. Durch ihn wurden wir auf dem Laufenden erhalten, zu welchem Wert die Goldwährung denselben Augenblick an der Börse gehandelt wurde, ebenso konnten wir jederzeit alle andern Handelsneuigkeiten in unsern Schreibzimmern von der Telegraphenrolle ablesen.

Ungefähr am 10. November wurde eins der grössten Feste in Argentinien, die Blumen-Fahrt, gefeiert. Es lässt sich nicht beschreiben, welche Verschwendung in dieser reichen Stadt mit Kleidung, Pferden, Wagen und Blumen getrieben wird. Der Hyde Park, sowie der Bois de Boulogne stehen hinter den gleichartigen Anlagen in Buenos Aires zurück. Ferner ist es meine Ueberzeugung, dass an keinem Platz der Erde so viele schöne Mädchen und junge Frauen zu finden sind, wie dort. Die Anmut, mit der die jungen Damen in ihren Wagen Platz nehmen, der Liebreiz, mit dem sie die Blumen zu werfen verstehen und mit dem sie Freunde, Bekannte und Nicht-Bekannte grüssen, sind hinreissend.

Am 5. Dezember erinnerte ich mich, dass dies der Jahrestag meiner Ankunft in der neuen Welt sei. Wenn ich zurückblickte auf die kindlichen Ansichten, mit denen ich dort landete, und auf das, was ich inzwischen gelernt und erfahren hatte, so glaubte ich wohl mit dem Ergebnis meines Aufenthalts in jenem Erdteile zufrieden sein zu dürfen.

Zu Weihnachten erhielt ich von meinem Vater einen Ladeschein über 6 Kisten verschiedener Münchener Biere, eine Sendung, die mich zu ungefähr folgendem Brief veranlasste: »Querido padre! Für Deine freundliche Sendung zum Weihnachtsfest sage ich Dir meinen aufrichtigsten Dank, indessen hatte ich eigentlich angenommen, von einem Herrn, der in Hamburg erzogen, in den Vereinigten Staaten und Kanada seine kaufmännische Ausbildung genossen, in reiferen Jahren zweimal die Welt umsegelt, Japan, China, Korea, die Philippinen, Cochinchina, Siam, Malakka, Java, Sumatra, Birma, Indien und Egypten bereist hat, annehmen zu dürfen, dass er auch einige Kenntnisse aussereuropäischer Zustände besitzen würde. Du scheinst jedoch anzunehmen, dass das Land Argentinien bevölkert ist von einer Abart der sibirischen Tungusen, der die Geheimnisse der Bierbereitung fremd sind. Gestatte mir, Dich dahin aufzuklären, dass hier ein recht gutes Bier gebraut wird und dass ich, wenn ich Deine freundliche Sendung empfangen würde, jedenfalls von Arning, Brauss & Cia. ein Vermögen aufnehmen müsste, weil ich jede halbe Flasche nur mit 60 Pf. Zoll einführen könnte. Die Geschäftsfertigkeit Deines Sohnes hat indessen für richtig gehalten, die Sendung sofort nach »Cuyabá« in

Matto Grosso (Brasilien) weitergehen zu lassen, in der Hoffnung, ein gutes Geschäft mit ihr zu machen. Wenn ich solche Unkenntnisse an Dir erleben muss, was sollen denn andere Deutsche im Auslande, deren geheimrätliche Väter ihren Wirkungskreis in der Altmark oder in der Lausitz niemals verlassen haben, von den ihrigen sagen? U. s. w.«

Das Weihnachtsfest verlebten meine vier Hausgenossen und ich in der angenehmsten Weise: am 24. Dezember bei einer Erdbeerbowle auf unserm das Haus umgebenden Rundgang, am 25. speisten wir im Café de Paris. Der 26. ist ein Arbeitstag wie jeder andere. Im übrigen hatte ich nicht verfehlt, mir zum Feste mancherlei nützliche Sachen zu schenken.

Am 30. Januar des folgenden Jahres, also 1895, erhielt ich aus Hamburg die briefliche Mitteilung, dass mein jüngerer Bruder sich am 29. Januar mit der »Elbe« von Bremen nach New York einschiffen werde, um das Ziel seiner ferneren kaufmännischen Ausbildung, Tegucigalpa (Honduras), zu erreichen, eine Neuigkeit, die ich meinen Freunden in unserer Belgrano-Cottage am selben Abend mitteilte. Am nächsten Morgen, also am 31., erscheint Ludwig Arning im Nachthemde ziemlich verstört in meinem Zimmer mit der Zeitung in der Hand, um mir anzuzeigen, dass die am 29. von Bremen nach New York abgegangene »Elbe« mit ungefähr 300 Reisenden untergegangen sei! Sofort zog ich meinen Brief hervor und las da allerdings: »Am 29. fährt Egon mit der »Elbe« von Bremerhaven nach New York.« Ich werfe mich in meine Kleider, nehme in Ermangelung eines Zuges die Pferdebahn zur Stadt und eile nach dem Galveston-Telegraphenamt. Bis drei Uhr befand ich mich in einer Erregung, wie sie nicht zu beschreiben ist. Sieben Stunden nach Abgang meiner Depesche erhielt ich die Antwort, dass mein Bruder »all right« noch in Hamburg sitze. Von meinen Freunden und den Herren unseres Handlungshauses wurde ich darauf herzlich beglückwünscht. Später erfuhr ich brieflich, dass die Abreise aus ganz unwesentlichen Gründen um 14 Tage verschoben worden war. Einige wohlwollende Zeilen meinerseits an den jüngeren Bruder, wie z. B. »Was hängen soll, ersäuft nicht«, bitte ich als selbstverständlich annehmen zu wollen.

Somit war alles klipp und klar. Der Aufenthalt in Buenos Aires sagte mir in jeder Weise zu, und ich hatte den aufrichtigen Wunsch, ein ferneres Jahr ungestört in meiner Thätigkeit verbleiben zu können. Aber: »Le fils propose et monsieur le père dispose.« Am 7. Februar erhielt ich aus Hamburg die Aufforderung, so bald wie angängig abzureisen. Mein väterliches Haus hatte bei einem Geschäftsfreunde in Mexiko eine für meine fernere kaufmännische Ausbildung vorteilhafte Reisestellung für mich angenommen, und mir blieb die Wahl, entweder an der Küste von Brasilien und Venezuela über St. Thomas hinaufzureisen oder über die Cordilleren nach Valparaiso zu gehen und, unter Berücksichtigung aller

Handelsplätze an der Westküste, Mexiko über Panamá zu erreichen. Nach reiflicher Ueberlegung mit Herrn Arning, der mir in gewohnter Freundschaft seine Ratschläge zuteil werden liess, entschied ich mich für die Westküste, nachdem mir von meinem Vorgesetzten, dem Herrn Hecker, keine Hindernisse in den Weg gelegt waren.

Am Sonntag, den 17. Februar, ass ich zum letztenmale bei dem älteren Herrn Arning mit allen den früher erwähnten Freunden und deren Gattinnen. In herzlicherer Weise hätte ich in der Heimat unter meinen nächsten Verwandten keinen Abschied erwarten dürfen.

Nach einem für meine Verhältnisse grossartigen Herren-Abschiedsessen am 18., von dem billigerweise die Nachwelt reden sollte, bestieg ich, geleitet von meinen Freunden, noch am selben Tage den Zug und fuhr nach Mendoza ab.



VIII. KAPITEL.

Von Buenos Aires nach Panamá.

Als ich am nächsten Morgen infolge des stattgehabten Abschiedsessens mit einigermassen verschlafenen Augen zum Fenster hinaussah, befand ich mich bereits inmitten der unendlichen Ebenen der Pampas. Der Eindruck, den ich empfing, war nahezu derselbe, wie damals, als ich morgens aus meinem Schiffszimmerfenster über das Meer hinwegsah. Nach allen Seiten, bis gegen das Ende des Sehkreises, die flache Ebene ohne die geringste Bodenerhebung. Wegen des nicht selten eintretenden Wassermangels ist der Pflanzenwuchs in den Pampas sehr dürftig und bestand zur Zeit meiner Reise aus halbverbranntem Gras, von dem sich endlose Viehherden ernähren sollten. Hin und wieder bemerkte ich hungersgestorbenes Vieh, sowie von solchem herrührende bleichende Knochen in kleineren oder grösseren Entfernungen vom Bahndamm liegen. Von den Hügelstädtchen der Prairiehunde sah ich, entgegen meinen Erwartungen, nicht eine Spur. Staub und Hitze machten die langweilige Reise nicht gerade zu einem Vergnügungsausflug.

Um 8 Uhr abends erreichten wir San Luis, wo nach ungefähr 24 Stunden die erste Gelegenheit geboten wurde, in Gesellschaft mehrerer Gauchos und Viehherdenaufseher zu essen. Am nächsten Morgen 4 Uhr weckte man mich gewaltsam, und eine Stunde später hatte ich, in Mendoza angekommen, den Eisenbahnwagen zu verlassen. Als nach einer ferneren Stunde die Sonne aufging, konnte ich in nicht weiter Ferne die letzten Ausläufer der Cordilleren unterscheiden. Ohne jede anregende Gesellschaft begab ich mich in die Stadt, in der man mir eröffnete, dass ihre grösste Sehenswürdigkeit, ausser den baulichen Ueberresten eines ehemaligen Klosters, eine ausgedehnte Schwimmbadeanstalt sei, in deren krystallklarem Wasser

ich mich denn auch gehörig abspülte. Später besichtigte ich in Ermangelung eines besseren die öffentlichen Gebäude, sowie die Schäden, die die letzte Ueberschwemmung an Ort und Stelle angerichtet hatte. Da Karnevalstag war, fand ich Gelegenheit, einer bescheidenen Blumenfahrt beizuwohnen. Im allgemeinen zeigte das Volk noch viele Ureigentümlichkeiten der Indianer, namentlich die Männer erinnerten mich an die Bevölkerung von Paraguay.

Am folgenden Morgen, den 25. Februar, fuhr ich um 6 Uhr bei Tagesgrauen mit dem schmalspurigen »Ferro Carril Transandino« aus Mendoza ab. Trotzdem das Geleise eng ist, fahren auf ihm vorteilhaft ausgestattete Wagen. Mit den übrigen sechs für Chile bestimmten Mitreisenden: zwei Italienern, einer Chilenin mit zwei Kindern und einem Argentiner schloss ich bald Freundschaft, zumal mit der Dame, die ausser ihren beiden Rangen einen grossen Frühstückskorb mit sich führte. Ein Führer gab uns das Geleite bis an die erste chilenische Eisenbahnhaltestelle. Während zweier Stunden nach der Abreise aus Mendoza fuhren wir in ungefähr 4 km Entfernung an den Bergen entlang; zu beiden Seiten der Bahn wird Weinbau getrieben; später hörte der Pflanzenwuchs bis auf niedriges Buschwerk auf und wir bogen nunmehr im stumpfen Winkel am Rio Mendoza entlang ins Gebirge ein. Auf einem Damme, der kaum die beiden Schienen zu halten vermochte, fuhren wir an den Bergen in die Höhe, zur Rechten, also im Norden, den sich tief und tiefer ziehenden Abhang mit dem über Felsgerölle rauschenden Fluss zu Füssen, zur Linken kerzengerade in die Höhe steigende Felswände. Nach einer ferneren Stunde gelangten wir an eine lange, ziemlich weite, von Bergen mit Schneespitzen überragte Schlucht, in der scharfe Wendungen der Bahn dem nicht schwindelfreien Reisenden Gelegenheit boten, hin und wieder die Farbe zu wechseln. Erst



Argentinien. Ein Gaucho.

nach und nach gewöhnte ich mich daran, ohne ein Gefühl des Schwindels zum Fenster hinaus in die tiefen Abgründe hinunterzusehen. Ein schöner Blick in die Cordilleren wechselte mit dem andern, bis wir ohne besondere Zwischenfälle 1 Uhr nachmittags in Punta de Vacas (2476 m Seehöhe) anlangten. Damit hatte die argentinische Eisenbahn ihr Ende erreicht.

Nach der Hitze in den Pampas war die Kälte trotz meines dicken Poncho, den ich hervorgezogen hatte, sehr empfindlich fühlbar. Um Punta de Vacas herum sahen wir nichts als Schnee, in dessen Mitte die drei Häuser, die den Ort bilden, liegen. In diesen trafen wir eine Gesellschaft fahrender Jünger der Melpomene, die man indessen, ihrer Kleidung nach, eher für Freunde und



Argentinien. Ueberreste eines ehemaligen Klosters in Mendoza.

Freundinnen der Thalia halten durfte. Die Leute kamen von der chilenischen Seite, um nach Buenos Aires zu fahren. Die Frauen hatten aus mir unerklärlichen Gründen für zweckmässig erachtet, sich die abgetragenen Beinkleider ihrer Männer anzulegen, und wahrscheinlich als Schutz gegen die Kälte benutzten sie dichte, an grossmächtigen Hüten befestigte Schleier. Ausser dieser Gesellschaft fanden wir in Punta de Vacas einige Engländerinnen von vornehmer Erscheinung, die sich mit ihrem Vater auf einem Vergnügungsausflug befanden. Nach einer Mahlzeit, die jeglicher Beschreibung spottet, nahmen wir Platz in den bereitstehenden Wagen. Das Gepäck wurde auf Maulesel geladen, die später vor uns hergetrieben wurden.

Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass der schon erwähnte Frühstückskorb nicht zurückgeblieben war, setzte sich die Karawane unter

militärischer Begleitung von elf Leuten in Bewegung. Der Weg ist breit und im besten Zustande erhalten. Er ging aufwärts, bis wir gegen 4 Uhr in Baños de Incas (2780 m Seehöhe) ankamen. Ich hatte Zeit, in den heissen Schwefelquellen ein recht erquickendes Bad zu nehmen.

Nach einem Aufenthalt von ungefähr einer Stunde, während deren Mulas und Pferde gewechselt wurden, ging die Fahrt weiter; wir durchfuhren einige thatsächlich recht gefährliche Stellen. Ob an diesen jemals Unfälle vorgekommen sind, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, vermute indessen an den ausweichenden Antworten unserer Führer, dass ein Abstürzen der Wagen oder Mulas nicht zu den Seltenheiten zählt. Aber alles ging gut. Wir erreichten um 7 Uhr abends Las Cuevas auf einer Höhe von 3188 m. Trotz Ueberzieher, Kamelhaardecke und wollenem Poncho fror mich, dass mir die Zähne klapperten. Nach leidlicher Mittagstafel suchten wir Reisende unser Lager auf; das meinige befand sich in einer aus übereinander gelegten Felsstücken gebauten und mit Wellblech bedeckten Hütte. Entsetzt über die mir bevorstehende Nacht in diesem Eiskeller entschloss ich mich, ein Gläschen Cognac zu mir zu nehmen, dem zur Erwärmung vier oder fünf andere folgten. Wie vorauszusehen, verfehlte dieses vortreffliche Mittel seine Wirkung nicht.

Am andern Morgen 3 Uhr wurde ich von unserm Führer geweckt. Vor der Thür lag eine dünne Eisschicht. Noch vor zwei Tagen hatten drei Taschentücher sich als ungenügend erwiesen, um mir den Schweiss von der Stirn zu trocknen! Nach Genuss von heissem Kaffee bestiegen wir etwas nach 4 Uhr in stockfinsterer Nacht die Mulas. Die beiden Kinder der Chilenin schrieen fürchterlich, wurden aber durch Bummelwitze der immer heiteren Führer beruhigt. Dann ritten wir langsam die Steigung, nach meiner Schätzung von mehr als 1 : 3, in die Höhe. Wir empfanden die Kälte peinlich und ein schneidend eisiger Wind that das übrige, um unsere Stimmung möglichst widerwärtig zu beeinflussen.

Um 5½ Uhr morgens, also vor Sonnenaufgang, langten wir auf der Cumbre (3900 m) an, somit hatten wir die Höhe der Ortler-Spitze in Tyrol erreicht. Nun begann der Abstieg auf der chilenischen Seite. Zum Vorteil meiner fast zu Eisklumpen erstarrten Füsse machte ich den Versuch, eine Weile zu laufen, stieg aber sehr bald wieder auf meine Mula, weil mir in der dünnen Luft beim Marschieren das Atmen erschwert wurde; auf meinem Tier dagegen merkte ich keine Beklemmung. Wie wir auf der andern Seite hinaufgeritten waren, ritten wir diesseits auf Zickzackwegen mit einer Neigung von ungefähr 1 : 2½ hinunter.

Gegen 9 Uhr erreichten wir die Seuchensperre, wo man uns die wenig erfreuliche Mitteilung machte, dass wir alles auszupacken hätten und die Wäsche im Dampfofen reinigen lassen müssten. Alles übrige wurde mit einer mir unbekannten Flüssigkeit besprengt, um darauf in einem ge-

schlossenen Raum mit den Dünsten von brennendem einfachen Stangenschwefel durchräuchert zu werden. Ich versuchte, dem Beamten auseinanderzusetzen, dass ich in Valparaiso keine Zeit haben würde, meine Kleider waschen zu lassen, eine Erklärung, der indessen nicht der geringste Wert beigemessen wurde. Zur Bequemlichkeit der Reisenden beim Ein- und Auspacken war nicht einmal ein Zimmer vorhanden, vielmehr musste alles unter freiem Himmel, grösstenteils unter Staubwolken, vor sich gehen. Meine Geduld hatte ihr Ende erreicht, als einer der Beamten gegen meine Chilenin unverschämt wurde; ich drohte mit Klagen in Valparaiso, falls er die Pflicht der Höflichkeit gegen Reisende ferner ausser acht liesse. Das half.



Argentinien. Gasthaus auf der Cumbre.

Aus den Reden der Beamten schloss ich, dass sie befürchteten, ich würde ernsthaft Beschwerde erheben, und daraufhin stellten diese Caballeros uns ihre eigenen Zimmer zur Verfügung. Nach 1½ stündigem Aufenthalt verabschiedeten wir uns; der Herr mit den Ohren, an denen ich mich fast vergriffen hätte, und ich schüttelten uns als gute Freunde die Hände.

Ungefähr um 11 Uhr chilenischer Zeit erreichten wir Juncal (2200 m), wo wir alle miteinander ein gutes Frühstück zu uns nahmen; die beiden grässlichen Kinder leisteten dabei Unglaubliches. Mittags bestiegen wir zum zweitenmal die Wagen und fuhren auf ebenso schönen, wie breiten Wegen weiter thalabwärts, sodass unsere 4 Pferde nebeneinander gespannt werden konnten. In einer dichten Staubwolke ging's im Galopp weiter bergab. Wir fuhren durch wunderbar hübsche Thäler, nach und nach wurde auch wieder einiger Pflanzenwuchs bemerkbar, und nachmittags

7*

4 Uhr waren wir in Salto (1262 m), wo wir frohen Herzens in den zur Abfahrt bereitstehenden Eisenbahnzug stiegen.

Die chilenische Bahn hat dieselbe enge Spurweite wie die auf der argentinischen Seite der Anden, nur hatten wir diesseits nicht mehr die schönen argentinischen Wagen, sondern recht einfache chilenische Gefährte. In diesen fuhren wir bis Santa Rosa de los Andes (800 m). Für einige Cents und gute Worte wurde mir Eintritt in das Schlafgemach eines Eisenbahnbeamten bewilligt, wo ich eine äusserst notwendige gründliche Säuberung meiner Person vornehmen konnte. Bald darauf sass ich im Zuge auf der breitspurigen Bahn, um nach Valparaiso durchzufahren. Auf halbem Wege, in Llai-Llai, wurde genügender Aufenthalt zum Essen geboten. Als ich eben an einer »chuleta«*) entsprechende Forschungen vorzunehmen beabsichtigte, klopfte mir Oscar Matthaei aus Hamburg auf die Schulter. Ich war hoch erfreut über die Aufmerksamkeit des treuen Freundes, der mir von Valparaiso soweit entgegengefahren war. 11 Uhr nachts kamen wir an Ort und Stelle an.

Matthaei hatte ein zweites Bett in sein Zimmer stellen lassen, und so wohnten wir in Valparaiso zusammen. Am nächsten Morgen, den 27. Februar, suchte ich vorerst die Herren Weber & Co. auf, um bei ihnen meine Empfehlungsbriefe abzugeben. Darauf richtete ich meine Schritte nach der Vertretung der Dampfschiffahrtsgesellschaft, wo ich leider erfahren musste, dass der nächste Dampfer nach dem Norden erst am Mittwoch, den 6. März, abgehe. Sodann wanderte ich durch die Strassen und glaube mein Gesamturteil über Valparaiso kurz dahin abgeben zu können, dass die Stadt möglicherweise bei längerem Aufenthalt einen angenehmeren Eindruck hinterlässt, als er mir beschieden war. Wer in Buenos Aires gelebt hat und nicht ohne einige Erwartung nach Valparaiso kommt, dem muss es als ein langweiliges, unschönes Dorf im Vergleich zu der Grossstadt am La Plata erscheinen. Es ist hinaufgebaut an die Berge, welche eine Bucht begrenzen; gerade Strassen, in denen das ganze Geschäftsleben sich zusammendrängt, führen am Hafen entlang. Die übrigen Verkehrswege sind nichts als ein wüstes Durcheinander und kaum mit dem Namen »Strassen« zu bezeichnen. Wirklich hübsche Gebäude habe ich wenige bemerkt, ebenso fehlte der Pflanzenwuchs. Alles erscheint kleinstädtisch, und dennoch — welche Millionen-Vermögen sind bei alledem in Valparaiso erworben!

Am 1. März fuhr ich nachmittags 1 Uhr mit der Bahn nach Santiago, wo ich 6 Uhr abends ankam. Die Hauptstadt machte auf mich einen wesentlich vorteilhafteren Eindruck als Valparaiso. Ich ging auf die geschmackvoll angelegte Plaza, auf der gute Musik recht hübsch vorgetragen

*) Schweinsrippe.

THE
PUB
TILDEN



Gesamtbild v



n Valparaiso.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

wurde. Am Morgen des 2. März besuchte ich Geschäftsfreunde des väterlichen Handlungshauses; es gelang mir, einen nicht unbedeutenden Warenauftrag einer Seifenfabrik für Hamburg entgegenzunehmen. Nachdem die Inhaber derselben mir den ganzen Betrieb eingehend gezeigt und erklärt hatten, verabschiedete ich mich, besuchte den Ausstellungspark, besah die öffentlichen Gebäude und sass um 6 Uhr wieder in der Eisenbahn, ohne eigentlich Eindrücke von irgend welcher Bedeutung mitgenommen zu haben.

Das Glück wollte, dass ich eine reizende junge Engländerin zur Reisegefährtin bekam. Die lebhafte Unterhaltung, in die wir gar bald geraten waren, wurde leider unerwarteter Weise durch meinen Freund Matthaei unterbrochen. Ohne dass ich es bemerkt hatte, war er an der Haltestelle Salto, eine Stunde vor Valparaiso, zu uns gekommen, um mich zu ersuchen, gleich auszusteigen. Auf dem Bahnhof fanden sich noch andere der jungen Leute, die ich in Valparaiso kennen gelernt hatte; wir verblieben alle die Nacht in Salto in germanisch frisch, fromm, fröhlich, freier Unterhaltung, zu der mein vorstehend erwähntes Abenteuer nicht wenig beitrug.

Am nächsten Morgen machten wir einen Spaziergang nach Viño del Mar, wo wir uns alle an einem herrlichen Bade ergötzten, um mit dem nächsten Zuge nach Valparaiso zurückzukehren. Den Abend brachte ich in angenehmster Weise zu bei dem gastfreien Herrn Fischer, einem der Leiter des grossen Valparaiso-Handelshauses Vorwerk & Co., und dessen Gemahlin. Ich wurde bei dieser Gelegenheit Herrn und Frau Eggert aus Hamburg vorgestellt, die am selben Tage nach Europa zurückzukehren beabsichtigten.

Am 4. März frühstückte ich bei Herrn und Frau Schuldt, ebenfalls Hamburgern; auch bei diesem jungen Paare fand ich die beste Aufnahme. Alles in der häuslichen Einrichtung von Herrn und Frau Schuldt wies hin auf den ausgewählten Geschmack, sowie die Geschicklichkeit der jungen Frau, ihr Heim aus eigener Veranlagung zu dem reizvollsten zu machen, entgegen der Sitte vieler junger Frauen in Deutschland, in deren neu eingerichteten Gemächern man sehr leicht glauben könnte, sich nicht bei Herrn und Frau Soundso, sondern bei diesem oder jenem Frankfurter, Berliner oder Hamburger Ausstattungslieferanten zu befinden. Meine bei Herrn und Frau Schuldt verlebten Stunden zählen zu den angenehmsten zwischen Buenos Aires und Mexiko.

Der deutsche Klub in Valparaiso spielt im Leben unserer jungen Landsleute eine recht wichtige Rolle. In Ermangelung anderer geeigneter Oertlichkeiten verkehren sie ausschliesslich hier, wo an gemeinsamer Tafel alle Mahlzeiten eingenommen werden. Aus diesem Zusammenleben liesse sich nach meiner Ansicht für alle Beteiligten durch gegenseitigen Meinungsaustausch viel Anregung schöpfen, selbst wenn die Stadt als solche wenig und nicht annähernd das bietet, was Buenos Aires auch den Fremden zu

zeigen imstande ist. Ich habe in diesem Klub viel Freundlichkeit erfahren, um so mehr bedaure ich, bemerken zu müssen, dass das Leben der jungen Deutschen innerhalb und ausserhalb des Klubs, selbstverständlich mit Ausnahmen, wenig oder gar keine Anregung irgend welcher Art bot.

Nachdem ich mich am Vormittag des 6. März bei den Herren Weber & Co. mit gehörigen Geldmitteln für eine Reise nach Mexiko versehen hatte, sodass ich auf dem weiten Wege nicht leicht in Verlegenheit geraten konnte, begab ich mich am Abend desselben Tages an Bord der »Mapocho«. An der Landungsbrücke nahm ich Abschied von guten Freunden und Bekannten, und nur Oskar Matthaei und ein Herr Busse brachten mich um 6 Uhr abends an Bord des Dampfers. Erst am nächsten Morgen, als wir uns schon 8 Stunden auf dem Grossen Ozean befanden, nahm ich das Schiff in Augenschein und stellte mich dem Führer sowie einigen Mitreisenden vor. Die Mapocho hatte, entgegen den mir bekannten Dampfern, drei Stockwerke aufzuweisen. Im obersten hatte ich ein Schiffszimmer für mich allein, das luftig und angenehm lag und nichts zu wünschen übrig liess. Das chilenische Schiff war in allen Teilen mit grossem Aufwand eingerichtet, in allen Räumen mit elektrischem Licht versehen und der Tisch so ausgezeichnet, wie man ihn in einem deutschen Gasthof ersten Ranges nicht besser hätte beanspruchen können; der Führer, ein Engländer, zeigte sich als ein freundlicher Herr. Ich richtete mich möglichst bequem ein und fasste bald den Entschluss, ausser den Einträgen in mein Tagebuch eine Uebersicht über meine Reisen in fremden Weltteilen zu entwerfen, wie sie jetzt dem Leser vorliegt.

Die ganze chilenische Küste zeigt bekanntlich keinen Pflanzenwuchs, nordwärts von Valparaiso kennt man den Regen nicht, und dort gedeiht somit kein grüner Halm. Kahle Felsen und wieder kahle Felsen, weiter bekommt man nichts zu sehen.

Am 7. März, 11 Uhr morgens, ankerten wir in der Bucht von Coquimbo, einem kleinen Städtchen mit winzigem Hafen. Ich benutzte unsern Aufenthalt ebenso wie an allen unsern folgenden Landeplätzen, um ein herrliches Seebad zu nehmen, das insofern Aussergewöhnliches bietet, als Herren und Damen gemeinschaftlich die Kühlung der Fluten geniessen; dabei widerspricht es den Landessitten nicht, wenn die Herren keinen weiteren Anzug als einfache Badehosen anlegen.

Unter den Mitreisenden der Mapocho fesselte mich ein junger Engländer, der über den Salpeterhandel sowie über die Gewinnung des Salzes aussergewöhnlich unterrichtet schien. Am 8. März erreichten wir Caldera, das sich von Coquimbo eigentlich nur dadurch unterscheidet, dass in diesem nichts, in Caldera aber, genau genommen, noch weniger als nichts zu sehen ist. Unsere Mapocho, welche unterhalb Valparaiso viele Grünwaren geladen hatte, nahm in Caldera für die nördlichen chilenischen



Santiago. Das Regierungsgebäude.



Santiago. Ehrensaal im Congressgebäude.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Hafenorte noch einige hundert Ochsen an Bord. Im Norden Chiles wächst nichts Geniessbares; daher wird das Leben in jenem Teil des Landes besonders kostspielig dadurch, dass alle Nahrungsmittel vom Süden heraufgeschafft werden müssen. Herren in Antofagasta und Iquique versicherten mich, dass man unter 350 Doll., zum damaligen Geldwert ungefähr 450 Mark, im Monate nicht leben könne, von Theater, Gesellschaften und Zerstreuungen irgend welcher Art ganz abgesehen. Wie sich von selbst ergiebt, sind Bier und schäumende Weine an diesen regenlosen Plätzen gern gesehene Genussmittel.

Als ich am Abend des 8. März dem Schiffsaufwärter eine Empfangsbescheinigung für die im Laufe des Tages genossenen Aufmunterungen in flüssiger Form zeichnete, bemerkte ich erst, dass ich an diesem Tage mein 20. Lebensjahr beendet hatte, eine Gelegenheit, die ich benutzte, dem Aufwärter schnell noch eine zweite Karte zu unterzeichnen.

Am 9. März kamen wir in Antofagasta an. Meine Freunde in Valparaiso waren freundlich genug gewesen, meine Ankunft einem dort lebenden deutschen Bekannten, Herrn Justus, auf dem Drahtwege anzuzeigen, woraufhin dieser Herr mich gütig aufnahm. In Antofagasta beginnt die eigentliche Salpeter- und Erzgegend. Der Handel dieser Stadt ist infolge einer hier ihren Anfang nehmenden Bahn ins Innere von Bolivien recht bedeutend. Dagegen ist das Aeussere des aus 5—6 Strassen bestehenden Ortes recht trostlos.

Am 10. langten wir in Tocopilla an. Am Hafen lagerten umfangreiche Massen Salpeter fertig zum Verschiffen. Das in Hamburg bekannte Handelshaus Fölsch & Martin unterhält dort ausgedehnte Lager, wie ich überhaupt zu meiner nicht geringen Freude bemerkte, dass der deutsche und namentlich der Hamburger Handel an der ganzen Westküste, von Valparaiso bis Panamá, zweifellos vorherrscht.

Am 11. vormittags erreichten wir Iquique, wo ich die mit meinem väterlichen Hause in Beziehung stehenden Herren Hernandez & Bumiller, sowie zwei uns bekannte Apotheker aufsuchte. Die Stadt macht einen reinlichen, verhältnismässig freundlichen Eindruck, aber ohne alles Grün ist und bleibt der Anblick aller dieser Plätze öde. Herr Bumiller empfing mich mit der den Deutschen im Auslande eigentümlichen Freundlichkeit; später frühstückte ich mit dem Apotheker Gariazzo in einer Wirtschaft, die man nach deutschen Begriffen als Kutscherkneipe bezeichnen würde; in Iquique soll sie indessen die für derartige Zwecke vornehmste Oertlichkeit sein. Den Nachmittag verbrachte ich wiederum mit Herrn Bumiller, der mich auf das rege Geschäftsleben und -treiben in den Strassen aufmerksam machte. Nach einer Wanderung von nahezu 4 Stunden gelangte ich nach Dunkelwerden wieder an Bord.

Am 12. galt unser Besuch Caleta Buena. Schon vom Schiff aus konnten wir die überaus mächtigen Salpeterlager am Hafen bemerken, ebenso eine

sich 400 m erhebende Drahtseilbahn. Am Lande angekommen, stellte ich mich dem Verwalter der letzteren vor und bat um die Erlaubnis, mit der Bahn fahren zu dürfen. Nachdem einer der schwebenden Behälter mit einem Brett hergerichtet war, sodass ich mich darauf stellen konnte, fuhr ich in 1½ Minuten die erwähnte Strecke hinauf. Eine weitere Bahn führte mich in der gleichen Zeit fernere 300 m nach oben und ich genoss aus der Höhe von 700 m über dem Meeresspiegel eine herrliche Aussicht auf diesen und die Umgebung der Stadt. Hinunter fuhr ich in derselben Geschwindigkeit, empfand indessen eine gewisse beruhigende Freude, als ich wieder festen Boden unter den Füssen fühlte.

Am 13. landeten wir in Pisagua; wiederum Salpeterlager, abermals 5 oder 6 Strassen von kleinen Holzhäusern aus eingeführtem Holz. Nach einer halben Stunde setzten wir die Reise fort und fuhren ungefähr 150 m an einem mächtigen Guanofelsen vorüber, an dem einige englische Segler mit Laden beschäftigt waren.

Am Abend des 13. kamen wir in Arica an. Der eingetretenen Dunkelheit halber zog ich vor, nicht ans Land zu gehen. Durch die letztgenannte Stadt schlossen wir mit Chile ab; nunmehr folgte Peru. Zur Zeit meiner Reise an der Küste des Landes beschäftigten sich die Einwohner mit einer jener, für alle Bewohner der südamerikanischen Freistaaten zum Lebensbedürfnis gewordenen Volkserhebungen. Am 15. morgens waren wir in Chala, das 7 oder 8 Häuser zählen kann. Wir Reisenden unterhielten uns mit dem Suchen hübscher Muscheln am Strande, während die Mapocho 300 Ochsen für Callao übernahm.

Als nächsten Hafen besuchten wir Pisco, in dem der über die ganze Welt rühmlichst bekannte Schnaps gleichen Namens hergestellt wird. Die Stadt ist zwar nur klein, aber sehr alt, von den Spaniern unter Pizarro angelegt. Besonders fand ich einige Gebäude und Kirchen sehenswert. Auffällig war mir ferner, die Chinesen dort massenweise ansässig zu finden. Ganze Strassen sind von diesen Leuten bewohnt; man findet in der Stadt überraschend viel chinesische Thürschilder. Ich konnte nicht unterlassen, diese Leute in ihren Gewohnheiten und Gebräuchen mit einer gewissen Ehrfurcht zu betrachten. So also und nicht anders hatten diese Menschen ausgesehen zur Zeit der Hyksos von Egypten, der ersten Babylonier und Assyrer, der Stammväter der Juden, der Meder und Perser, der Eroberung Trojas, Homers, Alexanders des Grossen, Cäsars, Justinians, Karls des Grossen, Luthers und Bonapartes. In ihrer Eigenart haben sie alle Völker überdauert. Wer das rege Treiben, ihre beispiellose Arbeitskraft und unfassliche Enthaltsamkeit sieht, wer mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet, wie sie trotz des Kampfes ums Dasein alle untereinander zusammenhängen, wie sie die Ufer des Stillen und teilweise des Indischen Ozeans aus kleinen Anfängen vor wenigen Jahrzehnten zu bevölkern begonnen haben, der muss

die Ueberzeugung gewinnen, dass es diese Leute und keine andern sein werden, die auch die gegenwärtigen Völker Europas zu überleben bestimmt sind. Ich bin der Ansicht, dass die Geschichte keinen grösseren volkswirtschaftlichen Irrtum aufzuweisen hat, als jenen, dass England es durchsetzte, China seinem Handel zugängig zu machen. Für jeden Europäer, der aus diesem Handel Vorteil zieht, schickt China hundert der Seinigen ausser Landes, um der doppelten Zahl Europäer den Anteil am Gewinn am betreffenden Ort abzuschneiden. Die heutigen Europäer lachen über den Zopf der Chinesen und lassen dabei vollständig ausser acht, dass die Römer vor 1900 Jahren über die aus Rindshäuten gefertigten Kleider der Germanen lachten!

Als ich am 17. März früh morgens an Deck erschien, lagen wir in dichten Nebel eingehüllt im Hafen von Callao. 4 Tage sollten wir hier verweilen. Ich packte meine Reisetasche, um sofort mit der Bahn nach Lima zu fahren, wo ich recht wichtigen Besprechungen mit den Geschäftsfreunden des väterlichen Hauses, den Herren C. M. Schröder & Co., entgegensah. Unser Schiffsführer wartete nur noch auf das Boot des Hafenmeisters, um die Erlaubnis zu erlangen, in die inneren Hafenanlagen einzufahren. Endlich, nach 10 Uhr, erschien der Ersehnte mit der Botschaft, dass die Aufständischen in der letzten Nacht einen Teil von Lima genommen hätten und dass jeder Verkehr zwischen der Hauptstadt und Callao abgeschnitten sei. Die Aufrührer hatten die Schienen zwischen Callao und Lima aufgerissen, sowie die Telegraphendrähte zwischen beiden Plätzen durchschnitten. Somit blieb mir nichts anderes übrig, als meine Tasche wieder auszupacken und das landeinwärts liegende Lima durch das Glas zu betrachten. Gegen Missgeschick lässt sich auch an der Westküste von Süd-Amerika nichts ausrichten. Nachmittags ging ich dennoch ans Land, um mir wenigstens Callao anzusehen.

Peru, das zu den reichsten Ländern der Erde zählt, ist für Jahre zu Grunde gerichtet. Eine räuberische Regierung folgt der andern; die damalige hatte für gut befunden, Beamten und Soldaten seit 3 Monaten die Löhnung nicht zu zahlen. Der Handel lag vollständig darnieder, und als kennzeichnend für die Gesinnungen der Regierung mag erwähnt sein, dass der Präsident aus den beiden einzigen Kriegsschiffen des Landes nicht nur die Maschinen, sondern auch das Tauwerk und die Segel zu gunsten seiner eigenen Tasche verkauft hatte. In Callao war natürlich grosse Aufregung. Es machte einen geradezu erheiternden Eindruck, zu beobachten, wie die auf ihr Aeusseres unglaublich wenig Sorgfalt verwendenden Herren der Stadt mit hohen Seidenhüten an den Häusern standen und mit recht einfältigen Gesichtern ihre Ansichten über die Zustände ihres Landes besprachen. Immerhin glichen diese aber noch Gentlemen neben den Soldaten jeden Ranges. Von oben bis unten zerlumpt, mit kleinen Stöcken in

der Hand, gingen die mehr wie Indianer als gesittete Menschen aussehenden Offiziere in den Strassen einher und gebärdeten sich, als ob jedem einzelnen unter ihnen drei Viertel der Erde gehörten. An jeder Strassenecke stand ein Soldat, d. h. er stand nicht, sondern lümmelte gegen die Wand und rauchte in aller Gemütsruhe eine Cigarette, unbekümmert um das Geknatter der Gewehre und den Kanonendonner, den man von Lima her deutlich genug unterscheiden konnte. Um doch aber wenigstens etwas für das Vaterland in dieser schweren Zeit zu thun, verschwanden diese Krieger hin und wieder in der nächsten Kneipe, in der Absicht, auf das Wohl der guten Sache zu trinken, selbstverständlich auf Borg, denn kein vernünftiger Mensch konnte Zahlung verlangen von jemandem, der selbst niemals Zahlung erhielt.

Während der Tage, die wir im Hafen lagen, erreichte uns die Nachricht, dass Lima ganz in die Hände der Aufständischen gefallen sei. Diesen wurden von Callao aus Truppen entgegengeschickt, worauf es uns an Bord des Schiffes allerdings erschien, als ob das Feuern der Geschütze näher rückte. Uebrigens muss es in Lima zur Zeit unseres Aufenthalts in der Hafenstadt doch scharf hergegangen sein. Man sprach in Callao mit Bestimmtheit von 1500 Verwundeten und 800 Toten, von denen man einen Teil, um aufzuräumen, verbrannt haben sollte.

Am Morgen des 21. hatte das Knattern der Gewehre und Donnern der Kanonen sein Ende erreicht. Um 11 Uhr erschien an Bord unseres Schiffes der französische Konsul in Callao, der uns die Nachricht brachte, dass das diplomatische Korps Verhandlungen zwischen beiden, wenn man so sagen darf, kriegführenden Parteien anknüpfe. Die Aufständischen waren Herren der Lage geblieben, und gegen Nachmittag konnte man den Aufstand als beendet ansehen. Um 4 Uhr 15 Minuten desselben Tages ging der erste Zug nach Lima ab, während wir um 4½ Uhr den Hafen verliessen. Lima, den Glanzpunkt meiner Reise an der Westküste, musste ich also aufgeben.

Die Mapocho war das erste Schiff, das nordwärts von Callao reiste. Am 22. in Sallaverry, sowie am 23. in Pacasmayo konnten wir den Einwohnern die Friedensbotschaft überbringen. In Sallaverry gab es wiederum garnichts, in Pacasmayo nur eine 600 m lange Brücke zu sehen.

Am 24. morgens landeten wir in Payta, der Hafenstadt von Piura, die ich im Auftrage von G. L. & G. in Hamburg besonders gern aufgesucht hätte. Die Bahn fährt indessen 6 Stunden hin und nur jeden zweiten Tag geht von beiden Städten je ein Zug ab. Ich musste somit auf die mir gestellte Aufgabe, Herrn Carlos Schaefer in Piura aufzusuchen, wohl oder übel verzichten. Im Gegensatz zu den Häusern in Chile fand ich die Wohnungen in dem heissen Ecuador zum grössten Teil aus Bambusgeflecht besonders luftig errichtet.

Am Morgen des 25. langten wir in der Bai von Guayaquil an und fuhren während der Zeit von 4 Stunden den Fluss hinauf, um vor der

Stadt zu ankern. Hier herrschte reges Treiben, denn mit jedem Tage wurde ein Aufstand in grossem Stil erwartet. Der Banco Internacional, mit welchem ich ebenfalls für G. L. & G. in Hamburg zu verhandeln hatte, war Feiertags halber geschlossen; dagegen fand ich bei einem unserer Geschäftsfreunde, Herrn Karl Koppel, freundliche Aufnahme. Alle Gebäude und Häuser sind der dort häufig sich wiederholenden Erdbeben halber aus Holz sehr niedrig erbaut, im übrigen zählt die Stadt zu den mörderischsten Fieberplätzen am Grossen Ozean. Von 100 dort einwandernden Europäern gehen 70 bis 80 am Fieber zu Grunde. Herr Koppel geleitete mich an Bord und erklärte mir vor seiner Rückkehr ans Land, dass er sich glücklich schätze, mich unbeschadet so weit gebracht zu haben, zur Zeit wüte das Fieber schlimmer als je zuvor. Aufgefallen war mir ein über der Stadt liegender heisser, feuchter, treibhausartiger Dunst. Abends 5 Uhr fuhren wir ab, um keinen weiteren Hafen bis Panamá anzulaufen.

IX. KAPITEL.

Von Panamá nach Mexiko.

Am 29. März landeten wir in Panamá. Die Stadt überraschte mich in höchstem Grade; nach meinen Erfahrungen an der Westküste hatte ich mir ein schmutziges Nest unter diesem immerhin aus manchen Gründen berühmten oder berüchtigten Orte vorgestellt. Dagegen fand ich auffallend schön angelegte Strassen und ebensolche Plätze, beide nach Dunkelwerden elektrisch erleuchtet. In Gesellschaft eines Herrn aus San Francisco, der Panamá zum achtenmal besuchte, fand ich Gelegenheit, die Stadt in allen Teilen gehörig anzusehen. Vielleicht sind Leute, die von anderer Seite die Landenge erreichen, auch anderer Ansicht als ich.

Am ersten Morgen nach meiner Landung suchte ich den Kirchhof auf. Unter zahlreichen verwahrlosten, kaum durch ein Kreuz oder einen Stein ausgezeichneten Gräbern fand ich die augenscheinlich mit besonderer Sorgfalt gepflegte Ruhestätte des Bruders meiner Mutter. Im Alter von 27 Jahren, mit allen Eigenschaften eines vornehm veranlagten deutschen Mannes ausgestattet, mit den herrlichsten Aussichten, die einem Kaufmanne überhaupt nur erblühen können, war er im Jahre 1886 auf der Rückfahrt von einem 2 Jahre langen Aufenthalt in Mittelamerika ganz plötzlich in Zeit von 16 Stunden dem Fieber erlegen. Auf dem in Hamburg hergestellten Stein las ich die Inschrift:

»Hier ruht fern, aber nicht vergessen von den Seinen,
Willi Kaemmerer aus Hamburg.«

Ich mochte mit dem mitgebrachten Kranze in der Hand eine Weile am Grabe gestanden haben, als eine alte, augenscheinlich herzensgute Negerin auf mich zutrat und mich teilnehmend fragte, ob ich einen Bruder, einen »muchachito rubio«,*) habe, der vor 4 Wochen ebenfalls mit einem Strauss

*) Blonder Knabe.

am selben Grabe gestanden hätte. Ebenso freundlich, wie die Alte mich gefragt hatte, entgegnete ich ihr, dass mein jüngerer Bruder auf dem Wege von New York nach Honduras allerdings Panamá vor ungefähr Monatsfrist berührt und das Grab aufgesucht haben könne. Nachdem ich einige Anordnungen betreffs fernerer peinlicher Instandhaltung des Grabes im Sinne der in Hamburg lebenden Grosseltern getroffen hatte, ging ich in den Gasthof zurück, um vorerst einen langen Brief an meinen Bruder zu schreiben.

Nachmittags nahmen der Kalifornier und ich einen Wagen, um nach der »boca«, der Mündung des Kanals am Grossen Ozean, zu fahren. Auf



Panamá (Colon). Haltestelle Cabernalla.

dem Wege dahin fielen mir manche Bäume und Pflanzen auf, die ich bisher nicht beobachtet hatte, wie z. B. die Steinnüsse liefernde Elfenbeinpalme, ein niedriges schönes Gewächs mit kurzem Stamm und fiederschnittigen Blättern, die eine Länge von 5—6 m erreichen; die Kolben hatten die Grösse eines Menschenkopfes und sollen 10—13 kg wiegen. Ferner bemerkte ich merkwürdige Kakteen von riesenhafter Ausdehnung, daneben Mangos, mir bisher unbekannte Orchideen verschiedener Art und Kokospalmen. Die Boca muss auf jeden denkenden Menschen einen betrübenden Eindruck machen. Es kann so leicht niemand gleichgültig lassen, den Wert von vielen Hundert Millionen nutzlos verkommen zu sehen. Ich bemerkte u. a. 23 Lokomotiven unter freiem Himmel, die offenbar seit Jahren allem Wind und Wetter ausgesetzt waren, ebenso eine zahllose Menge von Wagen, Kesseln, Röhren, Eisenbahnschienen u. s. w., daneben ein Dorf, ebenso verlassen wie die erwähnten Geräte, und schliesslich den eigent-

lichen Kanal, der bereits von den schnell wachsenden Pflanzen überwuchert wird. Und das alles war eigentlich noch wenig im Vergleich zu dem Anblick, den ich später auf der Fahrt nach Colon haben sollte.

Am 1. April brachten sämtliche Zeitungen Panamás Bismarcks Bild. Den Abend machten wir auf herrlichen Wegen eine Ausfahrt nach dem alten Stadtteil. Am 2. April fuhr ich auf der 71 km langen Bahnstrecke über die Landenge nach Colon ab. Die Reisedauer ist 2½ Stunden mit 13 oder 14maligem Aufenthalt; der Kanal oder das, was von ihm noch übrig ist, zieht sich in unmittelbarer Nähe der Bahn entlang. An jeder Haltestelle sieht man ursprünglich kostbare, jetzt verwahrloste Maschinen dem Untergang geweiht. Längs der Bahn ist häufig mehr oder minder wertvolles Gerät zum Kanalbau aufgehäuft. Herrliche Palmen, wilde Bananen, Kakteen, üppiges Grün tausend verschiedener sonstiger Pflanzenarten umgiebt den Schienenweg. In Colon musste ich noch einen Tag den Gasthof aufsuchen, ehe ich mich nach Kingston (Jamaica) einschiffen konnte. Wirklich schön in der Stadt ist nur eine Fahrstrasse von Kokospalmen, an deren Ende ein Bronzedenkmal des Columbus steht, dessen künstlerischer Wert indessen zweifelhaft sein mag.

Am Nachmittag liess ich mir von einem Neger die Stiefel putzen, und belohnte ihn mit den üblichen 10 Cents Silber, worauf der Mann 30 Cents verlangte. Ich machte ihm begreiflich, dass er sich irre, wenn er mich für einen Esel halte, und dass ich ihm keinen Cent mehr zahlen würde als die empfangenen 10 Silberlinge. Darauf fühlte der schwarze Ehrenmann sich veranlasst, von der nächsten Ecke einen Schutzmann zu holen, um mich einstecken zu lassen. Da diese Art von Zeitvertreib mir neu war, liess ich ihn gewähren und schloss mich ihm mit innerem Behagen an. In der Polizeistube fragte mich ein höherer Beamter, um was es sich handle. Ich erzählte ihm den Fall und fügte hinzu, dass ich von Buenos Aires bis Panamá einem Stiefelputzer niemals mehr als 5 Cents Silber oder Papier vergütet hätte. Der Beamte hielt für angezeigt, ein Gesicht aufzusetzen, das mich schliessen liess, ein ähnlich schwieriger Fall könne ihm im Leben noch nicht vorgelegen haben. Der Sache sich unbedingt nicht gewachsen fühlend, entfernte er sich und liess mich unter Bewachung zweier bewaffneter Soldaten zurück. Nach Verlauf einer Viertelstunde kam der geistvolle Herr mit 6 Begleitern zurück, und es wurde, nachdem meine Stiefel genau besichtigt waren, dahin erkannt, dass die geleistete Arbeit nicht mehr als 10 Cents wert sei. Da ich vorher keinen Preis mit dem Neger abgemacht hatte, sei ich nicht verpflichtet, mehr zu zahlen. Nach 7 tiefen Verbeugungen und ebenso oft wiederholtem Händeschütteln mit meinen Richtern war mir die Freiheit zurückgegeben.

Im Hafen lag die »Thuringia« der H. A. L.; ich stellte mich den Offizieren vor und wurde für den Abend eingeladen, an Bord zu

kommen. Bei Hamburger Cigarren und Elbschloss-Bier spielten wir einen recht gemütlichen Skat.

Am nächsten Nachmittag fuhr ich mit der »Floridian« nach Kingston ab. So glücklich wie ich es auf der andern Seite mit der chilenischen Mapocho getroffen hatte, so unvorteilhaft sollte die Reise mit der englischen Floridian ausfallen; ein kleines elendes Bett, eine Kost unter aller Würde und die Mitreisenden — Flegel aus den Vereinigten Staaten. Ich bemühte mich daher, mit dem Führer Mr. King Freundschaft zu schliessen und verbrachte die Abende mit ihm in seinem geräumigen Schiffszimmer.

Nach einer Fahrt von 2½ Tagen kamen wir am 6. April in Kingston an. Die Stadt ist einfach herrlich! Ordnung, wohin man sieht, saubere Häuser, prächtige Strassen, wohlgepflegte Gärten, die der ganzen Umgebung das Gepräge eines botanischen Parks geben, hinter der Stadt eine Hügelkette. Unter der weissen Bevölkerung in Süd-Amerika hatte ich selten in jeder Beziehung so geordnete äussere Verhältnisse gefunden wie in der Neger- und Chinesen-Abteilung von Kingston. Jede Strasse, jedes Haus, jeder Garten bezeugte das Verständnis des englischen Volks für überseeische Ansiedelungen. Dabei nirgends Zwang irgend welcher Art, wenigstens ist mir während meines kurzen Aufenthalts von 24 Stunden nicht die geringste Unbequemlichkeit zugestossen, vielmehr fühlte ich mich überall vollkommen frei in dem Gefühl, europäischer Rechtspflege unterstellt zu sein. Ich liess mich gleich als Durchreisender in die Liste der Klubmitglieder eintragen, bei denen ich mich während des einen Abends ausserordentlich heimisch fühlte. Der rege geistige Anteil an Dingen verschiedenster Art, die zuvorkommende Behandlung, die man mir, als dem Durchreisenden eines ihnen, wenn auch nicht fremden, so doch nicht unmittelbar nahestehenden Volkes erwiesen, die kurze, alles Ueberflüssige meidende Redeweise, die selbst bei burschikoser Freundschaft der Klubmitglieder zu einander niemals die Grenzen einer gewissen Rücksicht überschreitende Höflichkeit veranlassten mich, diese Perle unter den überseeischen Ländern, die ich besuchen sollte, mit ganz besonderem Wohlgefallen zu betrachten. Ich will nicht unerwähnt lassen, dass wenige der Herren, die ich im Klub sah oder kennen lernte, meinem Eindruck nach Familien entstammten, in denen Ueberfluss herrscht.

Am nächsten Morgen zwischen 6 und 7 Uhr ging ich auf den belebten grossen Marktplatz. Bei den verschiedenen Verkäuferinnen erkundigte ich mich nach den Namen der mannigfachen, mir noch unbekannten Früchte. Gleich versammelten sich einige Dutzend Neger mit auffallend weissen und vorzüglich geformten Zähnen um mich, und jeder war bemüht, mich in der selbstlosesten Weise zu unterrichten. Ein junger, vom Frohsinn förmlich geplagter Negerkutscher fuhr mich zu allen Sehenswürdigkeiten der Stadt und der Umgebung, wie z. B. Kirchen, öffentlichen Gebäuden, Parks,

Lawntennis- und Cricketplätzen, Rennbahnen, chinesischen Tempeln und Kasernen der schwarzen Soldaten. Alle diese Sehenswürdigkeiten befinden sich in unmittelbarer Nähe des Landhäuserviertels. Die im Innern gelegenen Zucker- und Kaffeepflanzungen konnte ich leider nicht mehr besuchen. Ich verliess Jamaica mit dem Eindruck bei weitem übertroffener Erwartungen. Ohne weiteres würde ich eine Stellung in Kingston auf mehrere Jahre angenommen haben.

Auf der ferneren Fahrt nach Veracruz gesellte ich mich einem Franzosen zu, der, von Venezuela kommend, über St. Thomas und Kingston nach Mexiko und weiter nach New Orleans zu reisen beabsichtigte. Der alte Herr war in seiner Unterhaltung recht anregend. Betreffs Venezuela gestattete ich mir mit einem gewissen Stolz, ihn auf das hervorragende Werk deutscher Wissenschaft, deutschen Unternehmungsgeistes und Gewerbefleisses, die »Grosse Venezuela-Eisenbahn« aufmerksam zu machen.

Der alte Herr zuckte die Achseln und wollte nicht viel von dem Unternehmen wissen, das er als ein weggeworfenes Vermögen betrachtete. Ich entgegnete ihm, dass die Bahn, wenn sie sich auch nicht gleich bezahlt mache, nach den Angaben deutscher Blätter über kurz oder lang wenigstens zum Teil die anfänglich erwarteten Einnahmen aufweisen müsse. »Vous êtes assez allemand pour croire tout,« sagte der alte Herr und beschrieb mir die Bahn darauf ungefähr in folgenden Umrissen:

Der 180 km lange Schienenweg verbindet die beiden vornehmsten Städte des Landes, Carácas und Valencia, und führt von der Hauptstadt erst durch 50 km gebirgiges unfruchtbares, später durch angebautes Land. Von Carácas nach dem Hafenplatze La Guaira einerseits, sowie von Valencia nach Puerto Cabello andrerseits liegen Engländern gehörende Schienenwege, die sich recht gut bezahlt machen; sie vermitteln den beträchtlichen Güterverkehr zwischen der Küste und dem Hinterlande, während die deutsche Bahn zu ihrem Schaden das Meer nicht berührt.

Erst im Laufe der Jahre muss sich herausstellen, welche Schritte die deutsche Gesellschaft unternehmen wird, um die Verkehrswege zwischen ihrer Bahn und dem Innern zu verbessern. Derartige Anlagen werden grosse Vermögen verschlingen, ohne dass sich vorher bestimmen liesse, welche Vorteile sie bringen. Gegenwärtig liegen die Verhältnisse so, dass der »hacendado«*) trotz der Bahn seine Lastesel und Maultierkarren keineswegs entbehren kann und die Erzeugnisse seiner »hacienda«**) auf dem Rücken seiner Tiere nach einer der beiden genannten Hauptstädte schickt. Es ist diese Beförderungsart einmal billiger als die Benutzung der Schienenwege, weil die Esel und Maultiere geringen Wert haben und der Zeitverlust keine Rolle spielt, ausserdem entzieht sich der Landmann der

*) Pflanzer. — **) Pflanzung.

Unbequemlichkeit des doppelten Umladens auf die deutsche und englische Bahn.

Die Grosse Venezuela-Eisenbahn-Gesellschaft hat mit der venezolanischen Regierung ein Abkommen getroffen, nach welchem letztere eine Ertragfähigkeit der Bahn von 7 v. H. zusichert. Aber, meinte der Franzose, das ganze Regierungsverhältnis in den Vereinigten Staaten von Venezuela sei derartig von den schlechtesten, eigennützigsten Absichten der Einzelnen durchseucht, dass niemand daran denke, gegebene Verpflichtungen als bindend zu erachten, zumal man sich sehr wohl bewusst sei, dass Schwierigkeiten zwischen der Venezuela-Eisenbahn und der Landesregierung niemals



Die Grosse Venezuela-Eisenbahn. Viaducto »La Carbonera«.

auf internationalem Wege erledigt werden sollen, wie besonders in dem gegenseitig unterzeichneten Vertrage festgestellt worden ist. Ein gewaltsames Vorgehen würde unbedingt die Zerstörung sämtlicher deutscher Handelsvorteile zur Folge haben und erscheine daher ausgeschlossen. Er sei überzeugt, diese Regierung, wie die nächste, werde Versprechungen über Versprechungen geben, aber der Erfolg aller gegenwärtigen und folgenden Uebereinkommen werde immer derselbe sein: die Regierung werde niemals wesentliche Zahlungen leisten oder eingegangene Verpflichtungen achten. Die jetzige Bahn sei nur für den Präsidenten des Landes vorteilhaft, dessen nahezu ins Unermessliche ausgedehnte Ländereien hart an beiden Seiten des neuen Schienenweges lägen und der somit imstande sei, auf der eigens für ihn errichteten Haltestelle sein Vieh, seine

Häute und seine übrigen Erzeugnisse leichter als bisher nach Valencia oder Carácas zu schaffen. Frachtgelder dagegen seien von ihm selten oder garnicht zu bekommen.

Darauf bemerkte ich meinem Reisegefährten, dass denn doch ohne Frage ein in der Geschichte des Eisenbahnbaues so hervorragendes Werk wie die Grosse Venezuela-Bahn der Bevölkerung des Landes die gehörige Anerkennung des deutschen Grossgewerbes beibringen müsse. Hiergegen meinte der Franzose, ich würde recht haben, wenn Venezuela von deutschen Denkern bewohnt wäre. Das Gegenteil meiner Voraussetzung sei thatsächlich der Fall. Man mache sich im Lande sogar lustig darüber, dass Deutschland so unpassend gute Arbeit für eine so schlechte Sache geliefert habe. Die Grosse Venezuela-Eisenbahn beweise, dass man in Deutschland die Bedürfnisse Venezuelas irrig beurteile, wenn man nicht einsehen wolle, dass die Venezolaner im allgemeinen lieber wohlfeile und schlechte Geräte kaufen, als teure, die ihrem Geschmack nicht entsprechen. Des ferneren versuchte der Franzose mir zu erklären, dass die nutzlose Anlage eines so bedeutenden Vermögens wie die Grosse Eisenbahn es erfordere, die Leute unwillkürlich auf den Gedanken bringe, in Deutschland müsse viel überflüssiges Geld sein.

Nach allen diesen, mich nicht gerade ermutigenden Auseinandersetzungen glaubte ich es an der Zeit, eine meiner Lieblingsansichten äussern zu dürfen; ich fragte meinen Reisegefährten, ob er nicht den Gedanken, die süd- und mittelamerikanischen Freistaaten durch europäische Mächte bevormundet zu sehen, als für alle Teile vorteilhaft, wenn auch zur Zeit vielleicht ganz unausführbar, ansähe. Mit einem Blinzeln der Augen meinte der Franzose lächelnd: »Keineswegs! Sehen Sie, junger Mann, wir, die wir die Zustände in diesen von Grund aus verrotteten Staatsverhältnissen kennen, vermögen dabei leichter Seide zu spinnen, als in den Ländern mit geordneter Regierung und französischen, englischen oder deutschen Rechtsbegriffen, während die Nichtkenner bei Geschäften in südamerikanischen Freistaaten verlieren oder bestenfalls wenig erübrigen. Sie werden mir nicht zumuten, dass ich Ansichten gegen meinen Vorteil vertrete.«

Da ich aus meiner Lehrzeit in Hamburg von Venezuela nur weiss, dass die Anzahl der kaufmännischen Hochstapler dort grösser sein muss als in europäischen Ländern, da ich im übrigen meine Kenntnisse seit meiner Abreise aus Hamburg nur aus Zeitungen, zumal dem »Hamburgischen Correspondenten« geschöpft habe, enthalte ich mich selbstverständlich jedes Urteils über die Aeusserungen des Franzosen.

Ich verabschiedete mich von ihm freundschaftlich, als die Floridian am Abend des Charfreitags ohne Zwischenfälle in Veracruz anlangte. Zur Erinnerung erhielt ich ein Bild, das eine Brücke der viel besprochenen Bahn veranschaulicht.

Unter allen Plätzen, die ich bis dahin gesehen hatte, machte Veracruz den schlechtesten Eindruck auf mich. »Quand le ciel te fit, il fit tout qui pue!« Selbst das erbärmliche Colon fand ich in weniger verwahrlostem Zustande als diese meine erste Stadt in Mexiko. Die Plaza mit dem alten Palast allein bildet eine Ausnahme. Am Tage vor Ostern ging ich mit allen meinen Gepäckstücken ans Land, um gegen 1 Uhr mittags nach der Stadt Mexiko abzureisen. Zunächst fuhren wir auf der Bahn ohne nennenswerte Steigung, bis wir nach drei Stunden an der Gebirgskette anlangten. Unbedingt zählt dieser Schienenweg zu einem der schönsten der Erde. In einer herrlichen Natur, reich an tiefen Schluchten und



Veracruz (Mexiko). Die Plaza und das alte Schloss.

Wasserfällen, mit dem Blick zur Rechten auf den 5582 m hohen Citlaltepetl, bieten sich dem Reisenden Ausblicke, einer immer wundervoller als der andere.

Um 7 Uhr erreichten wir Orizaba, eine nette kleine Stadt in der Ost-Cordillera, 1275 m über dem Meere gelegen, in der ich am ersten Ostertage genügende Unterhaltung fand.

Am zweiten Feiertage fuhr ich weiter. Von 10 Uhr morgens bis nachmittags 1 Uhr stieg die Bahn die Cordillera hinauf bis zu dem Städtchen Esperanza (2200 m); abends 7½ Uhr erreichte ich das Endziel meiner Reise, die Hauptstadt Mexiko. Somit war ich von Buenos Aires 51 Tage unterwegs gewesen.

X. KAPITEL.

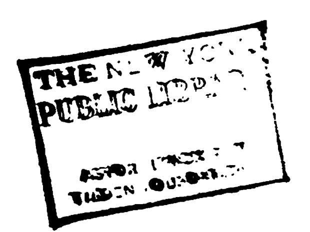
Vier Monate in der Hauptstadt Mexiko.

Am nächsten Morgen begab ich mich zu meinem neuen Vorgesetzten, Herrn Andres Trueba, um zunächst zu erfahren, dass er überhaupt nicht in Mexiko, sondern seit einer Reihe von Jahren in Spanien lebe. Das Geschäft wurde geleitet durch seinen Bevollmächtigten, Herrn Arregui, einen jungen Mann, der vom ersten Augenblick an den vorteilhaftesten Eindruck auf mich machte und mit dem ich bis zu meiner Abreise im Januar des kommenden Jahres in freundschaftlichster Weise verkehrt habe. Das mir angewiesene Zimmer über dem Laden war freundlich und sauber, die Küche im Hause vortrefflich.

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthalts konnte ich unschwer erkennen, dass das Geschäft auf Grund der redlichsten und ehrenhaftesten Anschauungen geleitet wurde. Im übrigen aber war ich — in Erinnerung meiner Thätigkeit in Buenos Aires — geradezu entsetzt. Von einer Handlung im grossen Umfange, wie ich sie am La Plata kennen gelernt und in Mexiko erwartet hatte, fand sich keine Spur, vielmehr betrieb das Haus Andres Trueba im Krämereifach ganz dieselbe Art Handel, wie ich sie bei Alvarez in Asuncion in Kleiderstoffen und Schnittwaren kennen gelernt hatte. Meine Aufgabe bestand darin, von morgens 7 bis abends 9 Uhr, also 14 Stunden, in den Geschäftsräumen zuzubringen; 8 Stunden davon arbeitete ich und 6 Stunden stand ich vor der Thüre, rauchte und pflog so ziemlich mit jedem Menschen, der vorbei ging, eine möglichst nichtssagende Unterhaltung. Ausser Herrn Arregui, den ich, wie bemerkt, in jeder Beziehung als Gentleman kennen und verehren gelernt habe, waren in unserer Handlung drei Lehrlinge, zwei Gehilfen und ein wenig sorgfältig gekleideter Buchhalter, der die Cigarre niemals ausgehen liess und an seinem Pult ein Viertel des Tages damit zubrachte, eine



Mexiko. »El Sócalo.« Der Platz vor der Hauptkirche.



Katze zu streicheln. Bis zum August hatte ich Rechnungen zu schreiben über Käse, Maccaroni, Pflaumen, Senf und Weine. Die für das Innere des Landes bestimmten Briefe schrieb Herr Arregui selbst. Für die fernere Zukunft eröffnete sich mir die Aussicht, alle Krämer und Schnapswirte des Reiches zu besuchen, um ihnen Nudeln und andere Waren zu verkaufen. Am Ende eines Jahres würde ich also mit einiger Lust und Liebe zur Sache begriffen haben, wieviel Maccaronistangen auf ein Pfund gehen, wieviel Senfkruken eine Kiste fasst und wieviel Spargel in einer Kilodose enthalten sind. Ohne Frage ist es gut, etwas zu lernen, aber das vorstehend Bemerkte zu wissen, hielt ich für meinen weiteren Lebenslauf, ohne besonders aufgeblasen erscheinen zu wollen, für unnötig.

Dagegen liess mein häusliches Leben nichts zu wünschen übrig. Wenn meine Tischgenossen auch nach der Mahlzeit für angezeigt erachteten, das zum Mundausspülen gebrauchte Wasser bogenförmig auf den Fussboden des Zimmers zu blasen, so darf man an derartigen Dingen in der Fremde keinen Anstoss nehmen.

Die nächste Frage war somit: Bleiben oder Nichtbleiben? In Mexiko eine andere Stelle finden, hatte seine Schwierigkeiten. Auf der Reise von Veracruz hatte ich einen Herrn Guido Richter aus Hamburg kennen gelernt; nach seinen Aussagen herrschte zur Zeit in der Stadt eine solche Arbeitslosigkeit, dass eine Menge junger deutscher, meistenteils gelehrter Herren in den Strassen umherlief und gegen freien Tisch eine Stelle suchte. Also blieb mir nichts anderes übrig, als herzzerreissende Briefe nach Hamburg zu schreiben und zu bitten, mich schleunigst nach New York oder London abzuberufen, oder mich zum 1. Oktober mein Freiwilligenjahr abdienen zu lassen. Mit Lust und Liebe konnte ich mich dem Handel mit Konserven und Wein unmöglich hingeben. Wir arbeiteten mit dem leitenden Gedanken: Nur nichts überstürzen! Morgen oder übermorgen sind auch noch Tage! Wenn die »almaceneros«*) vom Lande kamen, um zu kaufen, setzten sie sich erst eine Stunde bei uns nieder, um über garnichts zu reden, dann wurde vielleicht eine Fässchen Rum, ein halbes Dutzend Kruken Senf gekauft und nach einer ferneren Unterhaltung von einer halben Stunde Abschied genommen. Jeden zweiten Tag hatten wir vor dem Hause ein recht hübsches Militärkonzert; dann wurden die Stühle auf die Strasse gesetzt, und wer Zeit hatte, erfreute sich an der Musik.

Im August, wenn ich mich an die »Eigenart« der Handlung gewöhnt haben würde, sollte meine Reise durch das Land beginnen. Am La Plata hatte ich diese mir ausgemalt nach dem Vorbild, wie sie in Argentinien in gleichen Fällen ausgeführt wird. Die Reisenden besuchen dort während 2 oder 3 Wochen an der Bahn gelegene Plätze, um hierauf zum wenigsten

*) Krämer.

auf einige Tage nach der Hauptstadt zurückzukehren. In Mexiko verhielt die Sache sich jedoch ganz anders. Ich hatte 4 bis 5 Monate unterwegs zu bleiben und innerhalb dieser Zeit nahezu ebenso viel mit der Postkutsche in beliebige kleine Nester zu fahren, wie auf der Bahn zu verkehren. Nebenbei brachten die Zeitungen jeden Morgen Nachrichten über neue Morde und Plünderungen auf den »diligencias«.*) Beispielsweise las ich, dass die Post zwischen zwei Orten, die unser damaliger Reisender vor kaum acht Tagen besucht hatte, ausgeraubt sei, wobei vier Männer erschossen und der Kutscher in kleine Stücke zerschnitten wurde, während nur zwei Reisende entkamen. Da solche Vorkommnisse indessen alltäglich waren, fielen sie niemand besonders auf. Ein Herr Quesada, der 12 Jahre



Mexiko. Das Regierungsgebäude am Sócalo.

im Lande lebte und drei Jahre für Andres Trueba gereist hatte, erzählte mir, dass er keine Fahrt gemacht habe, ohne mehrere Male seine lange Pistole brauchen zu müssen. Jedermann, der sich wenige Stunden von der Hauptstadt entferne, versehe sich mit einer Waffe und einem wohlgefüllten breiten Patronengürtel. Ebenfalls erzählte mir Herr Quesada, dass der Mexikaner auf dem Lande jemand, den er für verdächtig halte, 2 Dollars bares Geld bei sich zu haben, ohne viele Gewissensbisse niederzustechen imstande sei. Auf allen Eisenbahnhaltestellen befinde sich bewaffnetes Militär, um bei Gelegenheit etwaiger Ueberfälle die Reisenden zu schützen. — Mich ohne jegliche Aussicht auf Vorteil oder Vergnügen in dieser Weise in eine Kette von Gefahren zu begeben, erachtete ich eigentlich für zwecklos und schrieb in diesem Sinne nach Hamburg. —

*) Postkutschen.

Am 21. April hatte ich zum erstenmale in meinem Leben Gelegenheit, einem Stiergefecht, und zwar einem solchen von einiger Bedeutung, zuzusehen. Der Stier, die Picadores, die Banderilleros, in ihren eigenartig bunten Trachten in beständigem Wechsel den Stier umkreisend, stets bereit, zur Rettung eines gefährdeten Genossen einzugreifen, der überaus reich gekleidete Matador, die nach vielen Tausenden zählende schaulustige Menge in unbeschreiblicher Erregung, bald leidenschaftlich Beifall rufend, bald überlaut tadelnd, bieten ein höchst bewegtes Bild. Zunächst wird für den Stier Partei genommen, dann bezaubern der Mut und die Gewandtheit der



Mexiko. Aus einem Stiergefecht.

Banderilleros, und eine ängstliche Spannung ergreift die Menge, wenn einer von ihnen in Gefahr ist. Von dem brausenden Beifallrufen der Zuschauer, wenn der Matador kunstgerecht den Stier abgefertigt hat, kann sich niemand einen Begriff machen, der einer solchen Schaustellung nicht beigewohnt hat. Die Ansichten über Stiergefechte mögen geteilt sein, man sollte indessen über sie nicht eher urteilen, als bis man sie an Ort und Stelle gesehen hat.

Die Stadt als solche gefiel mir natürlich ausnehmend. Nächst Buenos Aires dürfte im sogenannten spanischen Amerika keine Stadt an Schönheit der Strassen und Plätze Mexiko gleichkommen. Die Strassen im Mittelpunkt fand ich mit ihrem Holzpflaster und elektrischen Licht

vornehmer als diejenigen in Buenos Aires, nur fehlten hier die reich ausgestatteten Läden. Recht sehenswert sind die zahlreichen alten Klöster, die gegenwärtig als Gasthäuser, Krankenhäuser und Museen verwendet werden. Bis in die vierziger Jahre hatten die Pfaffen im Lande ein ergiebiges Feld für ihre Thätigkeit; sie besassen eine ausgedehnte Macht, die ihnen aber inzwischen genommen ist. Die Hauptkirche ist ein prachtvoller Bau und strotzt im Innern förmlich von alten goldenen Geräten. Die Gebräuche in den katholischen Kirchen Mexikos im besonderen und diejenigen in andern amerikanischen Freistaaten im



Mexiko. Die Hauptkirche am Sócalo.

allgemeinen geben doch zu mancherlei Betrachtungen Anlass. »Geh', geh', begreife aber, wieviel andächtig schwärmen leichter, als gut handeln ist, wie gern die Menschen andächtig schwärmen, um nur — sind sie zu Zeiten sich schon der Absicht deutlich nicht bewusst —, um nur gut handeln nicht zu dürfen«, würde der weise Nathan gesagt haben, wenn er mit mir die mexikanischen Gotteshäuser besucht hätte.

Auch nach Verlauf eines Monats wollte ich meine nach Hamburg geschriebenen Behauptungen, in Mexiko nicht bleiben zu können, nicht widerrufen. Ich hatte täglich Rechnungen im Betrage von 20 bis 500 Doll. auszuschreiben, während ich mir durch meine Thätigkeit im übrigen um 4 Jahre zurückversetzt erschien. Briefe mit der Maschine abklatschen,

Briefumschläge zulecken, Formbögen ausfüllen, das alles hatte ich auch früher gekonnt. Eine Art Heimweh beschlich mich, wenn ich an Buenos Aires zurückdachte. An Posttagen hatte ich damals meine 10, auch 15 Briefe in verschiedenen Sprachen zu schreiben gehabt. Während dort in allen Teilen unseres Geschäfts jederzeit das lebhafteste kaufmännische Treiben herrschte, sass ich in Mexiko müssig herum. Dringend bat ich meinen Vater in meinen Briefen, mir nicht vorzuhalten, dass man überall etwas lernen könne. Ich versuchte, ihm auseinanderzusetzen, dass man auch im Barbierladen und der Grünwarenhandlung Neues sehen könne,



Mexiko. Teil der Alameda.

dass mir die an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen jedoch für mein ferneres Leben wenig nützen dürften. In der Ueberzeugung, in der ausgedehnten Ausfuhrhandlung von Kunhardt & Co. in New York sofort Anstellung finden zu können, wiederholte ich in jedem Briefe meine Bitten, mich aus Mexiko abzuberufen.

Auch an Sonntagen verlangte der Brauch, dass ich bis um 1 Uhr in dem »almacen«*) nichtsthuend herumstand. Es ist thatsächlich keine Kleinigkeit, mit jedem Bauern, der kaum imstande ist, sich mit einem Hemd und einer Hose zu bekleiden, stundenlang Unterhaltung pflegen zu müssen, nur

*) Warenlager.

weil er die Mittel besitzt, zwei Pfund Mehl zu erstehen. Mein aussergeschäftliches Leben verlief fast ebenso langweilig wie das in der Handlung. Einige Freude hatte ich nur an den eigenartigen Gestalten in den Strassen, unter denen mir die Kreolen und Mestizen mit ihren breitrandigen, mit Gold und Silber gestickten Hüten immer wieder auffielen.

Recht unterhaltend fand ich das Leben an den Sonntagen auf den Spaziergängen in der »alameda«.*) Da sah ich tadellos gekleidete Mexikanerinnen mit bemalten Lippen und Augenbrauen sowie leicht weiss überzogenen Wangen, also von einem Aussehen, das sich am besten mit dem eines kaum reifen Treibhauspfirsichs vergleichen lässt. Daneben erschien die schlanke Gestalt der Nordamerikanerin mit blondem Haar und nicht selten mit einem kleinen Hund auf dem Arm wenig vorteilhaft. Ihr Auge pflegt nach allen Seiten zu schweifen, während die Mexikanerin kaum wagt, den Blick aufzuschlagen. Aber die Geschichte mit den »stillen Wassern« passt auch nach Mittelamerika, und als Fortsetzung möchte ich hinzufügen: »Qui se fait brebis le loup la mange«. Als dritte Erscheinung fiel mir der Mexikaner auf mit schwarzem Haar und schwarzem Bart, überzeugt, dass jeder Mensch ihn in seiner Herrlichkeit beachten müsse. Ganz anders sind die Nordamerikaner, Leute von 2 m Länge, in den unglaublichsten Anzügen, gewöhnlich mit dem Photographenkasten unterm Arm, die sich nichts dabei denken, wenn sie die Leute auf der Strasse um- oder wenigstens anrennen. Stehen zwei solche lange Gesellen bei einander, so hört man sie in der Regel Verwünschungen aussprechen. Nicht selten bemerkte ich an Sonntagnachmittagen glückliche Paare aus der lieben Heimat, sie in der unverkennbaren Kleidung einer geputzten Thüringer Köchin, ihn mit einer 6 Zoll langen Cigarre, einem hohen Hut und einer Jacke zweifelhafter Farbe. Wenn ich hin und wieder den Versuch machte, mich auf der Strasse bei Gelegenheit meiner Sonntagsausflüge mit einem meiner garnicht zu verkennenden Landsleute in ein Gespräch einzulassen,



Mexiko. Wasserträger.

*) Oeffentlicher Park.

so war regelmässig das erste, worüber sie sich aufregten, der auf den Gesichtern der Mexikanerinnen prangende Reispuder. Unsere guten Leute konnten eben nicht einsehen, dass Mexiko und Halberstadt als zwei verschiedene Orte auch verschiedene Gewohnheiten mit sich bringen. Somit suchte ich den Verkehr mit neu eingewanderten Deutschen nicht; ihre im allgemeinen flachen Ansichten berührten mich peinlich. Von Mestizen musste ich mir nichtssagende Unterhaltung gefallen lassen, bei Deutschen verletzte sie mich. Sie zeigten in Mexiko genau wie an andern überseeischen Plätzen durchschnittlich einen für die Verhältnisse des Einzelnen überschüssigen geistigen Reichtum, dagegen einen empfindlichen Mangel an brauchbarem Wissen.



Mexiko. Pulqueträger.

Das heutige Mexiko erscheint als eine auffallende Mischung von Altem und Neuem. In der Stadt sah ich Ueberbleibsel des spanisch-maurischen Lebens aus dem 16. Jahrhundert in unmittelbarer Verbindung mit allen Fortschritten unserer Zeit. Anziehender natürlich als das Neue, ist das Alte. Die ehrfurchtgebietende Hauptkirche, die engen Strassen, die eigenartige Bauart der alten Gebäude mit Mauern von der Stärke derjenigen einer Festung, die teils altertümlichen Balkons, die vergitterten Fenster, die merkwürdigen Kleidertrachten, das alles verleiht der Stadt einen malerischen, ja romantischen Reiz. Unter einer klugen und entgegenkommenden Regierung wie die gegenwärtige, die ihr volles Verständnis für die Bedürfnisse des Landes durch die Art der Zugeständnisse zum Bau eines ausgedehnten Eisenbahnnetzes zur Genüge gezeigt hat, wird dieses gesegnete Land in der Vermehrung seines Wohlstandes fortfahren und die Mexikaner schliesslich zu einem der mächtigsten Völker der Erde machen.

Am 27. Mai endlich erreichte mich das auf meine Klagen ausgefertigte Antwortschreiben aus Hamburg. Es lautete sehr kurz ungefähr folgendermassen: »Die Monate, die Du in Mexiko zu verbleiben hast, spielen keine Rolle. Während Deiner Reisen im Lande wirst Du Dir ohne Zweifel Menschenkenntnis aneignen, die unter allen Umständen für Dein

ganzes ferneres Leben unschätzbar sein wird. Ob Du für Rothschild reisest und über Millionen verfügst, oder ob Du auf Deinen Reisen Seife, Wein und Mehlwaren auszubieten hast, bleibt sich ganz gleich. Du bist erst 20 Jahre alt und wirst in 3 oder 4 Jahren Gelegenheit genug haben, den Handel im grossen Umfange in New York und Shanghai kennen zu lernen. Also bleibe, wo Du bist: »and make the best of it«.

An diesen Beschlüssen war also nichts zu ändern. Zu gleicher Zeit wurde mir übrigens aus Hamburg angezeigt, dass mir bei meinem Lehrherrn ein offenes Guthaben eröffnet sei, eine Nachricht, die ich dankbar entgegennahm, obgleich ich von diesem Beweis väterlichen Wohlwollens bis zu meiner Abreise nicht nur keinen Gebrauch machte, sondern mir in meiner Stellung eine kleine Summe erübrigte. Ich werde später Gelegenheit finden, darauf zurückzukommen. Die Ueberzeugung, dass ich in 7 Monaten in Buenos Aires mehr gelernt hatte, als ich in 7 Jahren in Asuncion und Mexiko lernen konnte, liess ich mir vorläufig nicht nehmen. Erst als ich im Januar 1896 von Mexiko abreiste, wusste ich, dass ich mich getäuscht hatte. Im Laufe des Juli wurde mir übrigens klar, dass mir durch die in Aussicht stehende Reise eine Vertrauensstellung geboten werden sollte. Es wurden durchschnittlich auf der Reise vom August bis Januar mit einem Ziel von 6 Monaten für 18000—20000 Doll. Waren verkauft, somit hatte ich gewandt und mit Vorsicht zu Werke zu gehen.



Mexiko.
Schutzleute vom Lande.

Um die Mitte des Monats Juli erhielt ich von Hamburg die Mitteilung, dass ich gegen Ende Januar für die väterliche Firma nach Australien zu reisen haben würde. Selbstverständlich nahm ich diese Neuigkeit mit grossem Beifall entgegen. Ungefähr gleichzeitig bekam ich von meinem Bruder aus Tegucigalpa (Honduras) die Nachricht, dass das ihm anfänglich zusagende Leben in der Stadt beginne, allmählich fürchterlich zu werden, sowie dass er sich danach sehne, jenes Nest mit einer Thätigkeit an einem grossen Platz zu vertauschen. Bald darauf erfuhr ich aus

Hamburg, dass dieser nämliche Bruder im Frühjahr 1896 über Kalifornien, Honolulu, Japan, Ost-Sibirien und Korea nach Shanghai geschickt werden solle.

Gegen Ende des Monats Juli begann ich mit den Vorbereitungen für meine Reise. Zu meiner Enttäuschung wurde sie Anfang August um 10 Tage verzögert, weil der erste Reisende unserer Handlung einige Tage später, als ursprünglich angenommen, zurückkehren sollte.

Inzwischen fand ich wiederum Gelegenheit, in einzelne kleine Abenteuer harmloser Art verwickelt zu werden.

Hin und wieder hatte ich in einer der vornehmsten Strassen der Stadt abends eine der geschminkten, hübschen jungen Mexikanerinnen an dem nur einen Meter über dem Fusssteig befindlichen Fenster sitzen sehen. Nachdem ich die Gewissheit erlangt hatte, dass meine Versuche, eine nähere und nahe Bekanntschaft anzubahnen, nicht scheitern würden, fand ich mich häufiger und später regelmässig zu einer bestimmten Zeit am betreffenden Fenster ein. So stand ich auch wieder, nichts Böses denkend, mit beiden Armen auf den Fenstervorsprung gelehnt, in schönster Unterhaltung an meinem gewohnten Platz, als mir jemand von hinten unsanft auf die Schulter klopfte und die junge Mexikanerin das Weite suchte. Da ich mich durch bisher ungehinderte Gewohnheit zu der Unterhaltung am Fenster für durchaus berechtigt hielt, hätte ich dem mich so unhöflich unterbrechenden gelben Kerl am liebsten in wenig freundlicher Weise meine Meinung gesagt. Indessen überzeugte ich mich schnell, mit einem Caballero zu thun zu haben, der mir erklärte, dass die schöne junge Mexikanerin seine Braut sei, die er innerhalb der nächsten Wochen zu ehelichen gedächte. Nachdem ich daher dem Herrn auf Wort versichert hatte, nicht wiederkommen zu wollen, schüttelten wir uns als »amigos« die Hände und ich begab mich kopfschüttelnd nach Hause. Es ist mir unklar geblieben, welche Hälfte des jungen Paares am meisten verdiente beneidet oder bedauert zu werden.



Aus dem Volke in Mexiko.

Während meiner Thätigkeit in Mexiko hatte ich erleben müssen, wie drei Angestellte unserer Handlung plötzlich und ohne alle Kündigung vor die Thür gesetzt wurden; der dritte buchstäblich mit Fusstritten. Das Hinaus-

werfen der Handlungsgehilfen scheint in Amerika zu den Landessitten zu zählen; in Asuncion erlebte ich den Fall zweimal, in Buenos Aires viermal und in Mexiko dreimal. Als Ersatz für den zuletzt entlassenen Herrn zog bei uns ein junger Spanier, und zwar kein geringerer als der Sohn des Bürgermeisters von Coruña ein. Er hatte in seinem Heimatlande die Rolle eines Reisenden für ein bedeutendes Weinhaus in Jerez bekleidet. Als er während seiner Reisen eine Operetten-Sängerin mit »wundervollen veilchenblauen Mandelaugen« kennen lernte, hielt er es, in Unkenntnis des Liedes:

»On est trompé par de beaux yeux
Et par les noirs et par les bleux« —,

für äusserst verständig, mit ihr durchzugehen und sich mit dem vortrefflichen Mädchen umherzutreiben, so lange das vorhandene Geld reichte. Nachdem die Barschaft alle geworden war, begab der Spanier sich mit dem Gegenstand seiner Verehrung auf die Bühne und reiste als Schauspieler mit einer Truppe nach Portugal. Als indessen die Magnificenz der Stadt Coruña von den Erlebnissen seines Sohnes Wind erhielt, erachtete der, nach den Ansichten seines Sprösslings, in dieser Beziehung auf dem Bildungsgrade eines Patagoniers stehende Vater für angezeigt, einen Sicherheitsbeamten nach Portugal zu schicken und seinen Sohn zurückzuholen. Ohne weiteres wurde dieser auf das erste nach Amerika abgehende Schiff gepackt, und da es zufällig nach Veracruz segelte, gelangte der Spanier in die Handlung von Andres Trueba, um Kisten zu packen, Flaschen zu spülen und Sardinenbüchsen zu reinigen. Er zählte 22 Jahre und, abgesehen von einer nicht einzudämmenden Lust nach Abenteuern, fand ich in ihm, so widersinnig meine Ansicht auch erscheinen mag, einen begabten, Teilnahme erweckenden Menschen.

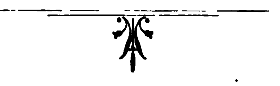


Mexiko. Thonwarenhändler.

Am ersten Sonntage seines Aufenthalts in Mexiko gingen wir in ein unbedeutendes Theater, um der Vorstellung einer Wandertruppe, die zum grossen Teil aus Kindern bestand, beizuwohnen. Meines Kameraden aus Spanien mitgebrachten Gewohnheiten zufolge begaben wir uns nicht erst in den für die Zuschauer bestimmten Raum, sondern sofort hinter die Bühne. Bei der anmutigen Tochter des Unternehmers der Gesellschaft

musste ich den kürzeren ziehen neben dem mit Bühnenverhältnissen und Herzengewinnung mir weit überlegenen Gefährten.

Am 29. August $6\frac{1}{2}$ Uhr morgens begann ich meine Reise durch Mexiko, die mit einer Unterbrechung von 10 Tagen erst im Januar 1896 beendet werden sollte. Ich habe auf ihr so viel Neues erlebt, ein solches Uebermass der grossartigsten Naturschönheiten gesehen und meine kaufmännischen Kenntnisse in dem Masse erweitern können, dass ich bei meiner Abreise aus dem Lande mit frohem Herzen zugeben musste, der Aufenthalt in Mexiko sei mir in jeder Beziehung von grösstem Nutzen gewesen. Während der Reise sollte ich Gelegenheit finden, die in der Stadt nutzlos verbrachte Zeit durch angestrengtes Arbeiten in reichem Masse wieder einzuholen.



XI. KAPITEL.

Eine Geschäftsreise durch das Innere von Mexiko.

Der 73 km lange Schienenweg bis Toluca war wiederum unvergleichlich schön. Bei der äusserst kunstvollen, mit grossen Schwierigkeiten verknüpften Anlage hatte man ihn, wie in der Regel beim Ueberwinden eines mächtigen Gebirges, neben dem Bett eines Flusses gebaut. Das Geleise überschreitet den Strom mehrfach auf geradezu grossartig aufgeführten Brücken und steigt langsam an den Abhängen der herrlich bewaldeten Bergriesen hinauf, bis bei Salazár, an der Wasserscheide zwischen dem Grossen und dem Atlantischen Weltmeer, die Höhe von ungefähr 3400 m erreicht ist; jenseits der erwähnten Stadt senkt sich die Bahn bis Toluca ebenso, wie sie von Mexiko bis auf den Kamm der Cordillera gestiegen ist. Nur Schwindelfreie können auf diesem Ausfluge ohne Grauen dauernd zu den Fenstern hinaussehen. Beide Städte, Toluca und Mexiko, liegen auf Hochebenen, die durch die Bergkette voneinander getrennt sind.

Auf der ganzen Strecke bietet das Leben in den Bahnhöfen mancherlei, da die Bevölkerung des ganzen Bezirks nahezu ausschliesslich aus Indianern besteht. Die Männer sah ich meistenteils scheu an den Wänden der Bahngebäude lehnen, in der Regel bis an den Hals eingehüllt in grosse, rauhe, rote Tücher, während die Frauen, nicht selten mit ihren auf den Rücken gebundenen Säuglingen, neben dem Eisenbahnzuge umherliefen, um ihre wohlfeilen Genussmittel zu veräussern. Diese bestehen vornehmlich in »pulque«, dem Getränk des Landes, einer Art gegohrenen Saftes einer Kaktuspflanze, die nur auf dem Hochlande wächst. Uebrigens wird das Getränk, dessen Geruch dem des Schwefelwasserstoffgases ähnelt, ausschliesslich von Mexikanern geschätzt. Ferner handeln die Indianerinnen mit »tortillas«, einem aus Maismehl und Wasser bereiteten Gebäck von der Form kleiner Pfannkuchen. Nach 3½stündiger Bahn-

fahrt langte ich in der reinlichen Stadt Toluca an, einer Art Klein-Mexiko nach Bauart und Anlage. Sehr unterhaltend war mir die Beobachtung der Marktweiber, besonders derjenigen, welche die vorerwähnten Tortillas verkaufen. Um das Gebäck möglichst lange warm zu halten, setzen die Weiber sich auf den es enthaltenden Korb und decken diesen mit ihren Röcken vollständig zu. Im »Hôtel de la Gran Sociedad« war ich recht gut untergebracht, und da Toluca die grösste Brauerei des



Tortillabereitung in Mexiko.

Landes aufzuweisen hat, benutzte ich die Gelegenheit, mich, so gut es gehen wollte, für fünf Monate innerlich mit gutem Bier zu versehen.

Also in Toluca sollte sich herausstellen, ob ich Geschick zum Handlungsreisenden besitze oder nicht. Als ich beim ersten Kunden ankam, erklärte mir ein schmieriger Lehrling hinter dem gleich widerlichen Ladentisch, dass sein Brotherr zur Zeit nicht zu sprechen sei und ich in einer Stunde wiederzukommen habe. Wenn ich meiner augenblicklichen Neigung hätte nachgehen können, wäre ich recht grob geworden; statt dessen lächelte ich freundlich und schwor, dass ich sehr viele überflüssige Stunden hätte, die vollständig zu seiner (des Lehrlings) Verfügung ständen. Pünktlich zur angesetzten Zeit erschien ich wieder

9*

im Laden, um zu erfahren, dass der Geschäftsinhaber eben ausgegangen sei, um bei seinem Schneider einen neuen Rock anzupassen; in zehn Minuten würde er zurück sein. Da zehn mexikanische Warteminuten mit einer deutschen Glockenstunde gleichbedeutend sind, hatte ich diese Zeit in Geduld an dem Ladentisch auszuhalten. — Im übrigen war ich mit meinen Erfolgen in Toluca durchaus zufrieden, sodass ich nach einigen Tagen die Reise in gehobener Stimmung und mit einigem Selbstbewusstsein fortsetzen konnte.



Pulqueziehen in Mexiko.

Der 30. August war in Toluca »dia de plaza«,*) was für mich gleichbedeutend war mit einem Festtage, weil alle Geschäfte von Indianern wimmelten und somit niemand Zeit hatte, sich um mich zu bekümmern und zu kaufen. Ich konnte den Tag vortrefflich ausnutzen mit Beobachten des Marktlebens, das eine Fülle des Reizvollen bot. Neu war mir die Röhren- oder Fisett-Cassia, eine 60 cm lange Frucht von holziger Beschaffenheit, die aussen geringelt erscheint, inwendig durch lange Querscheidewände geteilt ist und einen salbenartigen, angenehm süsslich schmeckenden Brei enthält. Ferner eine grosse grüne Frucht mit Stacheln, deren ihr von den Indianern beigelegter Name mir nicht mehr erinnerlich ist. Ausser Früchten verkauften die Eingeborenen aus Palm-

*) Markttag.

blättern geflochtene Decken, Vogelkäfige aus Bambus, Bürsten, Thonwaren und manche andere Hauserzeugnisse.

In Toluca erfuhr ich übrigens, was man an manchen Stellen des Landes arbeiten heisst. Die Krämergehilfen stehen von morgens 6 bis abends 9 Uhr hinter dem Ladentisch, und nur an jedem dritten Sonntag erhalten sie Erlaubnis nachmittags fortzugehen. Da sie kein anderes Leben kennen, sind sie vollkommen zufrieden.

Am 30. August abends reiste ich mit der Bahn nach Maravatio ab; um 1 1/2 Uhr nachts erreichte ich den Flecken. Zu meinem Glück befanden sich bei Ankunft des Zuges an der Haltestelle einige Knaben, die meinen Koffer trugen und mir ein Bett verschafften; ausser mir hatte niemand im Zuge Veranlassung, in Maravatio auszusteigen. In einer sogenannten »maison« fand ich Unterkommen. Ein mir angebotenes Bett musste ich jedoch nach einer halben Stunde verlassen, weil Wanzen und Mosquitos mich nicht zur Ruhe kommen liessen. Ich errichtete mir aus drei in meinem Zimmer stehenden Stühlen ein Nachtlager derart, dass ich sie in gehörige Entfernung voneinander stellte. Nicht ohne einige Schwierigkeiten war ein zweckentsprechender Aufbau hergerichtet, da ich, an ein derartiges Lager nicht gewöhnt, zuerst zwischen dem ersten und zweiten, dann zwischen dem zweiten und dritten Stuhl auf die Erde rutschte. Durch wiederholtes Umstellen der drei Bedarfsstücke, die zusammen übrigens nur 10 Beine hatten, war es mir schliesslich gelungen, eine ganz leidliche Lagerstelle herzurichten, auf der ich trotz Mosquitos drei Stunden schlafen konnte. Bald nach Sonnenaufgang hielt ich indessen doch für zweckmässig, das Haus zu verlassen und Zimmer in einem kleinen Gasthof zu nehmen, dessen Besitzer, einer meiner Kunden, mich freundlich aufnahm. Nachdem meine Geduld zweimal in der fürchterlichsten Weise auf die Probe gestellt war, gelang es mir, am Sonnabend, den 31. August, zwei Aufträge nach Mexiko überschreiben zu können. Da am Sonntag keine Züge fahren, musste ich wohl oder übel bis zum Montag, den 2. September, warten, um dann meine Reise nach Acambaro fortzusetzen. Der einzige in diesem Dorfe vorhandene Gasthof »Hôtel Americano« liegt 10 Minuten von der Haltestelle entfernt; ich benutzte den Abend des 2. September, mich bei der Kundschaft einzuführen und einigermassen auszuspähen, wie ich meine Verkäufe einzuleiten hätte. Am nächsten Tage hatte ich alle Hände voll zu thun mit Verkäufen und Ueberschreiben der empfangenen Aufträge.

Am 4. September fuhr ich durch eine hübsche Gegend nach Querendaro, einem Dorfe, das an einem langen See liegt, in dessen Umgebung sich recht bedeutende Salinen befinden. Nach 3/4 Stunden Suchens gelang es mir, ein schlechtes Pferd und einen noch schlechteren Führer aufzutreiben, mit denen ich nach Zinapecurao gelangte. Der Weg war hübsch und er-

innerte an die holsteinische Schweiz, nur hatte ich unter grosser Hitze zu leiden. Mein Indianer-Führer, der ganz leidlich spanisch sprach, erkundigte sich bei mir, ob seine Landsleute in der Hauptstadt dieselben Gesichtszüge hätten wie er, ob sie weisser seien, stärker u. s. w., Fragen, die ich natürlich alle zu seinen Gunsten beantwortete.

Beim Einreiten in den Ort schlug ich buchstäblich die Hände über dem Kopf zusammen. Was in der heiligen Mutter Gottes Namen sollte ich in diesem Indianerneste verkaufen?! Wie diese Reise mir übrigens vielerlei Ueberraschungen bot, so konnte ich eine der ersten gleich hier erleben. Ich ritt zu einem nahen Freunde unserer Handlung, Don Rosalio Castro, und war insofern vom Glück begünstigt, als er seinen »dia de santo«, seinen Namenstag, feierte. Don Rosalio führte mich sofort durch einige tadellos eingerichtete Zimmer in den »comedor«,*) wo die ganze Familie und die Freunde sich eben zum Mahle versammelt hatten. Mir, dem Vertreter des Hauses in der Hauptstadt, wurde der Ehrenplatz angewiesen, und nun begann ein Gelage, das jedenfalls zu den merkwürdigsten in meinem bisherigen Leben zählte. Nicht weniger als 18, schreibe achtzehn, Gänge wurden aufgetragen, und gleich zu Anfang fragte mich der Herr des Hauses, ob ich eine »novia«, also eine Braut, in Mexiko habe, und als ich mit »si« antwortete und hinzufügte, dass sie sich in der laufenden Woche mit einem andern verheirate, war des Jubels kein Ende. Darauf wurde die bedeutungsvolle Frage an mich gestellt, ob die deutschen Mädchen oder die jungen Mexikanerinnen hübscher seien? Als Mann von Erziehung entschied ich mit zweifelloser Bestimmtheit zum Vorteil der Mexikanerinnen! Auf dieses Parisurteil hin erhoben sich 8 junge Mädchen, jedes mit einem Glase Wein in der Hand und sagten im Chor: »¡Ala salud de las bonitas y simpaticas niñas alemanas!«**) Ein begeistertes Händeklatschen der ganzen Gesellschaft folgte diesen Worten, nach denen alle Anwesenden einzeln in der Reihenfolge zu mir kamen. Als man wieder Platz genommen hatte, erhob ich mich, um auf die »niñas mas simpaticas mejicanas«***) zu trinken, welchem höchst einfachen Trinkspruch ein Beifallssturm folgte, der nicht wieder aufhören zu wollen schien. Nach einer Sitzung von ungefähr 2½ Stunden erhob sich jeder mehr oder minder angeheitert; ich selbst hielt bald für angezeigt, mein Lager aufzusuchen.

Am nächsten Morgen gelang es mir, zwei ganz ansehnliche Aufträge zu erhalten. Um Mittag kam ein Franzose im Gasthof an, der

*) Esszimmer.

**) Auf das Wohl der hübschen deutschen Mädchen.

***) »noch hübscheren Mexikanerinnen.«

in Kleiderstoffen reiste und denselben Weg vor sich hatte wie ich. Ich fand also in ihm einen Reisegefährten für die nächsten Tage, vorläufig bis Zamora; nachmittags ritt ich nach Querendaro zurück und fuhr abends mit dem Zuge nach der Stadt Morelia weiter. Hier, in der Hauptstadt des Staates Michoacan, hatte ich 9 Tage angestrengt zu arbeiten. Die Stadt enthält nichts Hervorragendes, mit Ausnahme der Hauptkirche, die mit ihren zwei mächtigen Türmen aus spanischer Zeit stammt. Sie liegt an der Plaza und bietet, zumal des Abends im Mondschein, ein ansprechendes Bild. Am Sonntag ging ich auf die Alameda, wo eine Militärkapelle spielte; die umherstehenden Knaben begleiteten ihnen bekannte Melodien aus dem Troubadour, Figaro und merkwürdigerweise auch aus Lohengrin durch Pfeifen in vollkommen kunstgerechter und keineswegs unschöner Weise.



Morelia (Mexiko). Die Hauptkirche.

Am 15. September nachmittags reiste ich nach Patzcuaro ab aui einem abermals recht hübschen Wege, über Schluchten, an Abhängen entlang. Nachmittags 5 Uhr erreichten wir den See, an dem die Stadt liegt, und hiermit den Endpunkt des Schienenweges.

Am folgenden Tage hatte ich den ganzen Morgen in Geschäften zu thun; bei einem Kunden traf ich Vereinbarungen mit einem Führer betreffs drei zu liefernder Pferde für die nun kommende Reise. Abends verkaufte ich noch recht hübsch an zwei Geschäftsfreunde, und da am nächsten Tage der »dia de santo« des Präsidenten des Freistaates gefeiert werden sollte, so sah ich, wie an alle Häuser ein mehr oder minder kümmerlicher Papierschmuck gelegt wurde.

Gegen 5 Uhr morgens weckte mich Musik ganz eigener Art. Sechs in Schilfmäntel gehüllte Indianer waren augenscheinlich bemüht, den grösstmöglichen Lärm zu verursachen. Vier der Leute schlugen, jeder auf eine dumpfklingende Trommel, während die andern beiden schrille Töne auf Holzflöten zu Tage förderten. So musizierten die Männer von einem Hause zum andern, um die kommende Feier würdig einzuleiten.

Der Festordnung entsprechend sollte nachmittags eine grosse Volksbelustigung bei der Laguna stattfinden, zu der ich selbstverständlich ritt. Hart am Seeufer zog sich eine ebene, wie zu derartigen Feierlichkeiten geschaffene Grasfläche entlang; hier wurden Wettrennen zu Pferde und zu Fuss abgehalten. Viel Reiz bot ein Blick auf die einzelnen Gruppen: da standen die begüterten Indianer, d. h. Männer, die Hose und Hemd ihr eigen nannten, daneben fanden sich andere mit ihren Weibern, die sich lediglich mit einem Schilfmantel bekleidet hatten und die es augenscheinlich fror bei der regnerischen, recht unfestlichen Witterung. Neben der zweiten Gruppe sah ich die Einwohner von Patzcuaro in weiten weissen Unterhosen, den Kopf in ein grosses rotes Tuch gehüllt, mit dem sie sich, wie die Indianer gewohnheitsmässig zu thun pflegen, den Mund verschlossen hielten.

Auf die Wettrennen verschiedener Art folgten Reiterkunststücke, die einer europäischen Kunstreiterei ersten Ranges alle Ehre gemacht haben würden. So wurde beispielsweise das kleine Eincentstück auf die Erde gelegt, welches der im schnellsten Galopp vorbei reitende Indianer vom blanken Rücken des Pferdes aus aufgriff. Glückten derartige Kunststücke nicht, so hob die Menge ein wüstes Zischen und Gejohle an, derart, dass der Betreffende sich nicht wieder unter den Künstlern sehen lassen durfte.

In einiger Entfernung von den geschilderten Gruppen fand sich eine Art schlechter Blechmusik, zu deren Klängen man mit seiner Liebsten auf dem Rasen tanzte. So bewundernswert sich die Männer auf den Pferden ausnahmen, so wenig schön erschienen mir ihre Tanzereien. Am Abend wurde das Dorf festlich erleuchtet, d. h. auf der Plaza brannten einige Scheite harzhaltigen Holzes, während die reichen Leute für ihre Häuser drei oder vier Lampen mit je einer brennenden Unschlittkerze ge-

stiftet hatten. Obgleich die Männer alle lange Messer und geladene Pistolen bei sich trugen, hörte ich bis zur Erleuchtung der Plaza nichts von Mord und Totschlag im Dorfe, hütete mich aber, auf die dunkeln Strassen zu gehen. Ansehen wollte ich jedoch möglichst viel aus der Nähe, und somit begab ich mich auf die Plaza; hier hatte man eine Rednerbühne errichtet, um die sich die vornehme Bevölkerung des Dorfes versammelte. Darunter sah ich einen meiner Kunden, der gleich auf mich zukam und mich einlud, in den Kreis der Auserwählten zu treten.



Mexiko. Die schwimmenden Gärten bei Santa Anita.

Nach einer langen Rede, in der mit jedem Satz die »libertad« gefeiert wurde, ging ich unbehelligt nach Hause.

Am folgenden Tage, den 16. September, fühlte ich mich unwohl. In der irrigen Ansicht, dass ein gesunder Mensch, dem seit 12 Jahren keine Krankheitsunfälle irgendwelcher Art zugestossen waren, überhaupt nicht krank werden könne, hatte ich auf meiner Reise, unbekümmert um mein körperliches Wohlergehen, sorglos in den Tag hineingelebt. Am Morgen des 17. war ich aus Patzcuaro abgeritten; um 1 Uhr mittags hatte ich den 45 km langen Weg bis Tacambaro zurückgelegt, indessen hatte mein Befinden sich in dem Masse verschlechtert, dass ich nach Mexiko zurückzugehen beschloss. Am Nachmittag des 17. konnte ich meine Arbeiten in Tacambaro erledigen;

am 18. ritt ich nach Patzcuaro zurück. Zu dem Wege, welchen ich hin in sieben Stunden zurücklegen konnte, brauchte ich jetzt deren elf, und zwar ritt ich unausgesetzt in strömendem Regen, der meinen malariaartigen Zustand nach Kräften verschlechterte. Am 19. reiste ich nach Mexiko ab und langte am 20. ohne weitere Zwischenfälle bei Andres Trueba an.

Während der folgenden acht Tage pflegte mich Herr Arregui mit einer geradezu rührenden Sorgfalt und Liebenswürdigkeit. Uebrigens hatte der Arzt mir gestattet, das Haus zu verlassen, und so führte ich im grossen Ganzen während dieser acht Tage mit dem früher erwähnten



Mexiko. Chapultepec.

Herrn Guido Richter aus Hamburg ein verhältnissmässig gutes Leben. Mehrfach suchten wir die schwimmenden Gärten bei Santa Anita und das hübsche Gehölz von Chapultepec, beide in der Nähe der Stadt, auf. Am 28. September brachte mein Vorgesetzter mich wieder an die Bahn, und nachdem wir uns herzlich Lebewohl gesagt hatten, reiste ich ab, um abends zum zweitenmale in Morelia einzutreffen.

Am 30. fuhr ich nach Patzcuaro weiter, verkaufte dort einige Kleinigkeiten und legte mich früh ins Bett, um am nächsten Morgen, den 1. Oktober, für den Ritt nach Ario frisch zu sein. Der Weg dahin befand sich abwechselnd in gutem und schlechtem Zustande, der Baumwuchs war herrlich und erinnerte an den Harz; Tannenwälder waren vorherrschend. Am Nachmittage verkaufte ich meinen drei Kunden, bei denen ich wieder

recht freundliche Aufnahme fand, und abends wurde mit diesem oder jenem des 3000 Seelen zählenden Ortes allerlei Gedankenaustausch getrieben.

Am 2. Oktober sollte ich in Ario ein weniger harmloses Erlebnis haben. Vor meiner Zimmerthür im Gasthof standen zwei baumlange Indianer, als ich von meiner Kundschaft mittags nach Hause kam. Ohne Böses zu wollen, ging ich zwischen den beiden durch in meine Thür, die ich einfach hinter mir zuschlug. Ich hörte mir einige Flüche nachrufen, denen ich jedoch keine weitere Beachtung beimass. Mein Zimmer war dunkel und ich zog daher vor, meine Briefe nach Mexiko im Speiseraum des Gasthofs zu schreiben; ich ging den kurzen Vorplatz entlang und hatte mich kaum zum Schreiben niedergesetzt, als ich viele aussergewöhnlich laute Stimmen vernahm. Bald darauf stieg ein junger Herr von der Strasse durchs Fenster, stellte sich vor mich, um mir mitzuteilen, dass der Lärm vor der Thür mir gelte, dass einer der beiden Indianer vollständig bezecht sei und geschworen habe, mich zu erschiessen, weil ich ihn angeblich beleidigt hätte. Ich muss gestehen, dass diese Botschaft nichts weniger als erheiternd auf mich wirkte, indessen teilte der freundliche junge Mann mir mit, dass vor der Thür drei andere Herren ständen, die im Notfall eingreifen würden. Darauf verschwand der Bote auf demselben Wege, den er gekommen war, und ich konnte nicht unterlassen, der Unterhaltung draussen einige Aufmerksamkeit zu schenken. Der Kerl schwor immer wieder bei sämtlichen Heiligen und auch bei manchem nichts weniger als Heiligen, dass er mir, sowie er mich sähe, eine Kugel durch den Kopf jagen würde. Um sich inzwischen die Zeit zu vertreiben, schoss er nach dem Punkt hinter der Nummer 2, die über meiner Thür angebracht war. Ungefähr nach einer halben Stunde, als von der »2« und dem Punkt dahinter kaum mehr etwas zu sehen war, gelang es den vermittelnden Herren, ihm die Waffen abzunehmen, worauf ich für angezeigt erachtete, auf der Bildfläche zu erscheinen. Bei meinem Anblick stürzte die beleidigte Rothaut auf mich zu, um, wie er sich ausdrückte, mich zu fressen. Als ich ihn indessen beim Arm nahm und einige Flaschen Bier kommen liess, umarmte er mich und schwor wiederum bei allerlei ihm Heiligen, dass er nie im Leben einen besseren Freund gehabt habe als mich, aber dass dies alles ihn nicht hindern könne, mich am nächsten Morgen 6 Uhr zu treffen, um mich auf alle Fälle niederzuschiessen, weil kein verfluchter Fremder ihn, den Mexikaner, beleidigen dürfe. So schieden wir denn, um uns als gute Freunde am nächsten Morgen zu schiessen.

Nach diesem Auftritt verspürte ich wenig Lust, die Nacht in meinem Bett unter der zerschossenen No. 2 zuzubringen, und zog es vor, mein Lager auf dem Ladentisch meines Kunden Antonio Carillo aufzuschlagen. Den ganzen Abend verbrachte ich in seiner und seiner Töchter Gesellschaft, denen es viel Vergnügen machte, vom deutschen Winter erzählen zu hören.

Also am 3. Oktober morgens 6 Uhr sollte ich mich mit dem langen Indianer schiessen. Nachdem ich mich für diese kleine Unterhaltung durch siebenstündigen ununterbrochenen Schlaf gestärkt hatte, liess ich um 5 Uhr satteln und ritt nach Taretan, den Indianer sich selbst und seiner Rauflust überlassend. Hätte ich im voraus gewusst, welche Freuden mir an diesem Tage erblühten, so würde ich vorgezogen haben, den Indianer, wenn auch sehr wahrscheinlich vergeblich, zu erwarten.

Infolge des Regenwetters befanden die Wege sich in einem unbeschreiblichen Zustande. Zu Anfang meiner 72 km langen Tagereise liess sich leidlich vorwärts kommen, als ich aber in die Cordillera gelangte, war vom Wege keine Spur zurückgeblieben; ich fand während vier langer Stunden zu den Füssen meines Tieres nichts weiter als glattes Steingeröll. Eben hatte ich einen Abhang von 1500 Fuss zur Linken, eine steile Felswand zur Rechten glücklich hinter mir, sodass ich erleichtert aufatmete, als bei einem recht schwierigen Abstieg das Pferd stürzte und ich darunter zu liegen kam. Wenn auch nicht, wie zehn Minuten vorher, von einem 400 m tiefen Abhang die Rede mehr sein konnte, so hing ich doch immer noch mit dem Kopf und der Hälfte meines Rumpfes über einer Tiefe von 30—40 m, während das Pferd auf meinem linken Bein lag. Hätte das Tier den Versuch gemacht, aufzustehen, wäre ich zweifelsohne auf Nimmerwiedersehen verschwunden; mein »mozo«,*) hinter mir knieend, betete in schrecklicher Angst 25 Ave Marias, bis es mir endlich gelang, mit Aufwendung von mehr Kraft und Gewandtheit als ich mir bisher zugetraut hatte, mich aus meiner verhängnisvollen Lage zu befreien. Ausser einigen Beulen und Schrammen am linken Bein und am Kopf habe ich keine weiteren Folgen des Sturzes zu beklagen gehabt. Das Pferd hatte sich beide Vorderbeine verletzt und zwei Hufeisen verloren. Als ich wieder im Sattel sass, näherte sich mir freudestrahlend der Führer und versuchte mir begreiflich zu machen, dass ich es nur seinen Gebeten zu danken habe, wenn ich mit dem Leben davon gekommen sei. Klüger hätte der Treffliche nach meiner Ansicht gehandelt, wenn er nicht gebetet, sondern mir thatkräftige Hilfe geleistet hätte. Ich befand mich in einer Erregung, die durchaus einer gewissen Abkühlung bedurfte, somit wandte ich mich zu dem ausgezeichneten Mann und ranzte ihn, ganz unwillkürlich in gutem Deutsch, mit den Worten an: »Du Rindvieh!« Dadurch war ihm und mir geholfen. Er fühlte sich durch den ihm unverständlichen Ausruf augenscheinlich geehrt, während ich mir beruhigt eine Cigarre anstecken und die Reise fortsetzen konnte.

Um die Mittagszeit ritt ich in einer Sonnenglut, wie ich mich nicht entsinne, sie empfindlicher erlebt zu haben. Ich sass auf dem Pferde des

*) Führer.

Führers, während er das meinige, eisenlose, nebenhergehend leitete. Nachmittags erreichten wir Taretan.

Der 4. Oktober war zum Ersticken heiss; ich dankte der Vorsehung, dass ich gerade in Taretan nicht viel Arbeit fand, zumal ausser der Hitze Ungeziefer aller Art mich peinigte. Am 5. reiste ich nach Uruapan weiter. Der kurze Weg in romantisch wilder Bergnatur war in gutem Zustande, sodass ich endlich einmal wieder Gelegenheit fand, meinen Ritt wahrhaft zu geniessen. Die Stadt liegt in der Mitte eines fruchtbaren Thales, in dem Zucker, Kaffee, Mais und Bohnen gepflanzt werden; es erfreut sich des Rufes eines »Paradieses von Michoacan«. Nach dem Essen besuchte ich meine 14 Kunden, um mich vorläufig mit jedem einzelnen nicht länger als eine Viertelstunde zu unterhalten.

Als bezeichnend für den Aufschwung dieses kleinen, über 200 km von der Bahn entfernt liegenden Ortes in Mexiko mag angeführt sein, dass zur Zeit meines Aufenthalts an der Leitung für elektrisches Licht gearbeitet wurde. In der Stadt ist nichts Bemerkenswertes. Am Sonntag erschienen Vollblutindianer auf dem Markt, von denen keiner auch nur eine Silbe der spanischen Sprache verstand. Am 15. Oktober ritt ich um 6 Uhr morgens mit einem Deutschen, Herrn August Schlepper, über Charapan nach Zamora ab. Der Weg durch dichte Tannenwälder war in gutem Zustande, dagegen begann es um Mittag derart in Strömen zu regnen, dass ein Weiterkommen nur unter grossen Schwierigkeiten möglich war. Endlich gegen 3 Uhr nachmittags kamen wir nass bis auf die Knochen in das Indianerdorf Charapan. Von einem Gasthof konnte natürlich keine Rede sein, und nach langen Auseinandersetzungen mit den Eingeborenen durch Zeichensprache erlangten wir schliesslich ein Unterkommen bei einer alten Frau. Meine Freude war nicht gering, als ich auf dem Hofe einige gackernde Hühner bemerkte. Sie veranlassten mich, Herrn Schlepper zu zeigen, dass ich eine hervorragende Schule in der Kochkunst in Paraguay durchgemacht hatte; ich brauchte nichts als ein Holzfeuer, einen hölzernen Spiess, etwas Salz und eins der Hühner, um meinem Reisegefährten einen wunderbaren Braten vorzusetzen.

An die diesem Hühnerschmaus folgende Nacht werde ich Zeit meines Lebens denken. Charapan liegt so hoch, dass wir die Wolken dauernd tief unter uns sahen; infolge dieser Lage war es in der Nacht ganz entsetzlich kalt, und da unsere Ponchos völlig durchnässt waren, fehlte uns alles, um uns beim Schlafen gehörig bedecken zu können. Nicht einmal Schnaps, d. h. geniessbaren, konnten wir in Charapan für gutes Geld auftreiben. Ein Versuch, in der Küche auf flachem Erdboden wenigstens einige Stunden zu schlummern, misslang vollkommen. Somit blieb uns nichts anderes übrig, als uns die ganze Nacht, vor Frost und Nässe schlotternd, zu unterhalten oder uns gegenseitig warm zu schlagen.

Am folgenden Tage, 5 Uhr früh, sattelten wir die Pferde, um die Reise nach Zamora fortzusetzen. Das nächste Dorf Pataman lag bedeutend tiefer als Charapan. Wir waren hochbeglückt, dort heisse Milch zu erhalten, die, in grossen Mengen genossen, auf uns beide wohlthuend wirkte. Von Pataman ritten wir am Rande eines mächtigen Thalkessels entlang, von dem ich einen herrlichen Rückblick über die ganze, doch hervorragend grossartige Gegend hatte.

Nach weiteren 4 Stunden gelangten wir in das Thal Zamora. In Jacona, einem kleinen Dorfe, noch eine Legua vor Zamora, überliessen wir die Pferde den Führern, um auf der Pferdebahn unsern Einzug in die Stadt zu halten. An der ersten Strassenecke trafen wir einen mir aus Mexiko bekannten Herrn v. Malotki, somit fanden sich in Zamora drei Deutsche zusammen, ein Fall, der nicht allzu häufig vorkommen dürfte.

Die Stadt selbst zählt 19000 Einwohner, Katholiken strenggläubigster Art. Am 18. Oktober, 5 Uhr morgens, ritt ich von Zamora, unzufrieden mit meinen geschäftlichen Erfolgen, ab; mein Reisegefährte und ich durften keine Zeit verlieren, um den Bahnzug an dem 62 km entfernten Nogrete zu erreichen. 8 Minuten vor 12 Uhr standen wir an der Haltestelle mit einem unbeschreiblichen Gefühl der Freude, den Schienenweg wiederzusehen.

Als endlich der Zug in den Bahnhof einlief, zogen mein Reisegefährte und ich ehrfurchtsvoll den Hut; es fehlte nicht viel, dass wir den Führer der Maschine heruntergezogen und umarmt hätten.

»He jests at scars who never felt a wound!«

Wer niemals während der Zeit von 33 Tagen durch eine mexikanische Indianerwildnis geritten ist, wird sich schwerlich einen Begriff von meiner und meines deutschen Reisegefährten Erregung machen können. Die kühnen Salon-Erdumsegler, die über Neapel, Aden, Singapore, Yokohama, San Francisco, New York bis Hamburg fahren, ahnen nichts von den Freuden und Leiden derartiger Ausflüge.

Um 3 Uhr sah ich die Türme von Guadalajara und 1/2 Stunde später liefen wir in den Bahnhof ein. Nach den Erlebnissen der letzten Wochen fühlte ich mich wie in Paris auf den wohlgepflasterten Strassen mit ihren herrlichen Gebäuden und prachtvollen Kirchen. Im »Hôtel Cosmopolite« fand ich bei Herrn Fredenhagen ein vorzügliches Unterkommen, und nach einem äusserst notwendig gewordenen Reinigungsbad besuchte ich bald nach meiner Ankunft unsern vornehmsten Kunden, Herrn Pablo Novarrete, bei dem ich den ganzen Abend verblieb.

Die Tage meines Aufenthalts in Guadalajara vom 18.—29. Oktober zählen zu den schönsten meiner Reise. Die Geschäfte gingen gut, Arbeit gab es genügend, und an Zerstreuungen der angenehmsten Art fehlte es nie.

Schon am Tage meiner Ankunft in der Stadt erfuhr ich, dass dort mehrere Vertreter des Namens Kunhardt, darunter der Kaiserlich

Deutsche Konsul Herr Federico Kunhardt, lebten. Niemals hatte ich gehört, dass Vettern oder überhaupt Verwandte von mir in Mexiko wohnen; immerhin erachtete ich es für angezeigt, diese mir ganz fremden Herren aufzusuchen.

Ich machte bei dem Herrn Konsul den Anfang. Nach einem halb und halb misstrauischen, ziemlich frostigen Empfang wurde der mir wohlbekannte Familienstammbaum zum gegenseitigen Zurechtfinden und Auf-



Guadalajara (Mexiko). Strassenbild.

klären hervorgesucht, und sobald ich in der Lage war, in dieser Familienliste meine Zugehörigkeit nachzuweisen, sobald der Konsul und ich auf unsern beiderseitigen Siegelringen wechselweise das Familienwappen ausfindig gemacht hatten, war die Freude des neuen Herrn Vetters, wie natürlich auch die meine, ausserordentlich. Sogleich wurde ich vom Konsul Fritz den übrigen Gliedern der Familie, nämlich seinen Brüdern Wilhelm und Oton, sowie deren Schwager, Herrn Rose, vorgestellt.

Der Vater der neuentdeckten Vettern in Mexiko, der verstorbene Herr Teodoro Kunhardt, der ebenfalls die Würde des deutschen, von

1844—1871 des preussischen Konsuls in Guadalajara bekleidet hatte, war der Vetter meines in Hamburg verstorbenen Grossvaters Otto Wilhelm Kunhardt und gehörte der Haupt- oder Lübecker Linie unserer Familie an, während ich zu den seit Anfang des vorigen Jahrhunderts von der Trave nach Hamburg verzogenen Kunhardts zähle. Don Teodoro war 1834 im achtzehnten Lebensjahre auf Veranlassung seines älteren Bruders Georg, des Mitinhabers des angesehenen und bedeutenden Handelshauses Kunhardt, Kaiser & Hayn in Valparaiso, von Lübeck dorthin übergesiedelt, um einige Jahre nach seiner Ankunft in Chile von demselben Hause nach Mexiko gesandt zu werden. Hier war er in segensreichster Weise zur Ehre des Vaterlandes rastlos thätig, bis zu seinem Ende im Jahre 1892 von den schönsten Erfolgen in jeder Beziehung begleitet. Der alte Konsul Teodoro hatte verstanden, im grössten Teile des Landes der deutschen Art vollste Anerkennung unter den Mexikanern zu sichern.

Er war nicht nur in seiner kaufmännischen Thätigkeit geehrt und geschätzt; auch seine ansprechenden und herzergreifenden Gedichte fanden im Lande die allgemeinste Bewunderung. Unter ihnen seien besonders erwähnt:

1865 Der Sklavenhändler.
1873 Neujahrsgruss an die Republik Mexiko zum 1. Januar 1873.
1883 Zur Lutherfeier am 10. November.
1887 Zum 22. März.
1888 Des Kaisers Totenfeier in der Fremde.

Alle diese Schöpfungen hätten nach meiner Ansicht die weiteste Verbreitung im Heimatlande verdient. Die Abzüge der einzelnen wurden indessen nur unter Freunde in Mexiko verteilt. Im »Sklavenhändler«, einem Werk von einigen 80 Strophen, ist der im Titel angedeutete Stoff wahrer und ergreifender behandelt, als in irgend einem mir bekannten ähnlichen Gedichte. Den in Hexametern geschriebenen Neujahrsgruss verfasste der hochbegabte Mann gleichzeitig in spanischer Sprache im selben Versmass mit der Ueberschrift: »Saludo del año nuevo á la Republica Mejicana«. 1. de Enero de 1873.

Unmittelbar nach dem Ableben des alten Herrn widmeten ihm die Zeitungen aller Richtungen seitenlange Nachrufe, von denen mir ein Abzug von

»El Mercurio«, Guadalajara, Noviembre 13. de 1892«

vorliegt, der auf der ersten Seite das 25 cm grosse Bildnis, sowie einen kurzgefassten Lebenslauf des Verstorbenen, auf der letzten einen Teil seiner mexikanischen Gedichte bringt. Einen Monat nach seinem Ableben erschienen in Guadalajara bei L. Dominguez »Apuntes Biográficos del Sr. D. Teodoro Kunhardt, Consul del Imperio Aleman«, deren Einleitung von hundert der ersten Namen der Stadt gezeichnet war. Welche stolze Freude

es mir machen musste, im fernen Auslande unter den zahllosen Deutschen, die meinen Vorstellungen von den Landsleuten in der Fremde in keiner Weise entsprochen hatten, von einem solchen Manne zu hören und daneben zu erfahren, dass gerade dieser der Vetter meines Grossvaters gewesen sei, lässt sich leichter denken als schildern.

Glücklich über meine Entdeckung, widmete ich selbstverständlich alle freie Zeit den neuen Verwandten, die mir eine Freundschaft und Aufmerksamkeit entgegenbrachten, wie ich sie im Elternhause nach jahre-



Mexiko. Teil der Fälle von Juanacatlan.

langer Abwesenheit nicht herzlicher hätte erwarten können. Zu meiner ferneren Freude erfuhr ich später, dass mein Besuch in Guadalajara Anlass gewesen sei, einen Briefwechsel zwischen den mexikanischen und den deutschen Vettern ins Leben zu rufen.

Die Stadt als solche machte auf mich einen vorteilhafteren Eindruck als die Hauptstadt. Die Alameda, Plaza de Armas, Jardin Botanico, Parte Alcalde, Calzada de San Pedro und die Hauptkirche sind jedes in seiner Art von hervorragender Schönheit. Den Glanzpunkt meines Aufenthaltes bildete ein Ausflug mit den Vettern nach den Fällen von Juanacatlan, dem sogenannten Niagara Mexikos. Der Rio Grande, ein etwa 175 m breiter Fluss, fällt von einer Höhe, die ich auf ungefähr 30 m schätzte,

in gerader Linie auf ein förmliches Gebirge von Felsstücken und Geröll. Das sich hieraus ergebende Bild ist in Form und Farbe überaus grossartig, zumal die fallenden ungeheuren Wassermassen niemals anders als durch einen Schleier von feinem Wasserstaub zu sehen sind, durch den die Sonnenstrahlen während bestimmter Tageszeiten zu einem herrlichen, auf den Fällen ruhenden Regenbogen geteilt werden.

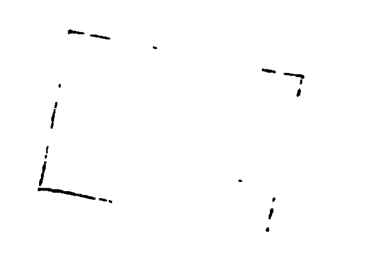
Am 29. Oktober, also nach einem Aufenthalt von 11 Tagen, musste ich schweren Herzens von den Vettern und der herrlichen Stadt Abschied nehmen. Ich reiste zunächst nach La Barca, einem elenden Nest, dann nach La Piedad. Hier lernte ich eine mir bis dahin unbekannte Sitte kennen, der zufolge man Donnerstags, nachmittags 3 Uhr, alle Geschäfte schliesst.

Den 2. November reiste ich nach Penjamó, einem Orte, der in jeder Beziehung noch weit hinter den beiden vorgenannten zurücksteht. Ich hatte Mühe, überhaupt ein Unterkommen zu finden, und wie ich am Abend ins Bett steigen will, finde ich es bereits eingenommen von einem Skorpion. In Ermangelung anderer passender Waffen tötete ich das freilich nur 11 cm messende Tier mit einem Stuhl.

Nach unbefriedigendem Geschäft fuhr ich am selben Nachmittage nach Irapuato, einem Knotenpunkt des »Ferrocarril Central de Mexico« ab. Die Stadt ist ganz nett, das Geschäft war nicht besonders. Am Abend des 4. November reiste ich über Silao nach Guanajuato, der Hauptstadt des gleichnamigen Staates, welche jedenfalls zu den eigentümlichsten Städten zählt, die ich bis dahin gesehen hatte. Ein Valparaiso im kleinen ohne das Meer: Auf und zwischen Hügeln erbaut, die Häuser so nahe wie möglich aneinander geschoben, sind die Strassen unregelmässig gebildet. Ich befand mich in dem genannten Staat in einem der zahlreichen Grubenbezirke des Landes und benutzte gleich am nächsten Tage die Gelegenheit, nach »La Valenciana«, einem der hervorragendsten Silberbergwerke der Welt, zu reiten. Man liess mich bereitwilligst die ganzen Anlagen, den 710 m tiefen Schacht eingeschlossen, in Augenschein nehmen. Die in La Valenciana vorhandene Kirche birgt unschätzbare Reichtümer an Gold- und Silber-Geräten aus alter spanischer Zeit; europäische Sammler würden in diesem Gotteshause staunen. Den Nachmittag des 5., den 6. und 7. November hatte ich zu arbeiten mit regelrechtem Erfolg. Die Abende brachte ich hinter der Bühne des früher erwähnten Kindertheaters zu, das inzwischen nach Guanajuato weitergezogen war. Señorita Julia zeigte sich sehr liebenswürdig und beteuerte, ich müsse mich irren in der Ansicht, der Spanier habe ihr in der Hauptstadt ganz besonders gefallen.

Am 8. reiste ich nach Silao zurück, einem Flecken, in dem nichts anderes bemerkenswert ist, als ein vorzügliches Gasthaus in der Nähe des Bahnhofs.

Guanajuato (Mexiko).



Am 10., einem Sonntag, an dem ich nicht arbeiten konnte, ging ich zum zweitenmal nach Guanajuato, ohne mich heute zu erinnern, ob es Julias oder meiner Kunden halber geschah. In der Blütezeit der Stadt, als unermessliche Schätze aus der Silbergrube ans Tageslicht gefördert wurden, hatten die Spanier, ein halbes Jahrhundert nach der Vollendung der bereits angeführten Kirche, das Theater Juarez, ein herrliches Gebäude im grossartigsten europäischen Stil, geplant. Als der Jahrzehnte in Anspruch nehmende Bau schliesslich vollendet war, hörten die Zeiten des Ueberflusses für die Stadt auf, sodass wenig



Mexiko. »La Valenciana« bei Guanajuato.

oder garnicht in diesem Tempel der Musen gespielt worden ist. Immerhin gedachte ich diesen Prachtbau einer näheren Besichtigung zu unterziehen. Ich begab mich an die geschlossene Pforte, um von dem Thürhüter zu erfahren, dass es grosse Schwierigkeiten haben würde, die Erfüllung meiner Wünsche durchzusetzen. Ohne die Erlaubnis des Statthalters sei daran überhaupt nicht zu denken; somit ging ich zu dem nächsten meiner Kunden, um einige Erkundigungen über den allgewaltigen Herrscher einzuziehen. Mit gehörigen Verhaltungsmassregeln ausgerüstet, begab ich mich zum Sr. D. Joaquim de la Monte de Oca in den »Palacio de Gobierno« mit dem Gesuch, empfangen zu werden. Die Dienerschaft sah mich

erstaunt an, brachte indessen meine Karte an die richtige Adresse, worauf ich in ein mit ausgesprochen französischem Geschmack ausgestattetes Zimmer geführt wurde. Kurze Zeit danach trat der Statthalter mit ernstem Gesicht ein und fragte nach meinem Begehr. Ich berichtete darauf zuerst von meinem Ausfluge im Lande, sodann von meinen früheren Reisen in Amerika, sowie in Europa und erzählte ferner, dass ich besondern Anteil nehme an schönen Bauten, dass ich daher den Wunsch habe, das Theater Juarez zu besichtigen u. s. w. Der Mann mit dem ernsten Gesicht und der vollendet vornehmen Art in seinen Bewegungen, forderte mich auf, mich zu setzen und ihm von meinen Reisen, die für ihn grossen Reiz zu haben schienen, zu erzählen. Nach einer Viertelstunde gab er mir seine Karte, durch die ich Einlass in das Theater erhalten würde, jedoch empfing ich den wertvollen Belag erst, nachdem ich dem hohen Herrn versprochen hatte, zum Essen zu ihm zurückzukehren. Durch diese Aufforderung war ich zuerst in Verlegenheit geraten; mein Koffer befand sich in Silao, sodass ich keine weiteren Kleider bei mir führte, als die, welche ich im Augenblick auf dem Leibe trug. Auf meine Vorstellungen wollte der Statthalter sich nicht einlassen, und es blieb mir somit nichts anderes übrig, als später zurückzukehren in einem freilich wenig gewählten Anzuge.

Das Theater, ein wunderbar schönes Gebäude, hatte alle meine Erwartungen übertroffen.

Im Palacio empfing mich der Diener, augenscheinlich wartend, an der Thür. Nachdem ich der Gattin des Statthalters und deren zwei reizenden Töchtern vorgestellt war, ersuchte mich mein vornehmer Gastfreund, seiner Frau den Arm zu geben, und wir verfügten uns zum Essen. Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich Gelegenheit, ausschliesslich von silbernem Tafelgerät zu speisen. Die Unterhaltung mit den vier ungemein unterrichteten Herrschaften war äussert anregend. Ich erzählte so ziemlich alles, was ich von Deutschland, Frankreich, Norwegen und England wusste, denn für Europa schienen diese liebenswürdigen Leute mehr Teilnahme zu empfinden, als für Amerika. Nach dem Essen, als die Damen sich zurückgezogen hatten, verplauderte ich noch eine angenehme Stunde mit dem Statthalter bei Kaffee, Likör und einigen ganz vorzüglichen Upman.

Erst abends spät kehrte ich nach Silao zurück, wo ich die Nachricht vorfand, dass das Handelshaus Andres Trueba eingegangen sei und das Geschäft nunmehr unter dem Namen »Arregui y Quesada« fortgesetzt werde. Ueber meine neuen Vorgesetzten habe ich nicht zu klagen gehabt, im Gegenteil, man behandelte mich bis zum letzten Tage als Caballero. Nicht nur, dass meine Ausgaben nicht bemängelt wurden, ersuchte man mich fortdauernd, mir alle und jede Bequemlichkeit auf der Reise zu verschaffen. Selbstredend ist es mir niemals eingefallen, ein derartiges

Entgegenkommen auszunutzen. Die Reize der Reise bestanden für mich nicht in teuren Weinen und dergleichen, sondern in der Fülle des Neuen und Lehrreichen, was Land und Leute mir boten. Besonders niedrig gestalteten sich meine Ausgaben dadurch, dass ich nicht immer, wie vorgeschrieben, auf der Eisenbahn in der ersten Wagenklasse, sondern häufig in der dritten fuhr. Diese war mit ihren eigenartigen und bunten Erscheinungen ungleich unterhaltender, als die überall auf der Welt sich ziemlich gleichsehenden Reisenden der ersten Klasse.

Am 11. November reiste ich weiter nach Leon, einer gewerbthätigen Stadt von nahezu 100 000 Einwohnern. Hier sollte ich zum erstenmal die Erfahrung machen, wie man als Handlungsreisender fühlt, wenn man nicht für einen einzigen Cent Ware verkaufen kann. Zu den vornehmsten Erzeugnissen der Stadt gehören weiche Lederkleider, die kunstvoll mit Gold- und Silberdrähten bestickt werden.

Nach wenigen Stunden Aufenthalts fuhr ich weiter nördlich nach dem kleinen Francisco, einem garstigen Flecken, in dem ich aber am 12. mit gutem Erfolg handeln konnte. Am 13. war ich in Lagos, somit im Staate Jalisco, angekommen. Das Geschäft war erbärmlich, und es hatte überhaupt allen Anschein, dass meine Erfolge, je weiter ich nach Norden vorrückte, geringer werden sollten. Die Nacht vom 13. auf den 14. langte ich in Aguas Calientes an, um am nächsten Morgen vorerst in den wundervollen Quellen im kristallklaren, von Natur 22° R. warmem Wasser ein herrliches Bad zu nehmen. Die Stadt ist hübsch angelegt und enthält manches Sehenswerte, beispielsweise war man gerade beschäftigt, Silber- und Kupferschmelzöfen zu errichten, die angeblich die grössten der Welt werden sollten. Im April jedes Jahres wird in der Stadt eine Art Messe abgehalten, zu der von allen Teilen des Landes Tausende von Menschen zusammenströmen.

Zacatecas, wohin ich zunächst kam, liegt 2400 m über dem Meere und soll nach glaubwürdigen Mitteilungen der zweithöchste bewohnte Ort im ganzen Freistaat sein. Obwohl ich bis an die Nase, gleich einem Indianer, in meinen dicksten Poncho eingehüllt war, fror mich in den Strassen, dass mir die Zähne klapperten.

Am 17. fuhr ich nach dem einige Leguas südlich gelegenen Guadalupe; es war dies ein ungemein ergötzlicher Ausflug in einem Wagen mit einer Art Steuer, aber ohne Zugtiere, denn da die ganze Fahrt bergab geht, glitten wir nahezu wie auf einer Rutschbahn ins Thal hinunter.

Im Dorfe nahm ich zwei recht ansehnliche Aufträge auf und hatte durch die Güte eines meiner Kunden, des Herrn Rivas, Gelegenheit, mir wiederum eine wunderbar schöne, goldstrotzende Kirche aus altspanischer Zeit anzusehen. Die Einwohnerschaft des Dorfes ist grenzenlos arm, aber die überreiche Kirche bettelt bei ihr um Almosen. Zum Wege aufwärts

nach Zacatecas brauchte mein mit 6 Mulas bespannter Wagen die dreifache Zeit wie thalabwärts.

Am 18. November sollte ich zum erstenmale in Mexiko Bekanntschaft mit einer Diligencia (Postkutsche) machen. Ich traf in ihr mit einem Hamburger Herrn zusammen, der in unserer gemeinsamen Vaterstadt in dem Drogenhause Julius Grossmann gelernt hatte. Wir langten um 12 Uhr mittags in Jerez an und freuten uns des warmen Sonnenscheins in der viel tiefer als Zacatecas gelegenen Stadt. Mit einiger Anstrengung konnte ich meine geschäftlichen Angelegenheiten ziemlich schnell bis zum nämlichen Abend erledigen. Auf der Rückfahrt teilte ich die Diligencia mit dem General Jesús Arechiga aus Zacatecas; es gelang mir, mich mit ihm derartig zu befreunden, dass er mir während der Reise eine Pipa Wein abkaufte und mir, in der Stadt angekommen, ein Pferd und zwei berittene Soldaten zur Verfügung stellte. Durch diesen Beweis des Wohlwollens kam ich in die Lage, ein Gold- und Silberbergwerk, einige Leguas von der Stadt entfernt, besichtigen zu können. Erwähnt sei, dass es im Jahre 1546 entdeckt wurde und bis zum 1. Juli 1818 667 343 219 Doll. Rohgewinn geliefert hat. Spätere Aufzeichnungen fehlen, doch ist mit Sicherheit anzunehmen, dass von 1818 bis zur Gegenwart mehr als der doppelte Silberwert wie zwischen 1546 und 1818 aus dieser ersten Grube zu Tage gefördert ist. Unter der Bedeckung der beiden Soldaten muss ich wahrscheinlich einen ganz fürchterlich hervorragenden Eindruck gemacht haben, wenigstens blieben die Leute, teilweise mit offenem Munde, in den Strassen stehen; manche rissen sogar den Hut herunter, eine Bezeugung der Ehrfurcht, die ich mit huldvollem Kopfnicken erwiderte.

Am 20. November reiste ich weiter nach Fresnillo, von wo ich endlich wieder einmal recht ansehnliche Aufträge an meine Vorgesetzten senden konnte. Am 22. November musste ich wohl oder übel bei starker Kälte nachts 3 Uhr mein Bett verlassen und um 5 Uhr fuhren wir nach Sombrerete ab. Nach einem trostlosen Frühstück bestiegen wir die Diligencia, die mit 8 Mulas bespannt war. Im ganzen bestand die Gesellschaft der Mitreisenden aus 8 Personen: zwei jungen Mexikanerinnen mit einem männlichen Begleiter aus Kalifornien, vier Handlungsreisenden und einer deutschen Erzieherin, einem unausstehlichen älteren Mädchen, die den an und für sich beengten inneren Raum des Wagens mit einer Guitarre, ausser manchem andern Handgepäck, beeinträchtigte. Thörichterweise deutete ich ihr an, dass ich einige, wenn auch nur geringe Fertigkeit auf der spanischen Zither besässe. Diesen Umstand benutzte die Dame fortgesetzt, mich zum Spielen aufzufordern, vermutlich nur, um bei der Gelegenheit ihre klägliche Stimme hören zu lassen.

Abends, ungefähr eine Stunde vor Sombrerete, wurden die Mulas gewaltsam angehalten, und aus dem Fluchen des Kutschers konnten wir

Reisenden schliessen, dass wir regelrecht angefallen worden waren. Sofort streckten wir fünf Herren unsere Revolver zu den Fenstern ziellos ins Finstere hinaus. Der Lenker unserer Mulas benutzte seine Peitsche in ausgiebigster Weise unter allen möglichen Schwüren in kaum erkenntlichem Spanisch. Der Kalifornier lästerte die Vorsehung in englischer Sprache, während seine beiden mexikanischen Schutzbefohlenen ganz fürchterlich heulten und vergeblich ihre Rosenkränze suchten. Ich selbst bediente mich einiger, in solchen Lagen meiner Ansicht nach erforderlichen Husarenflüche in meiner Muttersprache, während die drei mexikanischen Handelsreisenden in »por vida de Dios« einander überbieten zu wollen schienen. Die deutsche Erzieherin betete: »Komm Herr Jesu, sei unser Gast«, ohne über die erste Zeile hinauszukommen, also den Anfang des protestantischen Tischgebets, mit dem man im Heimatlande täglich tausendfach das Gebot: »Und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten« missachtet. Indessen liefen die Gauner auf und davon, ehe noch ein einziger Schuss gefallen war, vermutlich hatten sie nicht erwartet, den Wagen mit fünf wohlbewaffneten Männern besetzt zu finden. Als ich mir später gestattete, meine Landsmännin darauf aufmerksam zu machen, dass das Gebet, unbeschadet der frommen Absicht, denn doch wohl nicht den Verhältnissen so ganz entsprechend gewesen sei, entgegnete sie verlegen, in der fürchterlichen Aufregung des Augenblicks sei sie ganz kopflos geworden und es sei ihr in der Todesangst nichts anderes eingefallen.

Im Galopp fuhren wir in Sombrerete ein, wo man nach Aufnahme unserer Berichte sofort einen Trupp berittener Soldaten zur Verfolgung der Räuber abschickte; jedoch kehrten sie, vermutlich nach herrlich durchschlafener Nacht, am nächsten Morgen unverrichteter Sache zurück. Sombrerete war wieder ein Bergwerksplatz, die vorhandenen Gruben befinden sich in den Händen von Nordamerikanern, welche sie in mustergültiger Weise auszubeuten verstehen. Somit war Geld unter den Leuten, und ich verkaufte z. B. an einem Tage Waren für mehr als 1300 Doll. In den nächsten Tagen reiste ich über Gutierrez und Pacheco weiter nach Torreon und Lerdo.

Diese ungefähr 10000 Einwohner zählende Stadt ist insofern beachtenswert, als das erste Haus in ihr vor wenigen Jahren errichtet wurde. Da das umliegende Land, das unter dem wenig zutreffenden Namen »laguna« bekannt ist, sich gut für den Baumwollbau eignet und grosse Aehnlichkeit in der Bodenbeschaffenheit und den Luftverhältnissen mit dem Nilthal besitzen soll, konnte Lerdo in aussergewöhnlich kurzer Zeit aufblühen.

Am 30. November kam ich von Torreon nach Durango durch unbebautes Land, eine langweilige Gegend, und stieg dort in einem höchst

mässigen »Grand Hôtel Central« ab. Zu meinem Vorteil fanden sich einige andere Reisende im gleichen Gasthof, mit denen ich am 1. Dezember einen für alle Teile sehr heiter verlaufenden Ausflug in die Umgegend unternehmen konnte. Am Abende desselben Tages war ich leider Zeuge, wie bei einem Stiergefecht ein ungeschickter Torrero aufgespiesst wurde.

Am 5. Dezember langte ich in Escalon an; tags darauf reiste ich in östlicher Richtung nach Sierra Mojada weiter. Der Platz scheint zu den gottvergessensten Flecken auf der Welt zu gehören. Am 8. hatte ich Gelegenheit, die Wohnungen der in der Nähe der Stadt lebenden, in den Bergwerken arbeitenden Indianer zu besuchen. Die Wohnungen dieser unglücklichen Menschen sind lediglich aus Schmutz zusammengebacken und die erforderlichen Löcher mit alten Lumpen zum Schutz gegen die Kälte verstopft; selbstredend entspricht das Innere dem Aeusseren. Ein beachtenswertes Bild! Das also ist die Auffassung der christlichen Nächstenliebe gegen wehrlose Arbeiter in einem mit masslos reichen Kirchen förmlich übersäten Lande!



Korbhändler in Mexiko.

Am 9. traf ich am nördlichst gelegenen Punkte meiner Reise, in Chihuahua, ein. In meiner Erwartung, eine hübsche Stadt, der Einwohnerzahl von 30000 Seelen entsprechend, zu finden, sah ich mich bitter getäuscht. Nichts als die grosse Kirche, die mit einem Kostenaufwande von 800000 Doll. erbaut worden ist, giebt es in der Stadt zu sehen. Diese Summe wurde aufgebracht durch Abgaben auf die Erzeugnisse der in der Nähe der Stadt gelegenen Silbergrube Santa Eulalia.

Von Chihuahua fuhr ich ohne nennenswerten Aufenthalt zurück nach Torreon und weiter in östlicher Richtung nach Treviño; auf dem ganzen langen Wege ist nichts zu sehen als Wüste. Den 12. Dezember verbrachte ich in Monterey, einer sehr ansehnlichen, am Fusse der Sierra Madre belegenen Stadt von vollkommen nordamerikanischem Aussehen. Die heissen Quellen unweit des Ortes sind bekannt; ich benutzte sie zu einem angenehm erfrischenden Bade. Die Reise von Monterey nach Saltillo legte ich auf einem an den Bergwänden aufsteigenden Schienenwege zurück, der zu den vielen wunderbar schönen Eisenbahnen des Landes zählt.

Niemand entgeht seinem Schicksal; in Saltillo traf ich wahrhaftig noch einmal das Kindertheater! »Unwiderruflich zum letztenmal!«

Ich musste südlich, Julia nördlich weiterreisen. Uebrigens machte ihr Vater mir die vorteilhaftesten Anerbietungen, wenn ich mich entschlösse, mit der Truppe als Kassierer und Verbreiter der Anpreisungen reisen zu wollen. Selbstverständlich dankte ich für das in mich gesetzte Vertrauen, bedauerte indessen, infolge meiner laufenden Verbindlichkeiten gegen andere, die mich ehrenden Vorschläge nicht annehmen zu können. Ueberdies würde meine Stimme als Ausrufer vor den Theatern seinen Ansprüchen vielleicht kaum genügt haben. Nichtsdestoweniger brachte ich den Abend in bester Laune teils hinter der Bühne, teils in Julias Ankleideraum in vertraulicher Abschiedsunterhaltung zu.

In Saltillo sollte mir abermals der Beweis erbracht werden, dass die Welt lange nicht so gross ist, wie man in der Heimat annehmen möchte. Ich traf hier Carlos Stephan, einen Herrn, der gemeinschaftlich mit meinem Bruder Egon in dem bedeutenden Ein- und Ausfuhrhause der Herren Schlubach & Co. in Hamburg gelernt hatte.

Am 17. reiste ich, immer in südlicher Richtung, nach Vanegas weiter, das ebenfalls von Silberbergwerken umgeben ist. Von dort fuhr ich mit einer Nebenbahn nach Cedral, dann nach Matehuala, von hier wieder über Vanegas nach Catorce. Die einige Stunden von der Stadt entfernten Bergwerke zählen zu den grössten im Lande; zahllose Gruben und kilometerlange Erdgänge liegen beisammen, der Wasserleitungstunnel der San Augustin-Grube allein führt 3 km in das Bergwerk hinein und ist seiner Zeit mit einem Kostenaufwande von 1 1/2 Millionen Doll. hergestellt worden. Von einem Ende dieses grossartigen Ganges zum andern ist ein schmalspuriges Schienengeleise angelegt, auf dem mit Maultieren gearbeitet wird. In keiner Stadt des ganzen Landes sah ich mexikanische Sitten in ihrer ursprünglichen Reinheit so erhalten, wie in Catorce. Die Stadt verdankt ihren Namen der Entdeckung der Gruben durch eine Räuberbande von vierzehn Leuten. So wie in ziemlich allen Städten des Landes gewährt die Hauptkirche im alten Catorce wiederum einen Anblick, der Mühe wert, tagelang zu reisen, um ihn zu geniessen. Den 21. Dezember widmete ich ganz einem der bedeutendsten Bergwerke, La Luz, dessen Verwalter mich freundlich aufnahm. Ein Führer geleitete mich durch die ganze Anlage. U. a. drangen wir 1250 m in den Berg hinein, um am Ende dieses Ganges 400 m tief in die Erde hinunterzufahren. Ich muss gestehen, dass diese Fahrt nach unten einen ziemlich unheimlichen Eindruck auf mich machte. Alle Maschinen der Anlage wurden durch elektrische Kraft getrieben. Der Führer zeigte mir den angeblich grössten elektrischen Förderer der Welt. Bevor ich diese in hohem Grade sehenswerte Zeche verliess, wurde ich noch einmal zum Verwalter, einem Nord-Amerikaner Mr. Coghlan, geführt, der mich in einem mustergültig nach

englisch-amerikanischem Geschmack eingerichteten Zimmer zu einer Flasche Wein mit Cigarren einlud. In diesem Raume stand ein herrlicher Steinway-Flügel, auf dem Mr. Coghlan meisterhaft die Tannhäuser-Ouverture spielte.

Am Nachmittag kehrte ich zur Haltestelle zurück. Der Inhaber der Wirtschaft am Bahnhof war ein Deutscher, und voll von den an diesem denkwürdigen Tage empfangenen Eindrücken, trank ich ihm so lange zu, bis wir alle beide uns mit einem Rausch ins Bett legen mussten. Das kommt davon, wenn zwei Deutsche sich in Catorce treffen!

Am 22. Dezember reiste ich weiter nach San Luis Potosi, der Hauptstadt des ebenso genannten Staates. Hier wohnte ich einem mässigen Stiergefecht bei und am 23. in aller Frühe begab ich mich auf die Reise nach Tampico, lediglich zu meinem Vergnügen. Ich meinte, mir dies auf Grund meines an und für sich schon ganz ansehnlichen Gehalts, das mir von meinen Vorgesetzten ganz unerwartet für die Reisezeit verdoppelt worden war, zur bevorstehenden Weihnachtsfeier erlauben zu dürfen.

Obgleich ich während meiner bisherigen Reise recht verwöhnt war durch ganz hervorragend grossartige Landschaftsbilder, fühlte ich mich doch noch aufnahmefähig für ein Mehr, sodass ich mir zutraute, die »Mexikanische Schweiz« unbeschadet mitnehmen zu können.

Der Weg zieht sich von San Luis Potosi aus 1900 m Höhe über dem Meere langsam hinunter an die See durch Schluchten, über Erdstufen der denkbar wildesten Art mit dem Pflanzenwuchs des heissen Klimas, durch Kaffee- und Zuckerfelder von riesenhafter Ausdehnung, durch Urwälder und ungeheure Anpflanzungen von südländischen Früchten. Förmliche Klippen überragen den Schienenweg und Bäume mit riesenhaften Kronen sind teilweise überwuchert von zahllosen Orchideen; darunter stehen Kaffeebäume mit ihren immergrünen lederartigen Blättern und ihren dunkelroten Beeren. Nun noch die Bahn selbst, die ich unter mir tiefer und tiefer in dreimaligen Windungen sah, auf denen ich wenige Minuten später entlang zu fahren hatte: das alles zusammen ist ein Anblick, wie er in Europa ähnlich nicht zu finden ist.

Am 24. war ich wieder in San Luis Potosi und fand mich, getroffener Verabredung zufolge, mit Herrn Stephan zusammen, der mich bei seinem Onkel, Herrn Schröder, einführte. Herzlich aufgenommen, verlebte ich den Weihnachtsabend in der Schröder-Petersen'schen Familie. Es war dies um so angenehmer und freudenreicher, als mir nach den im Uebermass genossenen Natureindrücken endlich ein Stück Familienleben, das an die Heimat erinnerte, zum Bedürfnis geworden war. Mein Wunsch wurde aufs schönste erfüllt. Ich sah in dieser Familie den Tannenbaum und die Tische für die Kinder, als ob man es dem Elternhause abgesehen hätte,

hergerichtet. Gerade wie in Hamburg sprachen die Kinder ihre Weihnachtswünsche in Versen aus. Eltern und Kinder waren glücklich und ich mit ihnen. Auch mir, dem Fremdling, wurde eine hübsche Aufmerksamkeit zuteil, und ähnlich wie in der Heimat, gab es am Abend Austern und Schaumwein. Ich verabschiedete mich erst nach Mitternacht dankerfüllten Herzens.

Auf dem Wege nach Hause konnten Stephan und ich noch die »misa del gallo«*) hören und am 25. mittags fuhr ich weiter nach San Felipe,



Todesstätte des Kaisers Maximilian bei Queretaro (Mexiko).

wo ich vorerst als zweite Weihnachtsfreude einige Kilo Zeitungen, sowie viele Briefe aus Europa fand.

Am 26. war ich in Dolores Hidalgo und hatte hier zum erstenmal Gelegenheit, mich mit den Geheimnissen einer mexikanischen Spielhölle bekannt zu machen. Es ist mir vollkommen unverständlich, wie das Spiel auf denkende Menschen anregend wirken kann. Ich verweilte nahezu eine Stunde in den Räumen, ohne die geringste Lust zu empfinden, auch nur 2 Doll. zu setzen, dagegen kaufte ich mir auf dem Wege nach Hause als Belohnung für bewiesene Standhaftigkeit, die, genau genommen, mangels vorhandener Versuchung keiner Ver-

*) Christmette.

gütung bedurfte, eine Kiste besonders guter Cigarren. Alsdann fuhr ich über Celaya, Salvatiera und Apaseo nach Queretaro, einer hübschen Stadt, die auf mich den vorteilhaftesten Eindruck machte. Sobald meine Zeit es mir erlaubte, ritt ich hinaus nach dem Hügel »de las campanas«, an dem am 19. Juni 1867 der Erzherzog Maximilian Ferdinand Joseph von Oesterreich mit seinen beiden Generalen Miramon und Mejia erschossen wurde. Dort stehen drei Säulen zur Erinnerung an das Ereignis. Unweit dieser Stelle befindet sich ein kleines Museum, wo u. A. der leere Sarg aufbewahrt wird, in dem man den Kaiser in das Kloster von Queretaro brachte. Noch heute spricht man im ganzen Lande mit Liebe und Achtung vom »emperador que quizo lo mejor«,*) der indessen die politischen Neigungen der freien Mexikaner nicht zu den seinigen machen konnte.

Den 1. Januar verlebte ich in Juan del Rio. Kurz vor Mitternacht stieg ich, zufrieden mit meiner Reise und meinen Erlebnissen, in bester Stimmung in ein Bett der Pulman-Palace-Sleeping-Car, bis mich am 2. Januar morgens, als wir in Cuautitlan hielten, der schwarze Diener weckte. Um 7 Uhr lief der Zug in den Bahnhof der Stadt Mexiko ein, an dem mich trotz der frühen Morgenstunde meine beiden Vorgesetzten wie einen Bruder nach langer Abwesenheit empfingen.

Das ist meine Reise durch das nördliche Mexiko.

Ich hatte keine Zeit zu verlieren. Meine Brodtherren waren sowohl von Hamburg, als auch von mir während meiner Abwesenheit brieflich unterrichtet, dass ich wenige Tage nach meiner Ankunft die Stadt verlassen müsse, und ich traf somit schon in den nächsten Tagen alle Vorbereitungen zu meiner Abreise durch das südliche Mexiko über Oaxaca nach dem Golf von Tehuantepec, von dem ich mit erster Gelegenheit nach San Francisco und weiter über die Sandwichinseln und Apia vorerst nach Neu-Seeland reisen wollte.

Von meinen Vorgesetzten wurde ich bis zum letzten Tage nicht als Angestellter, sondern wie ein alter Freund behandelt. Während meines Aufenthalts in Mexiko, also seit Anfang April 1895, hatte ich nicht ein einziges Mal nötig gehabt, von dem mir bei meinen Vorgesetzten eingeräumten offenen Guthaben Gebrauch zu machen. Dagegen wies meine Barschaft bei meiner Abreise aus der Stadt Mexiko gegen den Restbestand zur Zeit meiner Ankunft vor 9 Monaten einen Ueberschuss von 805 Mark auf, trotzdem ich, wenigstens in den letzten 5 Monaten, überaus behaglich gelebt hatte, soweit überhaupt von einem behaglichen Leben die Rede sein konnte.

Von dem erwähnten Mehr sandte ich 600 Mark nach Hamburg zur Verbesserung meines »Schulden-Grundvermögens«. Ueber dieses möchte

*) Der Kaiser, der das Beste wollte.

ich kurz Folgendes berichten. Seit meiner und meiner Brüder frühester Kindheit hatte mein Vater für zweckmässig erachtet, uns bei jeder feierlichen Gelegenheit, wie z. B. zu Weihnachten, zum Geburtstage und dergl. kleine Beträge in die Sparkasse eintragen zu lassen. Mit der Verechnung in den Büchern wurden wir derartig vertraut gemacht, dass jedem von uns das eigene Sparkassenbuch ein liebes und wertes Eigentum bildete.

Als wir allmählich den Kinderjahren entwuchsen, erklärte man uns, dass, falls wir in späteren Jahren Schulden mit Dritten vereinbaren würden, diese selbstverständlich bezahlt werden sollten, soweit deren Ordnen die Lebensgewohnheiten der Eltern und Geschwister nicht beeinträchtigen könne, dass unter allen Umständen aber erst das Schulden-Grundvermögen des Betreffenden geopfert würde, bevor die elterliche Hilfe in Anspruch genommen werden solle. Unter diesen Umständen hatte mein Vater ganz richtig gerechnet, dass wir eher auf manche Freude verzichten, als unser uns ans Herz gewachsenes Sparkassenbuch angreifen würden. Bei meiner Abreise aus Hamburg belief mein Guthaben sich auf nicht volle 3000 Mark; ich war daher recht erfreut, es um 20 v. H. vergrössern zu können. Uebrigens war es bis jetzt weder für mich, noch für meinen Bruder in Honduras besonders schwierig gewesen, keine Schulden zu machen, weil meinem Bruder ebenso wie mir im Auslande gleich ein offenes Guthaben gewährt worden war.

Aber auch in dieser Beziehung hatte mein Vater sich in der Annahme nicht verrechnet, dass unbegrenztes Vertrauen, selbstverständlich bei sparsam veranlagten jungen Leuten, eher gegen Ausschreitungen schützen würde als bestimmt gemessene Zuschüsse. Uebrigens hatte mein um zwei Jahre jüngerer, indessen in jeder Beziehung befähigterer Bruder verstanden, in einem Jahre mehr zu erübrigen als ich. Er hatte sein bei seiner Abreise aus Hamburg 2600 Mark betragendes Vermögen in einem Jahre, also bis zu seinem 19. Geburtstage, auf 4000 Mark bringen können, dadurch, dass er Gelegenheit fand, der väterlichen Handlung eine ansehnliche Zahl von Kunden in Mittelamerika gegen Vermittlungsgebühr von 4 v. H. der Umsätze zuzuführen. Daneben hatte er einen kleinen Ein- und Ausfuhrhandel mit Goldwaren und Opalen unter der Hand betrieben, sowie kleine Wechselgeschäfte gemacht, derart, dass er auf Hamburg Beträge von bescheidenem Umfange in Uebereinstimmung mit seinem Vermögen abgab und mit Gewinn nach New York an Kunhardt & Co. entsprechende Wechsel einsandte.

Um unter uns beiden Brüdern einen lebhaften Briefwechsel aufrecht zu erhalten, war in Hamburg die Vorkehrung getroffen, dass von dort aus die Abzüge aller Briefe an mich nach Honduras und die Abdrücke aller Schreiben dorthin an mich geschickt wurden, ebenso sandten mein Bruder und ich uns gegenseitig Abzüge aller für Deutschland bestimmten Briefe.

Vor der Hand war ich verpflichtet, für die väterliche Firma, in der ich meine Lehrjahre zugebracht hatte, nach Wellington (Neu-Seeland) zu reisen, um dort verschiedene Unregelmässigkeiten zu ordnen. Ich erhielt freie Reise von Mexiko über San Francisco, Sandwich Islands und Samoa, ausserdem 5 v. H. aller durch mich in Wellington und Napier einzuziehenden Gelder. Da somit die Reise über Oaxaca, also nach dem südlichen Teile des Landes, nicht mit in den Leitgedanken meiner freien Reise aufgenommen war, musste ich die Mehrkosten dieses Ausfluges wohl oder übel von meinen eigenen Ersparnissen bestreiten. Anlass zu diesem mehrfach erwähnten Abstecher nach dem Süden bot mir die Einladung des Herrn Guido Richter, auf seinen Kaffeeanpflanzungen südlich von Oaxaca einige Wochen zu verbringen. Wenn mir statt der Wochen auch nur wenige Tage zur Verfügung standen, wollte ich die Gelegenheit doch nicht vorübergehen lassen den herrlichen Süden Mexikos kennen zu lernen.

XII. KAPITEL.

Von Mexiko nach San Francisco.

Am 7. Januar 1896 reiste ich nach herzlichem Abschied von meinen gewesenen Vorgesetzten mit Herrn Richter von Mexiko ab. Auf der Fahrt nach Puebla konnte ich bei vollkommen klarem Wetter den Popocatepetl mit seiner über 1000 m hohen schneebedeckten Spitze besser von mehreren Seiten in Augenschein nehmen als zuvor. Um von der Grossartigkeit dieses seit 200 Jahren erloschenen feuerspeienden Berges einen Begriff zu geben, sei erwähnt, dass er sich 4200 m frei aus dem Hochlande von Morelos zu einer gesamten Seehöhe von 5452 m erhebt. Immerhin erschien mir der Citlaltepetl, den ich bei Gelegenheit meiner Reise von Veracruz nach Mexiko erwähnte, durch Höhe, Form und Umgebung noch grossartiger als der Popocatepetl. Vergleichsweise bemerke ich, dass die Seehöhe des Mont Blanc 4810 m beträgt.

Am Abend des genannten Tages kamen wir in Puebla, der ältesten Stadt des Landes, an. Richter und ich stiegen in einem selbst europäischen Ansprüchen genügenden Gasthofe ab und benutzten den Abend zu einem herrlichen Spaziergang auf der Plaza.

Den 8. Januar reisten wir weiter nach dem Süden. Allmählich erkannten wir an dem den Schienenweg umgebenden Pflanzenwuchs unsern Eintritt in die heisse Zone. Die Vorboten bildeten wie gewöhnlich vereinzelte Palmen, dann folgten Wälder von wilden Bananen, weiter südlich Hochwald mit Schlingpflanzen und Orchideen in allen Farben, und ehe wir uns dessen versahen, fanden wir uns umgeben von der unvergleichlichen Natur des heissen Erdgürtels. Dementsprechend wechselte die Luftwärme sehr schnell. Während uns morgens fror, schwitzten wir mittags um die Wette. An einen derartig schnellen Wechsel war ich übrigens gewöhnt. Auf meiner Reise von der Stadt Mexiko, die auf einer Seehöhe von

2265 m liegt, hatte ich mich während der Monate August bis Januar unausgesetzt auf und nieder zu bewegen zwischen 10 m (Tampico), 1150 m (Gudalajara), 2450 m (Zacatecas) und 2700 m (Cordillera); aus diesen Höhenunterschieden ergiebt sich die Abwechslung in den Wärmegraden von selbst. Ueberdies liegt Oaxaca ebensoweit südlich von meinem nördlichsten Aufenthaltsort Chihuahua wie Neapel von Berlin.

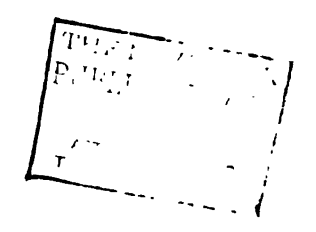
Die schmalspurige Puebla-Oaxaca-Bahn gehört wiederum ohne alle Frage zu den schönsten der Welt. Ebenso wie auf früher beschriebenen Bahnen, haben die Züge sich auf teilweise ausserordentlich kunstvoll angelegten Schleifen aufwärts zu schlängeln; Aussichtspunkte von unvergleichlicher Schönheit werden dem Reisenden im Ueberfluss geboten. Der Pflanzenwuchs in den Bergen besteht zum grössten Teil aus den für Mexiko bezeichnenden Kaktuspflanzen verschiedenster Art von $^1/_2$—6 m Höhe; sie stellen sich dar als ungeheure Kugeln, vieleckige Säulen oder Büsche mit blattartig verbreiterten, einfachen oder gegliederten Aesten, als langgestreckte kriechende oder kletternde Schlangen, als binsenartige oder belaubte Sträucher, oft mit grossen farbenprächtigen Blüten bedeckt. Mehrfach hatte die Bahn wilde, aber auch malerische Waldbäche zu überschreiten, um sich später wieder in ganz engen Bergschluchten zu verlieren. Ohne jegliche Spur von Ermüdung langten wir nach einer Reise von 14 Stunden in Oaxaca an. Männer und Frauen kleiden sich hier ganz anders als im nördlichen Mexiko. Beide gehen barfuss, wenigstens geringere Leute, sie zeichnen sich dagegen vor den Nordmexikanern durch eine Art weisser Weste, sowie durch ein Kopftuch von derselben Farbe aus.

Um 11 Uhr ritten Richter und ich nach Tule, um den anerkanntermassen grössten Baum der Welt in Augenschein zu nehmen. Unterwegs machte mich Richter auf die mir neue Cochenille-Zucht aufmerksam. Das Uebersetzen der eben ausgekrochenen, noch beweglichen Larven auf andere Sträucher, sowie die Pflege der Weibchen erschienen mir viel Sorgfalt und Sachkenntnis zu erfordern.

Der Riesenbaum steht in einem ummauerten Garten neben einer kleinen Kapelle und gehört offenbar in die Familie der Cedern. Er wird auf ein Alter von 4000—5000 Jahren geschätzt, war also zur Zeit Abrahams und Isaaks ein alter Knabe von ungefähr 500 Jahren. Ich brauchte 72 Schritte, um hart neben dem Stamm um ihn herumzugehen; in der Krone würden mehrere kleine Häuser Platz finden. Die Indianer verehren diesen Baum als Heiligtum, und es hat sich natürlich eine ganze Reihe von Sagen um dieses Naturwunder gebildet. Alexander von Humboldt besuchte den Baum im Jahre 1803; es findet sich eine von ihm in die Rinde geschnittene Widmung, die ich indessen kaum mehr entziffern konnte, weil sie im Laufe der nahezu hundert Jahre fast gänzlich verwachsen ist.



Mexiko. Der Riesenbaum bei Tule.



Zu meinem ausserordentlichen Bedauern fand Richter bei unserer Rückkehr nach Oaxaca eine Drahtnachricht, derzufolge er sofort auf seine Pflanzungen abzureisen hatte. Somit hatten wir keine Zeit, nach Micotlan zu reiten, um die dortigen berühmten Ueberreste aztekischer Baukunst zu besuchen. Dieser Ausfall berührte mich um so schmerzlicher, als ich mir im Sommer des vorigen Jahres die Mühe genommen hatte, mich durch Bücher mit den im höchsten Grade sehenswerten Ueberresten der Totenstadt der Azteken bekannt zu machen. Micotlan liegt im Bezirk Tlacolula, zwei Tagereisen zu Pferde von Oaxaca. Die Ueberreste zweier Tempel und vier grosser palastartiger Anlagen hätte ich gern in Augenschein genommen.

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens erwähnt, dass die Azteken keineswegs, wie in Europa vielfach angenommen werden mag, durch Hernando Cortez während der Eroberung des Landes von 1514—1540 vom Erdboden vertilgt worden sind. In der Mehrzahl aller Mexikaner der Gegenwart fliesst Aztekenblut. Manche schöne junge Mexikanerin hat ihre kleinen Hände und Füsse, ihre mandelförmigen Augen viel weniger den spanischen Vorfahren, als der aztekischen Urahne zu verdanken.

Am 10. Januar fuhren wir in einem guten Wagen aus Oaxaca ab. Zuerst bewegten wir uns durch das überaus reiche weitgestreckte Thal; es ist in der Geschichte dadurch berühmt, dass Karl V. im Jahre 1525 Cortez zum Marquis del Valle de Oaxaca ernannte.

Den ersten Aufenthalt nahmen wir in Ocotlan, wo gerade Markttag war. Käufer und Verkäufer bestanden nahezu ausschliesslich aus Indianern, die kein Wort spanisch verstanden. Man handelte vorzugsweise um Zuckerrohr, Obst, Thonwaren, Mais und Bohnen. Für den Wert von 5 Pfennigen kaufte ich mir eine Ananas von ungewöhnlicher Grösse und Güte.

Unsere Absicht, am selben Tage weiter zu fahren, sahen wir leider dadurch vereitelt, dass unser Maultiertreiber sich in den Marktfreuden einen ganz ungeheuren Haarbeutel zugelegt hatte. Am Nachmittag kam ein Herr Backmeister, Bautechniker, in Ocotlan an, dessen heitere Gesellschaft uns den Abend verkürzte.

Von hier reisten wir nach Ejutla und fühlten uns am Morgen des 12. Januar in dem Masse gestärkt, dass wir schon in aller Morgenfrühe, bei sternenklarem Himmel und ganz kleiner Mondsichel, nach Miahuatlan weiter fuhren. Von Oaxaca hatte der Weg uns ausschliesslich zu Thal geführt; von Miahuatlan ab sollten wir indessen erfahren, dass wir uns der eigentlichen Cordillera näherten. Gegen 11 Uhr verliessen wir bei einer kleinen »fonda« *) den Wagen.

---

*) Gasthaus.

Unsere Tiere waren bereits an Ort und Stelle angekommen, somit setzten wir uns nach einem dürftigen Mittagessen in den Sattel. Zwei Stunden ritten wir durch die glühende Mittagshitze in der Ebene, bis wir die Ausläufer der Sierra erreichten.

Bald führte der Weg uns durch Tannen- und Eichen-Wälder recht steil hinan auf einen Berg, von dessen Gipfel wir rückwärts auf das mächtige Thal von Oaxaca eine wunderbare Aussicht genossen. Weiter und weiter ging's; immer grossartiger und wilder wurde der Pflanzenwuchs. Die Sierra fand ich dicht bewaldet und von überaus malerischen Schluchten und Bächen durchzogen. Die Wege liessen in keiner Weise zu wünschen übrig. Eine Stunde vor Sonnenuntergang ritten wir durch die Wolken, die uns für eine geraume Zeit vollständig einschlossen, bis sich uns ein so herrliches Naturschauspiel bot, wie ich es ähnlich nie gesehen habe und schwerlich wieder sehen werde. Die tiefrot untergehende Sonne konnte ihre Strahlen nicht durch, sondern nur gegen die Federwolken senden, und dadurch erschien uns die ganze mächtige Sierra, soweit wir sie überblicken konnten, wie mit einer glühenden Masse von loser Watte bedeckt. Es war ein wunderbarer Anblick, diese mächtigen tiefdunkeln blaugrünen Bäume in dieser Weise von den scheinbar glühenden, einem zweiten Gebirge gleichenden Wolken gewissermassen erdrückt zu sehen.

Gegen 7 Uhr, also nachdem wir uns ungefähr 14 Stunden unterwegs befanden, erreichten wir San José Pacífico. In einer kleinen Hütte fanden wir Unterkunft. Der Wechsel in den Wärmegraden war wieder recht empfindlich. Unter der Mittagssonne in der Ebene war die Hitze, nach meiner Schätzung ungefähr + 36 ° R., nahezu unerträglich, während wir in der Nacht auf den Strohmatten die Empfindung hatten, dem Erfrieren nahe zu sein. Mit Sonnenaufgang setzten wir unsere Reise fort und konnten bald am Ende des Gesichtskreises den Grossen Ozean erkennen. Um 11 Uhr waren wir auf dem höchsten Punkte, Rancho Simon, von ungefähr 2900 m Seehöhe, angelangt. Der Rancho war umgeben von Tannen und Eichen, die zu meinem Erstaunen auf dieser Höhe mit herrlich blühenden Orchideen bewachsen waren. Ueber San Pedro del Alto gelangten wir an die Caida del Diablo. Der Name war zutreffend für die Art des Abstieges in die Tiefe, der steil über steinigen Boden in eine Schlucht hinunterführte. Natürlich konnte von Reiten keine Rede mehr sein; wir waren gezwungen, während drei langer Stunden jeder sein Pferd neben sich her zu leiten. Die Tiere, denen der Abstieg nicht fremd zu sein schien, benahmen sich tadellos, indem sie ihre Füsse ohne jede Spur von Erregung derartig zu stellen wussten, dass sie, ohne uns zu belästigen, mit bewundernswerter Sicherheit viel mehr abwärts glitten als schritten.

Unten angekommen, fühlten wir uns überanstrengt; es bedurfte einer langen Rast, ehe wir den Weg durch herrlichen Wald an den Fluss Caballito fortsetzen konnten. Nach einer abermaligen Ruhepause nahmen wir ein ungemein wohlthuendes Bad, um darauf, herrlich erfrischt, wieder aufzusitzen. Als wir nach dem Bade mit dem Ankleiden beschäftigt waren, bemerkten wir kaum 40 m von uns entfernt ein gelbes Affenweibchen, das mit einem Jungen behutsam vom Baum ans Wasser stieg, um den Sprössling regelrecht zu waschen.

Bald erreichten wir die erste Kaffeefinca,*) die wir durchritten, um wieder in ein neues Gebirge zu gelangen. Ueppig wucherndes Grün bedeckte die Berge, und Farne, so schön und mächtig, wie ich sie früher niemals gesehen, standen zu beiden Seiten des Weges. Ich unterschied Baumfarne mit ihren grossen, weit ausgebreiteten Blättern und schlanken Stämmen von 8 oder 10 m Höhe. Die heisse, feuchte Treibhausluft, also der Dunstkreis, dem diese aussergewöhnlich grossen Baumpflanzen ihre ausnehmend reiche Entwicklung verdanken, erinnerte mich an die Fieberwärme von Guayaquil. Allmählich gelangten wir wieder in die Wolken. Gegen 6 Uhr erreichten wir Pluma, die Mitte des alten Kaffeebezirks.

Tags darauf sattelten wir und ritten weiter; wir verliessen, einen kleinen Seitenweg nehmend, den camino real,**) der nach Pachutla führte. Der Pflanzenwuchs gestaltete sich immer üppiger. Unser Weg führte durch unbedeutende cafetales,***) bis wir schliesslich in einen dichten Urwald einzogen. Richter und ich waren dem Führer mit den Gepäcktieren voraus geritten, da mein Hamburger Freund behauptete, den Weg so genau zu kennen, dass ein Verlieren desselben unmöglich sei. Nach einer halben Stunde erreichten wir einen kleinen Fluss, an den wir planmässig nicht kommen sollten; also hatten wir uns dennoch im Urwalde verirrt. Selten im Leben habe ich guten Rat so teuer gefunden wie in dem Augenblick, als ich unsere und unserer Pferde Spiegelbilder in dem Flusse sah. Wir versuchten, auf andern kleinen Wegen weiter zu gelangen, jedoch erwiesen sich alle Anstrengungen dem dichten Pflanzenwuchs gegenüber als erfolglos. Trotzdem Richter und ich nicht zu den zartbesaiteten Gemütern zählen, hatte sich uns beider doch schliesslich ein Gefühl äusserster Unbehaglichkeit bemächtigt. Wir hielten es nach längerer Beratung für das Richtigste, uns zu trennen, derart, dass jeder für sich einen Ausweg aus unserer Notlage suchen solle. Zu meiner grossen Freude erblickte ich bald einen Rancho und rief mit aller meinen Stimmbändern zu Gebote stehenden Macht nach Richter, der auch

---

*) Kaffeebesitzung.

**) Landstrasse.

***) Kaffeepflanzungen.

in nicht allzu langer Zeit neben mir stand Wir versuchten den Rancho zu erreichen. Mit Hilfe unserer Machetes, des für derartige Zwecke bestimmten, 80 cm langen, breiten Messers, bemühten wir uns, durch das Dickicht zu dringen, eine Arbeit bei + 30° R. im Schatten, zu der sich niemand leicht verstehen wird, den nicht dringende Not treibt. Nach 1 1/2 Stunden erreichten wir den Rancho, dessen Bewohner, ein Indianer, wie vorauszusehen war, uns nicht verstehen konnte, bis es uns endlich gelang, ihm durch Zeichen begreiflich zu machen, dass wir den Weg verloren hätten. Darauf führte er uns auf seinen Schleichpfaden, die andere Sterbliche kaum bemerkt haben würden, auf die richtige Strasse zurück.

Als wir glücklich wieder im Sattel sassen, suchten wir unsere Führer mit den Gepäckmulas so schnell wie möglich wieder einzuholen. Inzwischen führte der Weg wiederum durch prächtige Wälder von Farnen und Bananen, auf denen wilde Vanille mit ihren filzig behaarten Luftwurzeln und andere Orchideen wucherten. Gegen Nachmittag ritten wir an der Finca des Herrn von Brandenstein, eines Nachbarn Richters, vorüber. Wir wurden angerufen von zwei Herren, die ich später als Herrn von Thaden und Herrn Hoffmann kennen lernte; sie luden uns zu einer recht willkommenen Mahlzeit von Eiern und Reis ein. Herr von Brandenstein wurde erst in einigen Tagen von Oaxaca zurückerwartet. Mit den beiden genannten Herren ritten wir weiter zum Cafetal »Alemania« von Guido Richter. Nachdem wir einen kleinen Fluss und ein herrliches Stück Urwald durchquert hatten, erforderte es eine weitere Stunde, bis wir die Anhöhe, auf der die Wohnhäuser der Alemania standen, erreichen konnten. Unten angekommen, zogen wir unsere Revolver aus dem Gürtel und feuerten einige Begrüssungsschüsse in die Luft ab, die oben in gleicher Weise erwidert wurden. Zu unserm Willkommen wehte auf dem Hügel neben der mexikanischen die deutsche Flagge.

Das eigentliche Wohnhaus liegt, wie bemerkt, auf einer Anhöhe, deren Gipfel nach allen Richtungen eine herrliche Aussicht nach den umliegenden Bergen bietet. Es hat einige Aehnlichkeit mit einem hannoverschen Bauernhause und enthält, ausser einem weitläufigen Bodenraum, fünf Zimmer. Diese mitten in der Wildnis gelegene Wohnstätte kann selbstverständlich keine europäischen Polsterstühle und dementsprechenden Hausgeräte aufweisen, vielmehr finden sich überall gebogene Wiener Stühle und Tische sowie andere Geräte, die, den Witterungsverhältnissen angepasst, den Aufenthalt anheimelnd und behaglich gestalten. Der Nebenbau enthält Gerätestuben, Küche, Bäckerei und dahingehörende Räumlichkeiten. An diese beiden Hauptgebäude schliessen sich die Arbeiterhäuser an, die, alle in einer Reihe errichtet, ein förmliches Dorf bilden. Hinter den Pflanzungen liegt der Urwald, von dem nach und nach ein Stück nach

dem andern niedergelegt und mit Kaffee bepflanzt wird. Vorläufig war Platz genug vorhanden, um einige Millionen Bäume unterzubringen. Wenig unterhalb der Spitze des Hügels befinden sich die Trockenplätze, sowie Schälmaschinen, die durch Wasserdruck in Betrieb gesetzt werden. Mein Freund Richter arbeitet durchschnittlich mit 180 Indianern, und dabei zählte der Besitzer all dieser Herrlichkeiten nicht mehr als 23 Jahre und wenige Monate; neben ihm erschien ich mir noch recht unerfahren. Aber nur einem so umsichtigen und thatkräftigen Manne wie Richter, der sich ganz seiner Aufgabe widmet, ist es möglich, die leicht ersichtlichen Schwierigkeiten, die der Besitz einer derartigen Pflanzung in der Wildnis mit sich bringt, mit glänzendem Erfolge zu überwinden.

Zu den erwähnten Herren gesellte sich noch der erste Verwalter, ein Herr Taaks; wir fünf unterhielten uns vorzüglich. Von besonderem Reiz war für mich, die Berichte der Herren über Mexiko und zumal Anpflanzungen aller Art zu hören. Merkwürdig, ebenso wie ich in Asuncion viele Leute getroffen hatte, die sich, in Ermangelung geistiger Anregung, mit der Philosophie des Buddha beschäftigten, so sah ich bei diesen Herren als vornehmlichen Lesestoff die Schriften von Spinoza, Kant, Schopenhauer und Hartmann.

Am Abend des 15. spielten wir, wie es unter Deutschen kaum anders denkbar ist, einen ausserordentlich gemütlichen Skat unter Begleitung einer recht guten Schweizer Spieluhr. In der frühesten Morgenstunde des 16. genoss ich ein herrliches Bad unter einem Wasserfall nahe dem Hügel, dann begab ich mich mit Richter auf einen langen Spaziergang durch seine Anpflanzungen. Ein derartiger Ausflug unterscheidet sich in mancher Beziehung von einem Rundgang durch die Felder unserer deutschen Landwirte. Zuerst wurden die Revolver aufmerksam geprüft, sodann ergriffen wir beide jeder einen grossen Machete, um uns, wenn nötig, den Weg durch das Dickicht zu schlagen. Uebrigens gilt dieses Waldmesser auf der Alemania auch als Waffe gegen den Ozelot, den Puma und die Königsschlange, Tiere, die in den Pflanzungen häufig gesehen, hin und wieder auch erlegt werden.

Obgleich ich im Lande bis zur Höhe von ungefähr 2000 m viele Arten Kolibris bemerkt hatte, erschien es mir auf der Alemania und deren Umgebung von diesen reizend gefiederten »humming birds« mehr verschiedene Arten zu geben als in den übrigen Teilen Mexikos. Richter versicherte mich, dass allerdings zahllose Arten südlich von Oaxaca teilweise sesshaft seien, teilweise als Zugvögel dort zweimal im Jahre Aufenthalt nähmen.

Am Nachmittag erhielten wir Besuch aus den Nachbarpflanzungen. Die neuen Ankömmlinge sowie wir fünf Hausgenossen legten uns in die neben den Gebäuden angebrachten Hängematten oder in grosse Schaukelstühle und plauderten behaglich miteinander. Unter dem klaren Stern-

himmel hatte sich abends eine herrliche Kühle über die ganze Landschaft verbreitet. Richter spielte mit Fertigkeit recht hübsch auf der Violine, während seine Gäste deutsche oder spanische Lieder sangen.

Nach dem Fahrplan sollte der nach San Francisco bestimmte Dampfer den Hafenplatz Puerto Angel am 18. Januar anlaufen, somit musste ich zu meinem aufrichtigen Bedauern die Alemania Tags vorher verlassen. Nachmittags 2 Uhr bestiegen Richter, Hoffmann und ich die Pferde, nachdem die Packtiere schon zeitig am Morgen befördert worden waren. Unser vorläufiges Ziel war Huatulco. Während Richters Cafetal noch 600 m Seehöhe aufzuweisen hat, liegt letzterwähntes Dorf nur einige 30 m über dem Meere. Wir hatten unter grosser Hitze zu leiden. Als wir an dem alleinigen Gasthof des Ortes, der, nebenbei bemerkt, nur ein Zimmer besitzt, absteigen wollten, eröffnete man uns, dass vor einer halben Stunde ein Reisender in diesem einen Zimmer am gelben Fieber gestorben sei und die Leiche sich noch dort befinde. Wir waren daher gezwungen, in einer Lehmhütte zu übernachten. Des Ungeziefers halber konnten wir trotz der am Tage ausgestandenen grossen Unbehaglichkeit an ein Ablegen der Kleider nicht denken; wir verbrachten somit eine recht trostlose Nacht. Mit Sonnenaufgang ritten wir ab nach Pachutla. Allmählich schwand alle Naturschönheit; langsam gelangten wir in das trockene Küstengebiet. Gegen 10 Uhr erreichten wir das Ziel unserer Reise, ein trauriges Nest, in dem dennoch zwei deutsche Kaufleute ansässig sind. Sie unterhalten ihre Handlungen nahezu allein für die Cafeteros. Zu meinem Verdruss war der erwartete Dampfer bei unserer Ankunft noch nicht als in Sehweite angezeigt, vielmehr wurde die ihn verheissende Flagge erst gegen die Mittagsstunde aufgezogen.

Der 19. Januar in Pachutla zählt zu den wenigst angenehmen Tagen, die ich im Lande zubringen sollte. Am Morgen des 20. ritten Richter, Hoffmann und ich 1½ Stunden nach Puerto Angel hinunter. Mein letzter Ritt in Mexiko war zugleich der unschönste von allen. In den trockenen Monaten ist der an und für sich spärliche Pflanzenwuchs nahezu verdorrt.

Vereinzelte Fischerhütten an einer kleinen malerischen Bucht — das ist Puerto Angel. Der Dampfer lag im offenen Meer. Nachdem wir einer Kaffeeverschiffung zugesehen hatten, nahmen wir ein erfrischendes Bad. Hierauf wurde ich einem Herrn Robert Langner, dem deutschen Konsul in Tehuantepec, vorgestellt. Er war mit dem Dampfer angekommen, der mich weiterführen sollte. Herr Langner ist Hamburger und erzählte mir, dass er einen grossen Teil seiner Kindheit mit dem älteren Bruder meiner Mutter verlebt habe: ein neuer Beweis, dass die Erde nicht unermesslich gross ist, da man selbst in diesem entlegenen Fischerdorfe Leute findet, mit denen man auf die eine oder die andere Weise in nahen heimatlichen

Beziehungen steht. Der »capitan del puerto«*) lud uns alle zum Frühstück ein. Nachmittags begab ich mich an Bord der »Barracouta«, begleitet von Richter, Hoffmann und Eckstein. Ich kann nicht leugnen, dass ich mich heimatlich berührt fühlte, als ich wieder das Meer sah und das Deck eines Schiffes unter meinen Füssen hatte. Um 5 Uhr reisten wir ab, nachdem Richter und ich auf das Herzlichste Abschied voneinander genommen hatten.

In der Barracouta fand ich nicht mehr als einen kleinen Küstendampfer, der mich nur bis Acapulco führte. Dort blieb ich der ausserordentlichen Hitze wegen nur zwei Stunden an Land, um mir die bemerkenswert schönen Kokoswälder anzusehen. Die Festung aus der Zeit der Spanier hatte für mich weniger Reiz. Am 21. wurden wir Reisenden an Bord der »San Juan« geschafft, eines ebenso kleinen Dampfers mit einer wenig angenehmen Reisegesellschaft. Auch hier befand sich ein Hamburger an Bord, Herr Richard Rönsch. Am 25. warfen wir Anker in Mazatlan, einer kleinen, wohlhabend erscheinenden Stadt. Ich bummelte zwei Stunden durch die Strassen und nahm sodann Abschied von Mexiko, einem Lande, dessen Bevölkerung die gütige Vorsehung einen solchen Ueberfluss von Hilfsquellen aller Art verliehen hat, dass es dort billigerweise keine Armut geben sollte.

Des Ferneren sagte ich in der ersten Nacht dem südlichen Sternenhimmel mit dem bekannten Kreuz auf einige Wochen Lebewohl. Nebenbei bemerkt, zählt dies Sternbild zu den grössten Enttäuschungen, die mir auf meinen Reisen begegnet sind. Es hat nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit einem Kreuz, sondern gleicht vielmehr einem unregelmässigen Viereck. Der nördlichste der vier Sterne mag meinetwegen zu denjenigen erster Grösse zählen, von den drei andern gehören zwei zur zweiten und einer zur dritten. Ungleich schöner und eindrucksvoller ist unser Grosser Bär mit seinen sechs Sternen zweiter und dem in der Mitte liegenden dritter Grösse.

Während der Fahrt nach San Francisco hatte ich keine Zeit zu vergeuden, sondern mich ausschliesslich zu beschäftigen mit dem Aufzeichnen meiner Erlebnisse von meiner Landung in Veracruz am Karfreitag 1895 bis zum 1. Februar 1896. Meine unausgesetzte Thätigkeit mit Papier und Feder fiel einem Deutsch-Amerikaner, Mr. Charles T. Wolff, aus San Francisco auf, wenigstens richtete er an mich die Frage, was mich bewege, vom Morgen bis zum Abend zu schreiben. Ich erwiderte, dass ich nach meinem Dafürhalten innerhalb der letzten 2 Jahre ein Uebermass des Anregenden erlebt hätte und dass mir auch für die nächsten 7 Monate noch ebensoviel Gelegenheit geboten sei, fremde Völkerschaften und deren Eigenart kennen zu lernen. Ich wolle daher wenigstens den Versuch machen, dies

*) Hafenmeister.

alles geordnet und beschrieben in Gestalt eines Buches der Oeffentlichkeit vorzulegen. Mein Landsmann aus Kalifornien — ein gebürtiger Elsässer — erbat sich meinen soweit fertigen Entwurf und benutzte in Ermangelung eines Besseren ungefähr einen halben Tag, um alles durchzulesen. Mit einiger Spanung fragte ich ihn am Abend um seine Meinung, und es entwickelte sich hieraus etwa folgendes Gespräch:

»Sie wollen Ihr Buch voraussichtlich in Deutschland erscheinen lassen?«

»Selbstverständlich.«

»Dann gestatten Sie mir, Ihnen zu bemerken, dass Sie die deutschen Verhältnisse im Auslande viel zu scharf und viel zu wenig wohlwollend beurteilt und behandelt haben.«

»Im Gegenteil, ich habe mit besonderer Liebe zum Heimatlande den Versuch gemacht, die deutschen Verhältnisse im Auslande so zu schildern, wie sie thatsächlich sind und nicht, wie man sie im Vaterlande haben möchte.«

»Dadurch wird Ihrem Buch der Absatz erschwert, wenn nicht ziemlich unmöglich gemacht. Man wird die Achseln zucken und Ihr Buch ungelesen bei Seite schieben.«

»Unter diesen Umständen würde ich vorziehen, meine ferneren Erlebnisse in englischer Sprache für Grossbritannien weiterzuschreiben, indessen kann ich mir kaum vorstellen, dass man sich in Deutschland gegen wohlgemeinte, auf Thatsachen begründete Ansichten verschliessen wird.«

»Aus welchen Gründen haben Sie vielfach fremde Sprich- und Dichterworte in Ihrer Schrift aufgenommen?«

»Weil ich es liebe, in der deutschen Sprache Fremdes als Rankenwerk anzubringen, entgegen der in der Heimat üblichen Sitte, schlecht gewählte, oft missverstandene Fremdwörter in dem Wortgefüge als zum Deutschen gehörig zu verwenden. Sie werden in meiner Arbeit nur ganz vereinzelte, nicht zu umschreibende Fremdwörter gefunden haben.«

»Ich muss gestehen, dass mir nur wenige Worte aufgefallen sind.«

»Um so besser. Ein Beweis, dass die deutsche Sprache reich genug ist, um alle Fremdwörter entbehren zu können.«

»Sie irren in Ihrer Annahme, dass man in Deutschland den Fremdwörtern nicht feindlich gegenüberstehe, im Gegenteil meine ich, dass in der neueren Sprachlehre viele fremdländische Ausdrücke vermieden werden.«

»Ganz richtig. Aber in unbeholfener, geschmackloser und kleinlicher Weise. Statt Plum-Pudding und Sauce isst man jetzt Glühklos und Tunke, und damit ist die Geschichte ziemlich zu Ende. Ich habe nichts dagegen, wenn man in Arbeiterkreisen von »Tunke« redet, aber gebildete Leute, zum wenigsten solche, die nicht nur einzelne französische Wörter auswendig gelernt haben, sondern die Sprache beherrschen, sollten die Speisefolgen oder, wenn Sie wollen, Menus eben als Rankenwerk

Verwendung finden lassen. Wenigstens würde ich »Roast Beef à l' Anglaise« »gebratener Rindslende« vorziehen. Aber anstatt eine gründliche Reinigung am eigentlichen Kern der alltäglichen Sprache vorzunehmen, hat man mit der Wut der Vandalen das bisschen Verzierung herabgerissen, ohne ernsthaft Hand an das eigentliche Uebel zu legen, und dabei erscheint mir eine eigene Sprache für ein einiges Volk von nicht zu unterschätzendem Wert. Aber nach wie vor besuchen die »Tertianer« das »Real-Gymnasium«, im Handel gehören »mobiles Kapital«, »Conossemente«, »Certificate«, »Tratten« und »Rimessen« zum Alltäglichen. Der »Cousin« macht dem »Director« »Visiten« und der Fettwarenkrämer wägt »brutto«.

»Sie mögen in mancher Beziehung recht haben, aber ändern werden Sie an dem Althergebrachten nichts können; Sie sollten daher mit dem Strome schwimmen. — — Alle Personen, mit denen Sie vom Anfang Ihrer Reisen bis zur Gegenwart verkehrt haben, schildern Sie in den rosigsten Farben. Sind Ihnen denn gar keine Leute begegnet, die Ihnen abstossend und unangenehm erschienen?«

»Mehr als Andere. Nur sehe ich nicht ein, weshalb ich hässlicher und unliebenswürdiger Frauen und Mädchen und mir unangenehmer Männer überhaupt Erwähnung thun soll. Ich habe sie einfach stillschweigend übergangen.«

»Ich war niemals in Valparaiso, aber nach allen mir bekannten Beschreibungen von dort muss diese Stadt und das Leben in ihr ganz wesentlich angenehmer sein, als Sie beides schildern.«

»Möglich; bei längerem Aufenthalt und unter der Voraussetzung, dass man das Leben der Grossstadt Buenos Aires nicht kennt. Ich bin in Valparaiso allseitig von liebenswürdigen Leuten mit besonderer Freundlichkeit aufgenommen worden, immerhin ist es mir aber nicht möglich, den Eindruck, den die Stadt im ganzen auf mich machte, anders zu schildern, als wie Sie es gelesen haben.«

»Sie schreiben sehr wenig von Ihrer Abreise aus Hamburg und dem Leben auf den Schiffen während Ihrer Reisen.«

»Derartige Beschreibungen von Schiffen, sowie die täglichen Speisefolgen der Mahlzeiten werden wahrscheinlich in vielen andern Reisebeschreibungen zu finden sein, ich möchte dagegen möglichst viel Neues bringen und nicht zu häufig wiederholen, was vor mir schon andere eingehend geschildert haben. Ueberdies setze ich voraus, dass jedem einigermassen gebildeten Menschen die Einrichtungen auf den grossen Seedampfern aus Zeitschriften bekannt sind.«

»Die geschäftlichen Angelegenheiten würde ich weniger ausführlich behandelt haben.«

»Sie mögen recht haben, indessen möchte ich damit beweisen, dass ich nicht als müssiger Vergnügungsreisender, sondern als Hand-

lungsgehilfe zu bestimmten nutzbringenden Zwecken reise, dass meine ganze vorliegende Reise gewissermassen noch zu den Lehrjahren zählt.«

»Ich meine, Sie haben zu weitläufig über Ihren Verwandten in Guadalajara, der andere weiter nichts angeht, geschrieben.«

»Es war nicht meine Absicht, über den Verwandten, sondern über den Deutschen in seiner eigentlichen Art zu berichten. Dass Herr Teodoro Kunhardt den Namen getragen hat, den ich führe, ist für



San Francisco. Das Palace Hotel.

mich nur ein glücklicher Zufall, dem ich es danke, von diesem deutschen Manne etwas erfahren zu haben.«

Nach längerem Hin- und Herreden brach unsere Unterhaltung ab, ohne dass ich glaube, Mr. Wolff in irgend einem einzigen der vorerwähnten Punkte überzeugt zu haben.

Am 31. Januar abends sahen wir die ersten kalifornischen Leuchtfeuer von San Diego und am 1. Februar, 11 Uhr nachts, liefen wir durch das Golden Gate in den Hafen von San Francisco ein.

Als ich am nächsten Morgen dem Aufwärter meine Rechnung für Kleinigkeiten bezahlen wollte, bemerkte ich zu meinem nicht geringen Unmut, dass ich um ungefähr 1 Doll. zu kurz kommen würde, wenn ich nicht ganz ohne alle Barschaft ans Land steigen wollte.

»Eh bien, c'est le diable, dis — je aux regardants
»Ouvrir la bourse et ne voir rien dedans.«

Ich musste somit einen Sichtwechsel von sage und schreibe Einem Doll. und fünfzig Cents auf die Herren Heynemann & Co., 33 u. 35 Battery Street, ausstellen. Dann beeilte ich mich, ins Palace Hotel zu gelangen und mich nach ganz kurzem Aufenthalt daselbst zu den bereits erwähnten Geschäftsfreunden der väterlichen Firma zu begeben. Zu meinem Bedauern musste ich dort vernehmen, dass der alte Herr Heynemann, bei dem mein Vater in den Jahren 1882 und 1886 auf seinen Weltreisen die freundlichste Aufnahme gefunden hatte, inzwischen recht leidend geworden sei und die Geschäftsräume kaum mehr aufsuche. Indessen fand ich in dem ältesten Sohn des alten Herrn, Herrn Manfred Heynemann, einen gütigen und teilnehmenden Freund für die Zeit meines Aufenthalts in Kalifornien und Nevada. Vorerst erfuhr ich, dass ich vor dem 15. Februar keine Fahrgelegenheit nach Honolulu finden würde. Also blieben mir 13 volle Tage für den Westen der Vereinigten Staaten, die ich auf Anraten des Herrn Manfred Heynemann verwenden wollte, um nach Virginia City im Staate Nevada und Yosemite Valley in Kalifornien zu fahren. Da das Leben, wie ich mich schon am ersten Tage meiner Anwesenheit in San Francisco überzeugte, dort keineswegs billig ist, vielmehr alles den vierfachen Geldwert hat wie in Deutschland, konnte ich diese Reise mit gutem Gewissen unternehmen, ohne meinem Vater und gegenwärtigen Vorgesetzten in Hamburg lediglich zu meinem Vergnügen unvereinbarte Kosten zu verursachen.



San Francisco.
Der Lichthof im Palace Hotel.

Reichlich mit Briefen von Freunden aus aller Herren Länder und Zeitungen versehen, kehrte ich von Heynemanns in meine Wohnung zurück.

Das Palace Hotel dürfte zu den grössten Gasthöfen der Welt zählen, selbstverständlich behauptet man in San Francisco, es sei in keinem der 5 Weltteile ein ausgedehnterer vorhanden. Der in allen Teilen schnee-

weisse, glasbedeckte Lichthof, in den man aus den 6 Stockwerken von ebenso vielen Rundgängen hinuntersieht, mag nach meiner ungefähren Schätzung 500 qm Flächeninhalt aufzuweisen haben. Für Gäste sind fünf, für das Gepäck drei Aufzüge vorhanden. Obgleich ich nur ein bescheidenes Zimmer bewohnte, fand ich daneben zu meiner alleinigen Benutzung alle erdenkliche Bequemlichkeit, Baderaum eingeschlossen. Der ganz einfach ebenfalls weiss gehaltene Esssaal enthält 4 Reihen von je 12 Tischen. Um jeden Tisch sind 8 Stühle gestellt. Die zwischen den Tischen freiliegenden Gänge sind breit genug, um 4 Leuten nebeneinander Raum zum Gehen zu gewähren. Die Bedienung besorgen zur Mittagstafel 36 schwarze Kellner im Frack, mit weissen Westen und Halsbinden. Drei Oberkellner, die sich von den ihnen untergebenen durch hellere Farbe, vorteilhaftere Gesichtszüge und schwarze Halsbinden unterscheiden, beschäftigen sich ausschliesslich damit, den Eintretenden für sie passende Plätze anzuweisen. Die Festanzüge kommen indessen nur beim »dinner« zur Geltung, während des »breakfast«, »lunch« und »supper« tragen sämtliche Kellner schwarze Westen, gleiche Halsbinden und einfache Jacken. Der goldene, halbrunde Speisesaal im Grand Hôtel in Paris hat auf mich nicht den Eindruck gemacht wie der eben beschriebene Raum im Palace Hotel.

XIII. KAPITEL.

Ausflug nach Virginia City und Yosemite Valley. San Francisco.

Am Abend des 2. Februar reiste ich nach Virginia City ab. Zu dem Zwecke fuhr ich mit dem 2 Stockwerk hohen, für 2500 Personen eingerichteten Fährboot über den Meerbusen von San Francisco nach Oakland, wo ich einen Platz in dem bereitstehenden Schlafwagen belegte. Ich erhielt ein oberes Bett; der schwarze Schaffner war aufmerksam genug, mir anzuzeigen, dass sich in dem unteren eine Dame bereits zur Ruhe begeben habe. In der Smoking Car verbrachte ich die Zeit, bis wir den Sacramento River erreichten, rauchend und plaudernd mit Mexikanern und Nordamerikanern. Zu meiner Verwunderung wurde nahezu ebensoviel spanisch wie englisch im Zuge gesprochen. Unter anderen lernte ich einen älteren Herrn kennen, der in jungen Jahren von Indianern gefangen, skalpiert und scheinbar tot zurückgelassen war. Durch besondere Glückszufälle blieb ihm indessen das Leben erhalten. Die Kopfhaut hatte wieder hergestellt werden können, nur war der alte Herr gezwungen, sein an der Seite üppig wachsendes Haar über den Scheitel nach der andern Seite zu kämmen, um die wiedergewonnene, nach 30 Jahren noch immer krankhaft aussehende, selbstverständlich unbehaarte Haut zu bedecken.

Das Sacramento-River-Ferry-Boat »Solano« dürfte einzig in seiner Art sein. In zwei Teile geteilt, wurde unser ganzer langer Zug auf dies Fahrzeug gebracht und durch die aussergewöhnlich starken vier Maschinen ohne jeden Aufenthalt ans jenseitige Ufer befördert. Eine äusserst reiche elektrische Beleuchtung verbreitete auf dem Riesenschiff Tageshelle.

Nachdem wir am andern Ufer gelandet, begab ich mich zur Ruhe. Als ich indessen am nächsten Morgen das Taghemd anziehen wollte, sah ich zu

meinem Entsetzen, dass nicht allein dieses, sondern auch meine Hosenträger auf das Lager der Dame hinuntergerutscht waren. Meine Verlegenheit war unbeschreiblich. Vorsichtig streckte ich den Kopf über den Rand meines Bettes, um zu bemerken, wie zwei recht hübsche Hände an wohlgeformten weissen Armen beschäftigt waren, ziemlich langes dunkles Haar zu kämmen. Nachdem ich mich geräuspert hatte, als ob mir ein Kanonenwischer im Halse stecke, ohne mit diesem geräuschvollen Verfahren die geringste Wirkung zu erzielen, bat ich höflich um Auslieferung meiner beiden



Kalifornien. Das Sacramento-River-Ferry-Boat »Solano«.

fehlenden Kleidungsstücke, worauf einer der beiden weissen Arme die vermissten Gegenstände hinaufreichte. Somit war ich in der Lage, mich gehörig ankleiden zu können.

Nach gewohnter Weise wurde die Sleeping Car durch die Geschicklichkeit des schwarzen Schaffners in eine Palace Car umgewandelt; ich nahm, wie es die Ordnung in den amerikanischen Eisenbahnwagen erfordert, an einem Tische gegenüber der Dame, die vor einer Stunde mir zu dem Meinigen verholfen hatte, Platz.

Bald darauf kamen wir in Reno an, und ich verabschiedete mich von meiner Reisegefährtin, um auf einer Nebenbahn Virginia City zu erreichen. Anfänglich bot die Gegend wenig, nur an den Bahnhöfen sah ich Indianer mit bunt bemalten Gesichtern, wie ich sie in Mexiko niemals be-

merkt hatte. Die Männer trugen Halsbänder aus dicken, unschön gearbeiteten Glasperlen, eine Art niedriger grauer Quäkerhüte mit Bändern, die unter dem Kinn zusammengebunden waren. Unweit einzelner Haltestellen waren Wigwams errichtet. In Nevada fahren die Indianer auf der Bahn, ohne zu zahlen; sie erhalten Plätze auf den offenen Güterwagen angewiesen. Im Laufe der Reise kamen wir durchs Gebirge, das indessen keinerlei Naturschönheiten aufzuweisen hat. Nur war die Bahn gleich halsbrecherisch wie in Mexiko angelegt, und trotzdem ich in dieser Beziehung an das Aeusserste gewöhnt



Nevada. Indianer-Wigwam.

war, erschien es mir hin und wieder zweifelhaft, ob unsere Fahrt ein gutes Ende nehmen könne. Zumal wenn der Schienenweg starke Biegungen machte, neigten sich die Wagen oft über steile Abhänge. Schliesslich kamen wir wohlbehalten in Golden Hill und unmittelbar darnach in Virginia City an. Beide bergen die grössten Silbergruben der Staaten und, wie man dort wiederum selbstverständlich behauptet, die bedeutendsten der Welt. Diese Gebirgsstädte liegen zum Malen schön dicht beieinander, wie an die Berge geklebt; Zeche findet sich bei Zeche, und an Orten, wo keine solche sichtbar sind, erblickt man grosse Löcher, welche die mühselige Arbeit der Goldsucher, hier »prospectors« genannt, verraten. Derartige Versuchsfelder an den Bergen sah ich zwischen Reno und Virginia City in Mengen.

Gleich nach meiner Ankunft suchte ich das grösste Bergwerk der Bonanza Mines, die Union Mine, auf. Es ist dies das Werk, in dem der Pariser Mackey den grössten Teil seines in Virginia City auf 900 Millionen Francs geschätzten Vermögens machte. Im Maschinenraum sah ich ein Schwungrad von 36 engl. Fuss Durchmesser; sein Rand ist 1½ Fuss stark, das ganze Rad 115000 kg schwer. Es treibt eine Pumpe, deren Schaft 850 m in die Erde hineinreicht. Diese fördert in jeder Minute 1000 Gallonen Wasser zu Tage. Ein ungemein freundlicher Mann gab sich die Mühe, mir alles Beachtenswerte zu zeigen, indessen verspürte ich keine Lust, ihm in den Schacht zu folgen, obgleich er mich versicherte, dass wir unbeschadet einige hundert Fuss tief fahren könnten, ohne nass zu werden. Meine in dieser Beziehung in Catorce gesammelten Erfahrungen erschienen mir genügend. Als ich ihm zum Abschied einen Doll. bot, lachte er und meinte, in diesem Lande des Goldes und Silbers sei der Arbeiter nicht genötigt, von Fremden Geld zu nehmen. Der in der Nähe stehende Thürhüter, der unsere letzte Unterhaltung gehört hatte, fragte mich, wie hoch ich meinen Führer »schätze«. Ich entgegnete, annehmen zu müssen, dass er einer jener Arbeiter sei, die täglich 4 Doll. verdienen, worauf der Thürhüter meinte: »Bieten Sie ihm 150000 Doll., und er wird Sie auslachen.« Der so Geschätzte brach die Unterhaltung ab; ich zweifle thatsächlich nicht, dass dieser einfache Mann über eine halbe Million Mark »wert« gewesen sein mag.

Virginia City und Golden Hill sind von Gruben unterwühlt. Die Geschichte der Bonanza Mines, die alle Zechen und Bergwerke in beiden Städten umfassen, scheint mir bemerkenswert.

In den 50er Jahren gelangte der in seinem Fach aussergewöhnlich erfahrene Prospector George B. Comstock in diese derzeit noch unbekannten Gegenden. Nach wenigen Versuchen erkannte er, dass die Hügel grenzenlose Reichtümer an Edelmetall bergen müssten. Um sie zu heben, verbrauchte er vorerst sein nicht bedeutendes Vermögen, wusste sich darauf indessen Gelder zu leihen, um seine Arbeit fortsetzen zu können. Aber auch nach Aufwand dieser Mittel zeigten sich die erwarteten Reichtümer noch immer nicht. Allmählich versagten alle Quellen, und George B. Comstock starb als Bettler auf einem Strohlager. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: »Ich sterbe als Bettler, und niemals lebte auf dieser Welt (tramped on this globe) ein reicherer Mann als ich. Ich bin über 1000 Millionen Doll. wert. Schreibt das auf meinen Leichenstein.« Das ganze Gebiet der Bonanza Mines war zu der Zeit Eigentum Comstocks. Man verscharrte den nach damaliger Ansicht halb verrückten Bettler, und als sich ungefähr 10 Jahre später erwies, dass er in seinen Behauptungen eher zu niedrig als zu hoch gegriffen habe, wusste sich niemand mehr zu erinnern, wo der in Armut verkommene Krösus begraben lag.

Einige Jahre nach Comstocks Tode wurde, gestützt auf seine Vorarbeiten, ein Unternehmen auf Anteilscheine gegründet. Zu Anfang der siebenziger Jahre waren die zu 1000 Doll. ausgegebenen Scheine für 9 Doll. erhältlich. Unter den Bergleuten arbeiteten die Irländer James Fairy und Mackey. Der letztere hatte sich einiges Vermögen erworben und mit diesen Mitteln eine Schankwirtschaft für die übrigen Bergleute eingerichtet, während Fairy weiterarbeitete. Im August 1872 nahm Fairy seinen Freund Mackey bei Seite und teilte ihm mit, er habe an diesem Tage eine ungeheure Ader festen gediegenen Silbers angeklopft. Am nächsten Morgen fuhr Mackey mit ihm in die Grube, und eine Woche später befand der letztere sich in San Francisco, um sein ganzes Vermögen in Anteilscheinen des Bergwerks anzulegen. Er soll thatsächlich zu 7—9 Doll. gekauft haben, und als im Jahre 1875 einzelne Scheine zu 5000 Doll. nicht mehr zu haben waren, gehörten die ganzen »loads«, d. h. sämtliche Bonanza Mines, mit unwesentlichen Ausnahmen Mackey und Fairy. Fairy hinterliess bei seinem Tode vor acht Jahren 150 Millionen Doll. Mackey wird, wie bemerkt, viel höher geschätzt.

Nachmittags besuchte ich auf halbem Wege nach Reno die Brunswick Mills. Sie bestehen genau genommen nur in einer besonders hübsch im Thal gelegenen Wassermühle. Ein älterer Mann in Hemdsärmeln fragte mich, was ich wolle, worauf ich ihm meine Wünsche kundgab. Ohne weiteres nahm er mich beim Arm und zeigte mir ebenso freundlich wie der »Halbe-Millionarbeiter« am Morgen desselben Tages die ganze Gewinnung des Silbers aus dem Erze. Darauf sagte er zu mir: »Kommen Sie und essen Sie bei mir zu Mittag!« Selbstverständlich willigte ich freudig ein. Er brachte mich zu seiner Frau und seinen beiden Kindern von 11 und 13 Jahren, mit denen wir ein einfaches gutes Mahl einnahmen. Diese Leute hier in den Bergen scheinen unter einer rauhen Aussenseite ein Herz zu haben gleich edel wie die Metalle, mit denen sie arbeiten; sie zeigen eine Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit, die ihresgleichen sucht. Bei meinem neuen Freunde Mr. La Valière sah ich das Bild Mackeys, wonach dieser Geldfürst mehr einem Franzosen als einem Irländer gleichen muss Alle Leute in der Umgegend sprachen, obgleich die meisten ihn garnicht mehr oder nur noch bei Gelegenheit seiner kurzen Besuche in den letzten Jahren gesehen haben, von ihm mit Begeisterung. Als er vor fast 20 Jahren täglich 50000—100000 Mark verdiente, war er jeden Morgen der erste auf dem Platze mit den Hosen in den Stiefeln, ein echter Bergmann in schmutzigem Anzuge. In Mr. La Valières Wohnzimmer sah ich Schiller und Goethe in englischer Uebersetzung. Als ich ihm mein Erstaunen über diesen unerwarteten Fund äusserte, leuchtete sein Auge, und er meinte, dass kein Dichter ihn mehr entzücken könne als Schiller. Bei meinem Abschied überreichte er mir ein niedliches Veilchensträusschen

und zur dauernden Erinnerung einige seiner Mühle entnommene Silber- und Golderzstückchen.

Zu meinem Bedauern musste ich den Rückweg über die Sierra Nevada wiederum bei stockfinsterer Nacht zurücklegen. Am Morgen des 4. hatte ich indessen den herrlichen Anblick, die Bäume in den ausgedehnten Pfirsichanpflanzungen in voller Blüte zu finden.

Vor Sacramento nahm ich im Speisewagen ein ausgezeichnetes erstes Frühstück in nordamerikanischer Art. Die Speisekarte versprach geradezu eine Ueberfülle verlockender Genüsse. Backhuhn, Ochsenbraten, Hammelrippchen, Bratwurst, Schinken oder Speck mit Eiern, Omelettes, alles mit entsprechenden reichlichen Zuthaten und auf die verschiedenste Weise zubereitet, stand zur Auswahl. Zu dem etwa gewünschten Kaffee, Thee oder der Chokolade gab es sieben Arten von Brot oder Cakes. Wer sich das Vergnügen machen wollte, ein Daueressen zu veranstalten und von jeder Speise etwas zu geniessen, konnte das thun und hatte dafür den, in Anbetracht der Verhältnisse, geringen Preis von 1 Doll. zu entrichten.

Bald fand ich Gelegenheit, in südlicher Richtung über Stockton nach Milton weiterzufahren. In Stockton sah ich viele Chinesen in ganz auffallend reicher scharlachroter Kleidung in ihre Gotteshäuser gehen. Wie man mir sagte, begingen sie an jenem Tage einen hohen Festtag.

In Milton stieg ich in die bereitstehende, mit fünf Pferden bespannte Kutsche. Der Wagen war dauerhaft, aber einfach ausgestattet. Meine Reisegesellschaft bestand aus einem jungen Ehepaar aus Sacramento und zwei Negern, die in Yosemite Kellnerstellungen annehmen wollten. Als Kutscher zeigte sich ein verwegen aussehender Kerl in braunem wollenem Hemd mit schmutziger, in die hohen Stiefel gesteckter Hose und schmierigem Hut mit einem einen halben Fuss breiten Rand. Er wusste mit seltenem Uebermut in besonders schneller Gangart die Pferde um hervorragend gefährlich erscheinende Ecken zu lenken; ich wusste wahrlich nicht, ob ich mich bei solchen Gelegenheiten mehr über die fabelhafte Geschicklichkeit dieses Mannes freuen oder über die leidige Art, seinen Reisenden den Angstschweiss auf die Stirn zu treiben, ärgern sollte.

Abends erreichten wir Priest's Hotel inmitten der Sierra Nevada auf einer Seehöhe von 700 m. Der Weg dahin hatte buchstäblich über Stock und Stein geführt, über Felsen und durch Bäche, derart, dass ich mich ab und zu festhalten musste, um nicht vom Wagen zu fallen. Das aufregende Vergnügen, an 300—500 m steilen Abhängen zu reisen, das mir auf der Bahn und zu Pferde nichts neues war, sollte ich in jenen Tagen teilweise auf vier-, fünf- oder sechsspännigen Wagen kennen lernen. Einer der jungen Neger, der mir bis Priest's Hotel gegenübersass, schien hin und wieder die Mundklemme vor Angst zu bekommen, ein Zustand, der dem

Paar aus Sacramento und mir viel Vergnügen bereitete. Die Augen machten den vergeblichen Versuch, aus ihren Höhlen zu treten; den Mund mit schneeweissen Zähnen hielt der Blacky weit geöffnet, während er sich mit beiden Händen förmlich anklammerte.

»For men will tremble and turn pale
With too much or too little valour.«

Nehmen wir an, dass dem jungen Neger auf Grund überschüssigen Mutes die Kniee schlotterten.

Bei dieser Gelegenheit fiel mir auf, dass Schwarze thatsächlich erbleichen können, wenigstens nahm die Haut meines Gegenübers in Augenblicken der Angst eine glanzlose dunkelgraue Farbe an.

Wenig ermutigend lautete für uns Reisende eine hin und wieder bei besonders gefahrvollen Stellen hingeworfene Bemerkung des Kutschers, wie z. B.: »Hier stürzte die Coach im vorigen Sommer ab.« »Hier brachen sieben Leute vor drei Jahren das Genick« u. s. w. Am unangenehmsten berührte es mich, wenn wir gezwungen waren, einem uns entgegenkommenden Wagen — merkwürdigerweise nach links — auszuweichen, derart, dass wir mitunter nur einige Zoll weit vom Abgrunde fuhren. Uebrigens ging die Strasse zum grössten Teil durch Wald und Hügelland mit niedrigem Buschwerk, während die vorstehend erwähnten gefahrvollen Strecken nur ungefähr den vierten Teil des Weges ausmachten.

Mehrfach sah ich Quales, eine Art besonders hübscher Rebhühner, mit kleinem Haarstutz auf dem Kopf, und Hasen mit doppelt so langen und breiten Ohren wie unser deutscher Lampe sie hat. Während der Sommerzeit sollen Klapperschlangen am Wege gesehen werden. Bis Priest's Hotel fuhren wir vornehmlich durch Wälder von Eichen, die dem gleichen Baum in Deutschland wenig ähnlich sehen. Kiefern erreichen die Höhe von 3—30 m; ich sah an ihnen Zapfen von der Form einer Ananas, welche essbare süsse Kerne enthalten sollen. In die häufig einem Sieb gleichenden Stämme dieser Nadelbäume ist durch Spechte Loch bei Loch gehämmert, in welche Höhlungen diese Vögel im Herbst je eine Eichel als Wintervorrat stecken sollen. Unter niedrigem Gebüsch fand ich den Lorbeer vorherrschend, dazwischen standen Eichensträucher, deren Blätter nach Aussage unseres Kutschers so giftig sein sollen, dass eine einfache Berührung mit der Hand diese anschwellen macht, während der Genuss tötlich sein kann. Das ganze Gebiet von Milton nach Priest's Hotel wurde vor 30 Jahren von Goldwäschern aufgesucht. Bei jedem Fluss oder Bach bemerkte man ausgewaschenen Sand oder Schmutz. Gegenwärtig sah ich nur einzelne Chinesen mit Waschen beschäftigt, und einen Europäer, der im Thal ein Zelt von einfachster Art errichtet hatte; daneben stand ein eiserner Kochofen, lagen seine Werkzeuge und befand sich ein gedeckter Tisch, auf dem statt des Leinens weisses Wachstuch ausgebreitet war. Als wir

vorüberfuhren, schlief dieser Europäer, während ein zottiger, schwarzer Hund das Eigentum seines Herrn bewachte.

Bei der Mittagstafel sass der Kutscher neben uns drei weissen Reisenden; den Negern war dagegen ein anderer Tisch eingeräumt. Es berührte mich keineswegs peinlich, dass man den Fuhrmann uns Reisenden gegenüber bei der Mahlzeit förmlich auszeichnete. Er hatte gearbeitet, wir nicht. Solche Grundsätze der Gleichheit atmet man in manchen Teilen Amerikas förmlich mit der Luft ein.



Kalifornien. Im Nadelholz.

Trotzdem Priest's Hotel mitten in der Wildnis liegt, fand ich in dem im Schweizer Stil erbauten Hause alles sauber und ordentlich und selbst grossen Ansprüchen genügend.

Am nächsten Morgen setzten wir, gehörig gestärkt, die Reise fort. Die neue Kutsche glich einem deutschen Stuhlwagen mit drei unter Dach befindlichen Bänken. Auf dem ersten Sitz hatten der Kutscher und ich Platz genommen, auf dem zweiten folgte das junge amerikanische Paar, unfeine, aber lustige Leute, hinten waren die beiden Neger untergebracht. Nach Verlauf einer Stunde gelangten wir nach »Big Oak flat«, einem 6½ km langen Thal, in welchem der ganze Boden umgegraben, durchgewühlt und ausgewaschen war. Zu Anfang der fünfziger Jahre hatten hier 5000 Gold-

gräber nebeneinander gearbeitet und mit gutem Erfolg gewaschen. Jetzt ist die Gegend verödet. Sodann fuhren wir stundenlang durch den kalifornischen Urwald in den kalten, aber sonnigen Morgen hinein. Wir sahen viele Abarten von Kiefern und Fichten bis zu 45 m Höhe und darunter ein bis 3 m hohes Gesträuch, ebenso zahllose der verschiedenen, in europäischen Gärten mit Mühe aufgezogenen, feineren Nadelhölzer, u. a. tausende von Edel- und Fächertannen. Von den Eichen zeigte indessen nur der immergrüne Baum Blätter, während die übrigen Arten erst mehr oder weniger zu sprossen begannen. Unter den Vögeln fielen mir bunte Spechte auf.

Alle diese zahllosen, ungemessenen Wälder sind Eigentum der Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Jeder amerikanische Bürger mag ihnen so viel Holz entnehmen, wie ihm gefällt, und wer einige Quadratmeilen sein Eigentum nennen will, braucht nur zu sagen: »I want that« und er ist im Besitz des Gewünschten, hat allerdings auch für die Ausmessung, Einfriedigung, Kosten der Eintragung und der Unterhaltung zu sorgen. Nur die Big Trees und das Yosemite sind unveräusserliches, peinlich gehütetes Eigentum des Staates Kalifornien.

Das junge Paar hinter mir, der Kutscher und die beiden Neger vertrieben sich den ganzen Tag die Zeit damit, amerikanische Lieder, vorzugsweise heiteren Inhalts, zu singen, deren geringster Teil mir bekannt war; so war ich bei der Mehrzahl nur imstande, die sich bei jeder Strophe wiederholenden Kehrreime mitzusingen, wie z. B.:

»In the morning, morning by the bright light, when Gabriel blows his trumpet in the morning.«

Ein Negerlied, in dem der schwarze Spassvogel seine Liebste schildert, ist mir einigermassen in der Erinnerung geblieben. Eine der ersten Strophen von sechsen lautet:

My Mary-Ann is a teacher
In a great big public school.
She gets one thousand dollars every year;
She studied Greec and Latin;
Real French and Timbuctu,
Yes German, Spanish, Turc and Hindustan,
Sweet Portuguese and Irish
And Jerusalem Hebrew.

Kehrzeile am Ende aller Strophen:

Yes such an education has my Mary-Ann
She's a daisy, she's a darling,
She's a dumpling, she's a lamb,
You should hear her play
On the piana —
Yes such an education has my Mary-Ann!

Meine freie Uebertragung, so ungefähr nach A. W. Schlegel und L. Tieck, lautet:

Meine Mary-Ann ist Lehrerin
In 'ner tüchtigen Schule fürs Volk.
Sie kriegt eintausend Dollars jedes Jahr,
Sie lernte Griechisch und Latein,
Französisch, Timbuktu,
Ja, Deutsch und Spanisch, Türkisch, Hindustan,
Das süsse Portugiesisch und das Irisch,
Und selbst Jerusalem-Hebräisch lernte sie.
Ja, solch' Erziehung hatte Mary-Ann,
Sie ist ein Gänseblümchen, ist ein Liebling,
Sie ist ein Mehlkloss, ist ein Lamm,
Hör ihr Spiel, Herrjeh,
Auf dem Peianeh, —
Ja, solche Erziehung hat meine Mary-Ann!

Im Walde begegnete uns folgender Zug. An der Spitze marschierten drei Esel, dann folgten zwei Pferde; auf dem ersten von ihnen ritt ein Mann, auf dem zweiten seine Frau mit einem ungefähr 6 Monate alten Kinde. Der erste Esel trug das Haus der Leute, der zweite das dazu gehörende Gerät und der dritte die leeren Gefässe, in denen man Lebensmittel aus dem nächsten grösseren Ort holen wollte. Die Familie war gezwungen, ihre Hütte mit sich zu führen, da eine solche Reise mehrere Tage währt. Der Mann war ein umherziehender Schafzüchter, der nicht weniger als 3000 Tiere sein Eigentum nannte und sie für die Zeit seiner Abwesenheit seinem Knechte zur Aufsicht übergeben hatte. Während der Reise des Herrn musste der Hüter trotz der Kälte unter freiem Himmel leben.

Mehrere Stunden führte der Weg durch diesen wunderbar schönen Wald, dann begann das Steigen wieder. Wir erreichten an jenem Tage die Höhe von 2150 m. Unter anderm fuhren wir an einem Abhange von 670 m vorbei. An 460 m hatte ich mich gewöhnt, aber diese Höhe, mit einem 16 m hohen Wasserfall ungefähr 600 m unter uns, überstieg selbst das Mass meiner Schwindellosigkeit. Auf der Höhe fanden sich keine feineren Nadelhölzer mehr. Um so herrlicher wurden die Stämme der gröberen Familiengenossen, die hier eine Länge von 70—100 m haben. Die grösseren Bäume zeigen 1½ m oberhalb der Erde einen Durchmesser von 1,25—3,75 m. Von den Zapfen, die in Unmengen am Boden lagen, reichte mir die Mehrzahl bis ans Knie, wenn ich sie aufrecht stellte.

Nachmittags erreichten wir eine kleine Gruppe der weltberühmten Mammutbäume, die nicht ganz so alt sind wie ihr Genosse bei Tula in Mexiko, aber doch zur Zeit Christi ungefähr 1000 Jahre gezählt haben mögen.

Und bis auf den heutigen Tag grünen und gedeihen diese Riesen, als ob sie kaum ebensoviele Stunden, wie Jahre hinter sich hätten. Während der mexikanische Baum alle Eigenschaften einer Ceder zeigte, schien mir diese Gruppe aus einem Mittelding zwischen der Ceder und der amerikanischen Rottanne zu bestehen. Die runden Stämme verjüngen sich allmählich nach oben. Die verhältnismässig kurzen Aeste der sperrigen Krone beginnen hoch am Stamm, oberhalb der sie umgebenden Bäume. Der erste Riese, den wir sahen, the Giant, ist 106 m hoch, hat also die ungefähre Höhe des Dachreiters auf dem Kölner Dom, misst 7,3 m im Durchmesser bei 24 m Umfang. Der zweite Baum wurde s. Z. in schadhaftem Zustande entdeckt. Ohne Zweifel ist er der höchste der Gruppe gewesen, daher vom Blitz getroffen, um nicht nur seiner Krone und eines Drittels des Stammes, sondern auch der Lebensfähigkeit beraubt zu werden. Durch den übriggebliebenen Stumpf ist eine Art Thorweg oder Gang geschlagen, durch den die Strasse führt. Mit unserem vierspännigen Wagen standen wir in diesem Hohlwege, der ihn und zwei Pferde vollständig aufnahm, und uns Reisenden daneben Raum genug bot, um ohne Mühe abzusteigen. Die beiden andern Pferde



Kalifornien. Einer der Big-Trees.

würden ebenfalls Platz innerhalb dieser Höhlung gefunden haben, wenn das fehlende Drittel erhalten geblieben wäre. Fünf andere Bäume glichen dem ersten.

In der nächsten Stunde hatten wir unter ganz empfindlicher Kälte zu leiden. Zwischen den herrlichen Bäumen des Waldes fanden sich Bretter angebracht mit der Inschrift: »Stopp at Barnards« oder »They all stopp at Barnards«. An Felsen am Wege war gemalt: »Barnards« oder »Barnards is the only good Hotel in Yosemite«. Wenige Minuten nach 4 Uhr waren wir im Thal, das wir zuerst aus einer Höhe von 1250 m unter uns sahen. In einer Zickzacklinie, die alles bisher Erlebte an Kühnheit überbot, fuhren wir hinab. Der Kutscher machte uns aufmerksam auf den Bridal Veil Fall, den Ribbon Fall und El Capitano.

Unten angekommen, fühlte ich mich gewissermassen unbefriedigt. Ich hatte das Bewusstsein, mich innerhalb einer so grossartigen Natur zu befinden, wie ich sie noch nicht gesehen hatte. Ich empfand, dass das, was ich wahrnahm, hoher Begeisterung würdig sei, ohne dass sie bei mir aufkommen konnte. Die Schönheit der Natur muss wohl einen Grad des überwältigend Grossartigen erreichen können, bei dem sie nicht sogleich zu verstehen und zu fassen ist; ich hätte mich einige Wochen zwischen diesen Felsen aufhalten müssen, um das Ungeheure ihrer Form und Ausdehnung begreifen zu lernen.

Durch das Thal schlängelt sich ein spiegelklares Gewässer, der Mercedes River, an dessen Ufern im Sommer Azaleen wuchern, welche die ganze Gegend mit Muskatduft erfüllen. Das Thal selbst zeigt sich noch im Urzustande. Da stehen in Unmengen 60 m hohe Cedern und Fichten, Edeltannen und viele andere mir bekannte Gewächse, und mitten hindurch führt die wenig gepflegte Fahrstrasse. Eine ganz unfassliche Erscheinung ist die, dass sich zu Füssen der fast senkrechten Felsen kaum Spuren von Felstrümmern und -Abbröckelungen zeigen.

Einige zweistöckige hölzerne Gasthäuser in einer Art Schweizerstil, mehrere kleine Photographenbuden, ungefähr fünfzehn unbedeutende Häuser mit Läden, drei grosse Pferdeställe, das sind so ziemlich alle Gebäude im Thal. Ich ging zu Barnard, dem Anpreisungshelden, den ich auf einem Sofa sich räkelnd fand. Als ich ihm vorgetragen hatte, dass ich ein Unterkommen wünsche, rührte sich dieser zuvorkommende Wirt nicht und meinte nur, ich sei gross und dick genug, um mir selbst ein solches suchen zu können. Genau genommen machte diese Begrüssung Barnards in jenem Lande der Freiheit und Gleichheit auf mich einen ungleich vorteilhafteren Eindruck, als das unterthänige Rückenbiegen, das die Gasthofbesitzer ihren Fremden gegenüber in Europa zeigen. Selbstverständlich begab ich mich auf eine Entdeckungsreise im Hause und fand ein recht freundliches Zimmer zu ebener Erde, von dessen Fenstern ich in einer Entfernung

von 50 m die Stufen der zusammen 850 m hohen Yosemite-Fälle sehen konnte. Ich ging bald so nahe wie möglich an die Stelle, an der diese Fälle mit dem Thal in Berührung kommen, und war erstaunt, hier thatsächlich einen Fluss zu finden, dessen Wassermassen herunterstürzen. Durch die ausserordentliche Sturzhöhe gelangen sechs weit voneinander entfernt liegende Fälle am Thal nicht in Wassersäulen, sondern in feinem Staubregen bis zur Sohle der Schlucht. Uebrigens befand sich auch der Weg von Barnard bis zum Falle im Urzustande, keines Menschen Hand hatte anscheinend seit Jahren versucht, ihn gehörig zu reinigen und in Stand zu halten.

Noch am selben Abend suchte ich den Spiegelsee auf. Ungefähr eine englische Meile von meinem Gasthof entfernt, sah ich hundert Schritte vom Wege ein mächtiges Feuer. Als ich darauf zuschritt, meinte ich, ein Zigeunerlager zu finden: Männer und Frauen hatten sich um die Glut gelagert und sangen recht hübsch mehrstimmig. Daneben standen Wagen, und Pferde grasten in einiger Entfernung im Halbdunkel. Als ich noch nicht wusste, was ich aus dieser Gruppe machen sollte, lud ein junger Mann mich ein, auf einer der ausgebreiteten dicken weissen Wolldecken Platz zu nehmen. Ein junges Mädchen erschien mit einem Eimer und füllte daraus Glühwein in einen Metallbecher, den sie mir reichte. Dann beachtete man mich nicht weiter, und der Gesang nahm seinen Fortgang. Allmählich fing ich an, beim Schein des mächtigen Feuers zu unterscheiden. Die Gruppe war zusammengesetzt aus ungefähr 20 Herren und ebensovielen Damen von verschiedenem Alter. Ich erkundigte mich höflich bei einem mir Nahesitzenden oder vielmehr -liegenden, was dies alles zu bedeuten habe, und erfuhr Folgendes:

Die Gesellschaft, zum grössten Teil Handlungsgehilfen aus San Francisco mit ihren Damen, hatte sich Wagen und Pferde gemietet, alles für eine längere Abwesenheit vom Hause Erforderliche aufgepackt, und war im Vorfrühling nach Yosemite »camping« gefahren. Die Liebhaberei des Camping ist in Kalifornien sehr verbreitet. Man ist unabhängig von allen Gasthäusern, und wo es den Beteiligten gefällt, wird das Lager aufgeschlagen. Ich erlaubte mir, zu bemerken: »But suppose you would be caught by rain during the night somewhere«, und erhielt zur Antwort: »We do not suppose such a thing as it does not rain.« Wie herrlich muss es sein, in einem Lande der gemässigten Zone leben zu können, in dem man mit Bestimmtheit voraussagen kann, dass es innerhalb der nächsten Wochen nicht regnen wird!

Der wenig entfernte Wald mit seinen 70 m hohen Tannen, an beiden Seiten überragt von 900—1200 m hohen, teilweise senkrechten Granitwällen, das entfernte Rauschen der Yosemite-Fälle und das Feuer, umlagert von singenden Ausflüglern, das alles machte einen ungemein reizvollen Eindruck. Ich verabschiedete mich bald und kehrte nach Barnards

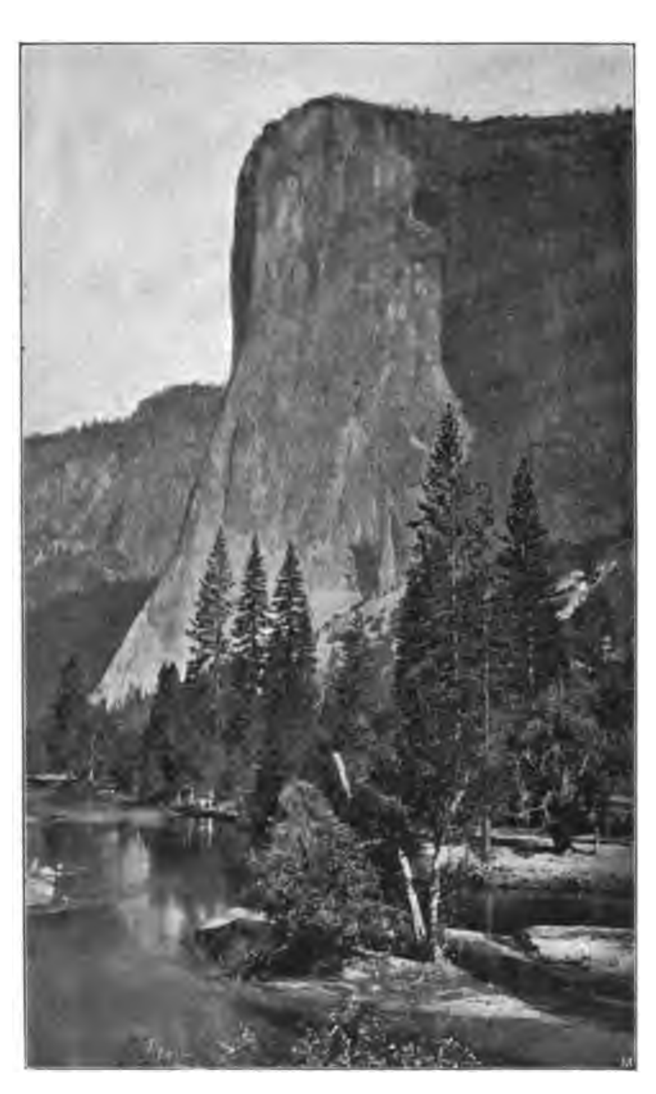
zurück, ohne den Mirror Lake gesehen zu haben. Uebrigens war diese Gesellschaft von »camping people« in der Mitte des Monats Februar einzig in ihrer Art. Das eigentliche Camping beginnt in Kalifornien erst gegen Ende April und dauert bis Ende September. Im Hochsommer soll man in Yosemite nicht selten 50 bis 60 und mehr Gesellschaften dieser Art antreffen können.

Kalifornien. Die Yosemite-Fälle.

Allerdings — eines schickt sich nicht für Alle. Während, zumal für jüngere Leute, herrliche Freuden, gleich den eben beschriebenen, in Kalifornien nichts Ausserordentliches sind, und Urwälder den glücklichen Wagenreisenden zu Gebot stehen, würde man bei ähnlichen Versuchen in Europa wahrscheinlich mit der Staatsanwaltschaft in unliebsame Berührung geraten wegen Obdachlosigkeit, Wegelagerns, Holzdiebstahls, Unfugs und dergleichen mehr.

Während der Wintermonate November bis Januar, in der Regel auch Februar und März, liegt das Yosemite verödet, im Schnee begraben. Barnard war erst am 3. Februar zurückgekehrt; somit fand sich im Thal während meines Aufenthalts so gut wie gar kein Verkehr und sehr wenig Vorbereitung zur Aufnahme von Reisenden. Ich hatte für eine halbe Flasche Bier einen Doll., also M. 4,20, zu zahlen und musste für meine

übrigen, auf das bescheidenste Mass herabgesetzten Bedürfnisse dementsprechende Beträge entrichten. Ich beschloss daher, nur noch den folgenden Tag in der Schlucht zuzubringen und 24 Stunden später, am 7. Februar, über Mariposa die Rückreise anzutreten.



Yosemite (Kalifornien). El Capitano vom Thal aus gesehen.

Als ich am Morgen des 6. bald nach Sonnenaufgang ins Freie trat, genoss ich wiederum einen unvergleichlichen Anblick. Reif hatte das ganze Thal und seine Pflanzenwelt überzogen. Die riesenhaften, das Yosemite einschliessenden Wälle in ihren geheimnisvollen Abweichungen der Formen von der allgemein gültigen Vorstellung der übrigen, auf der ganzen Welt bekannten Gebirge, das Seltsame, Ungereimte, teils Formlose, teils formvollendet nahezu Ungeheuerliche und dennoch wunderbar Fesselnde, das unvergleichlich Grossartige der Umgebung des Thals waren für mich in der würdevollen Ruhe eines kalten sonnigen Morgens von fast atembenehmender Wirkung.

Um nur Eins zu erwähnen! Man vergegenwärtige sich eine 1150 m hohe, 250—400 m breite, senkrechte Sandstein-Felswand und man hat die Grössenverhältnisse des Capitano, wie sie sich, von der Schlucht aus gesehen, dem Auge darbieten. Die Spitze des Brocken ist, beiläufig bemerkt, 900 m höher als die Ebene bei Ilsenburg. Barnard, der

sich im übrigen als ein ganz aufmerksamer Wirt zeigte, versicherte mich, dass man überhaupt nur imstande sei, die Ausdehnung des Thales und der einzelnen es umgebenden Felsen richtig zu würdigen, wenn man zu Fuss oder im Sattel auf den 1000 m über die Thalsohle aufragenden Glacier-Point gestiegen sei, um von oben den Rundblick nach allen Seiten und in senkrechter Richtung nach unten zu geniessen. Erst wenn man wieder von der Höhe herunterkomme, sei es möglich, die einzelnen Grössenverhältnisse einigermassen zu verstehen. Leider war dieser Aufstieg derzeit unmöglich. Vor April konnte an ihn nicht gedacht werden. Somit musste ich mich begnügen, den Tag im 12 km langen, 1,75 km weiten Thal zuzubringen, ohne bis zu meiner Abreise das volle Verständnis erlangt zu haben für seine einzig in ihrer Art dastehende majestätische Schönheit. Bis zum Ende meines Aufenthalts in Yosemite wollte es mir erscheinen, dass der Eiffel-Turm nicht niedriger als der vorbeschriebene Capitano sein könne, trotzdem ich wusste, dass das Verhältnis 3 zu 11,5 sei.



Yosemite (Kalifornien). Die Drei Frösche und der Mercedes River.

Am Morgen des 6. ging ich mit meinen Reisegefährten, dem jungen Ehepaar, nach dem Mirror Lake. Der See ist unbedeutend; ich hatte ihn mir grösser vorgestellt. Dagegen übertraf das sich uns zeigende Spiegel-

bild meine Erwartungen. Es mochte 7 Uhr sein, also noch frühe Morgenstunde, als wir anlangten. Die sowohl von der Südost- als auch von der Nordwestseite sich spiegelnden, 1000 m hohen, wunderbar geformten Wände mit ihren riesigen Zacken, Hörnern und Auswüchsen waren im Teich genau so zu erkennen wie die Urbilder. Selbst bei schärfster Prüfung vermochten wir an diesen nicht die kleinste Einzelheit wahrzunehmen, die das Spiegelbild nicht haarscharf wiedergegeben hätte. Zu späterer Tageszeit soll diese ans Wunderbare grenzende Erscheinung kaum mehr vorhanden sein. Unbedingt reine und ganz dünne Luft kann natürlich nur dem Auge eine derartige Täuschung vorführen.

Auf dem Rückwege fanden wir das Thal verändert. Die Sonne war eben über die Felsen gestiegen; auf Yosemite ruhte Friede, den das eintönige Rauschen der grossen Fälle nicht störte. Allerdings gelangten wir dann an einen Teil der Schlucht, der ein Bild der Zerstörung bot. Ein Wirbelsturm hatte im Laufe des Winters mehrere Tausend der bis 65 m hohen Tannen umgebrochen, über- und durcheinander geworfen, als ob die Bäume ebensoviele Streichhölzer gewesen wären. Vermutlich ist der Sturm von einem der Nachbarthäler ins Yosemite gedrungen und in Ermangelung eines Ausweges zu einem Wirbelsturm geworden.

Von niedrigem Gebüsch schienen mir der Lorbeer und die wilde Syringe vorzuherrschen. Ausser verschiedenen Singvögeln sah ich von Tieren nur hin und wieder eine Art silbergrauer Eichhörnchen; Klapperschlangen sind während der Sommermonate im Thale nicht selten. Zu tadeln schien mir, dass in der Schlucht niemand die Berechtigung hat, an ihrem Urzustande zu rütteln. Grosse und kleine Bäume standen überall im Wege und beeinträchtigten den Blick nach allen Richtungen.

Den ganzen übrigen Tag verbrachte ich, förmlich in Andacht versunken, in der Schlucht. Wahrhaft betrübt hat es mich, dass ich das Herrlichste von allem, den Blick vom Glacier-Point, nicht geniessen sollte.

Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Rolle der, wenn ich nicht irre, aus sieben Teilen bestehende Giessbach im Berner Oberland mit zusammen 300 m Höhe unter den europäischen Naturschönheiten spielt, so mag man sich vorstellen, welchen Eindruck allein der Ribbon-Fall und der Bridal-Veil-Fall von 700, bezw. 500 m auf den Beschauer machen! Während der Monate August bis September gehört es übrigens nicht zu den Seltenheiten, dass die Fälle infolge Wassermangels nahezu versiegen; schon im Juli sollen sie einen weit dürftigeren Eindruck machen als in den vorhergehenden Monaten.

Am folgenden Morgen machte ich die schlimme Entdeckung, dass meine Kleidung während des Ausfluges nach Virginia City und Yosemite gelitten hatte. Meinen Beinkleidern entfuhren beim Anlegen fürchterliche Staubwolken, während sie durch das Rütteln auf der Kutsche hinterwärts

zwei Löcher von der Grösse kleiner Teller bekommen hatten. Kragen, Halsbinde und Strümpfe, alles in mangelhaftem Zustande, hatte ich längst als überflüssig entfernt; somit musste ich, in Ermangelung von Ersatz, im grossen Ganzen den Eindruck eines Strolches machen. Indessen scheint man sich bei derartigen Gestalten im Lande Kalifornien nicht viel zu denken, vielmehr erfuhr ich bis zu meiner Rückkehr nach San Francisco überall bei Mitreisenden und Gasthauswirten zuvorkommende Behandlung.

Als ich am 7. Februar das Thal verliess, benutzte ich die Kutsche, welche den Weg in südwestlicher Richtung verfolgte, während ich von Osten kommend ins Thal eingezogen war. Den letzten Blick und vielleicht



Yosemite — Kalifornien. Inspiration-Point.

den schönsten von allen hatte ich vom Inspiration-Point, 3 km ausserhalb des Yosemite. Ich teilte den Wagen mit einem Maler, Mr. Newton aus San Francisco, der seit Jahren die Sommermonate ausschliesslich im Yosemite zubringt und nur die einzelnen Teile dieses Thales malt. Im vorigen Sommer wollte er für ein einziges Bild 10 000 Doll. erhalten haben. Mr. Newton wusste viel Unterhaltendes aus Arizona und New Mexiko zu berichten. Er hatte einige Wochen unter den Räubern, den Out-Laws, gelebt. Es sind dies Menschen, die jedermann ungestraft auf der Strasse niederschiessen darf; dennoch kommen sie unbehelligt zur Stadt, fahren auf der Bahn, wo man sie kennt, aber nicht wagt, sie anzurühren. Der Weg bergauf war für nicht Schwindelfreie wieder aufregend.

Indessen hatte ich mich derartig an die Aussicht in die Tiefe gewöhnt, dass ich mir nichts daraus machte, meine Beine über Abgründe von 550 m aus dem Wagen heraushängen zu lassen. Ausser Mr. Newton hatten Mr. und Mrs. Sweet, Israeliten, ebenfalls aus San Francisco, im Wagen Platz genommen.

Gegen Mittag kamen wir in Wawona an, einem Gasthause, das nur errichtet ist für Reisende, welche die 15 km von der Fahrstrasse entfernten Mariposa Big-Trees besuchen, oder für solche, die sich auf der Reise nach oder von dem Yosemite befinden. Nach einem guten Frühstück fuhren meine Reisegefährten und ich, denen sich noch ein Geistlicher,



Mariposa (Kalifornien) Der Riesenbaum »Lincoln«.

Mr. Everest mit Frau, Tochter und Sohn zugesellt hatte, in der Stage nach den Big-Trees. Der grösste von ihnen misst 35 m im Umkreis. Im ganzen sind ungefähr 400 derartige Bäume vorhanden, einer gerader und schöner gewachsen als der andere. Die bedeutenderen sind durch entsprechend grosse Schilder mit Namen hervorragender nordamerikanischer Staatsmänner versehen; einer der grossen Bäume lag am Boden; er verharrt in dieser Lage wahrscheinlich seit Jahrhunderten. Mit dem Hute auf dem Kopf reichte ich dem Riesen nicht ganz bis zur Mitte; wir konnten zu vieren in einer Reihe nebeneinander auf dem Stamme auf und ab gehen. Der Aufstieg erfolgte auf einer Leiter. Auch durch einen dieser Bäume der Mariposa-Gruppe war ein Gang gesprengt. Der so Durchbohrte unterschied

13*

sich indessen von dem früher beschriebenen Riesen in der kleinen Gruppe ohne Namen dadurch vorteilhaft, dass er trotz dieses Ganges lebte, als ob ihm nichts angethan worden sei. Wiederum konnten der Wagen und vier von unseren sechs Pferden im Gange verdeckt stehen. Das sah ich mit eigenen Augen, aber eine Minute, nachdem wir den Hohlweg verlassen hatten, fehlte mir der Begriff von dem soeben Erlebten, d. h. ich konnte mir nicht mehr vorstellen, wie der Wagen und die vier Pferde in einem Baume Platz gefunden hatten. Auch die Mariposa Big-Trees stehen ebenso wie die wenigen früher erwähnten Bäume unmittelbar zwischen anderen aussergewöhnlich grossen Nadelhölzern. Während der Sommermonate sollen wilde Nelken und Johannisbeeren, gelbe Veilchen, eine grosse Auswahl verschiedener Iris, die schönen Eispflanzen, eine dicke massige scharlachrote Art Hyazinthen, mit Blättern und Stengeln von derselben Farbe, in unzähligen Mengen unter den Mariposa-Bäumen blühen.

Auf dringendes Vorstellen des Geistlichen, Mr. Everest, hatte unser Kutscher, ein Kerl von dem verwegenen Aussehen eines Fra Diavolo, den Weg nach den Bäumen wider Willen im Droschkentrab zurückgelegt. Bei Gelegenheit des bergab führenden Rückwegs schien der Mann sich dagegen für die erlittene Unbill schadlos halten zu wollen. Auf einem halsbrecherischen Wege, ohne jede Schutzvorrichtung an den Abgründen, jagte er im Galopp dahin und leitete seine 6 Tiere mit einem Geschick, wie ich solches vor meiner Anwesenheit in Kalifornien nicht für möglich gehalten hätte. Mr. und Mrs. Sweet schrien Zeter, Mr. und Mrs. Everest, sowie deren 11 Jahre altem Jungen und der 17jährigen hageren Tochter sträubten sich die Haare, während sie dem Kutscher unausgesetzt zuriefen, sie würden den Fall in das Beschwerdebuch in Wawona eintragen; ich meinerseits, der ich das Ganze eigentlich durch Aufreizen des Kutschers angezettelt hatte, muss zu meiner Schande bekennen, dass ich eine unheimliche Freude an der Angst meiner Reisegefährten auf dieser tollen Jagd empfand. Die letzten 6 Kilometer wurden in 16³/₄ Minuten zurückgelegt, nachdem der Fra Diavolo sich mir gegenüber vermessen hatte, diese 4 englischen Meilen mit ganz bösen Biegungen und Schleifen in 16 Minuten fahren zu wollen.

So dürftig Barnards Gasthaus in Yosemite vor Eröffnung der eigentlichen Reisezeit im grossen Ganzen war, so vorzüglich fand ich alles in Wawona, wo ich am Abend eine auserlesene Gesellschaft traf. Im Parlour bemerkte ich unter den Damen eine etwas unfeine Erscheinung in einem dunkelroten Sammtkleide, während eine zweite, einen wesentlich vorteilhafteren Eindruck machende Frau von kleiner Gestalt am recht guten Flügel eine Fantasie über Gounods »Faust« mit geradezu erstaunlicher Kunstfertigkeit und Vollendung vortrug. Man unterschätze die

Frauen in den Vereinigten Staaten nicht. Während der letzten 7 Tage sah ich manche die steilsten Wege hinaufreiten, ohne die Miene zu verziehen. Ich sah sie kochen, nähen, malen, singen und — last not least — sie hatten hübsche Gesichter und sind in ihrer Erscheinung dem Auge wohlgefällig; der genannte Raum zählte unter elf jungen Damen neun Schönheiten.

Am 8. Februar stand ich morgens 5 Uhr auf, legte meine zerrissenen Kleider an und weiter ging's im sechsspännigen Wagen über Ahwanee nach Madera.

An der zweiten Haltestelle erzählte man uns Folgendes:

Ein Junge war am vorhergehenden Tage ins Holz geschickt worden, um ein Pferd zu suchen. Ganz unerwartet stiess er auf zwei »camper«, bei denen er an einem der Pferde ein Kopfzeug fand, das, wie er wusste, in der vorhergehenden Woche in der nahen Stadt Fresno Flat gestohlen war. Er ging in diese Stadt, die nebenbei bemerkt, 10 Häuser und 28 Einwohner hat, und erzählte seine Beobachtung. Sofort machten sich 2 Männer auf, um das Kopfzeug zu suchen. Nach einigen Stunden stiessen sie auf die beiden bis an die Zähne bewaffneten Kerle, die in einem Hinterhalt auf den Wagen von Madera nach Wawona warteten, um ihn zu berauben. Die Räuber bemerkten die Suchenden, ehe diese sie erkannten, und feuerten mehrere Schüsse ab, aber ohne den gewünschten Erfolg. Sofort benutzten auch die beiden Leute aus Fresno Flat ihre Gewehre, ebenfalls ohne gleich bemerkbare Wirkung. Jedoch fanden sie später eine Blutlache und einen durchschossenen Hut. Am Morgen des Tages, an dem wir an dieser Haltestelle ankamen, hatten sich 9 Männer aus Fresno Flat auf den Weg gemacht, um die Räuber unter allen Umständen niederzuschiessen. Es hatte also auf alle Fälle am 7. die Kutsche von Madera nach Wawona, somit derselbe Wagen, mit dem wir am 8. fuhren, angefallen und geplündert werden sollen. Als wir später in Fresno Flat anlangten, erwiderte eine junge Frau auf die Frage unseres Kutschers, wo ihr Mann sei, mit der Ruhe, als ob es sich um einen entlaufenen Hammel handele, er sei mit auf dem Wege hinter den Räubern.

Das Mittagessen wurde eingenommen in Coarce-Gold-Gulch, einem Haus, das merkwürdigerweise einem Hamburger, Krohn, gehört; an den Wänden des Zimmers hingen Bilder meiner Vaterstadt. Krohn schenkte mir die Klappern von vier Klapperschlangen, deren er im vorigen Sommer einige dreissig in seinem Garten erschlagen haben wollte. Der weitere Weg führte durch mangelhaften Baumwuchs und später durch eine noch schlechter bewachsene Gegend von Sandhügeln, in der ich eine Unzahl von hässlichen braunen Eichhörnchen sah, sowie viele kleine Eulen; diese Tiere bewohnen gemeinschaftlich Erdlöcher, die von ersteren gegraben werden. Aasgeier sahen wir in grosser Zahl.

An allen Haltestellen wurden uns Forellen, die hier in Mengen in den Bächen leben, angeboten.

Nach den Sandhügeln gelangten wir in die Ebene, in der Mr. Everest mich hin und wieder auf die in der Erde befindlichen Nester der Tarantel-Spinne, welche die Grösse eines Sperlings haben soll, aufmerksam machte. Dass die Wagenfahrten übrigens nicht gefahrlos sind, beweist die Thatsache, dass am 27. Januar ein Wagen in Santa Cruz in Süd-Kalifornien einen Abhang von 28 m hinabstürzte. Sechs Pferde, der Kutscher, drei junge Damen und ein Herr büssten bei diesem Unfall das Leben ein.



Kalifornien. Bei Coarce-Gold-Gulch.

Das »Restaurant Francais« an dieser Eisenbahnhaltestelle liess zu wünschen übrig. Die seit Monaten kaum gewechselten Tischtücher waren zerfetzt; schmierige Kerle in durchlöcherten, abgetragenen Hemden sassen fluchend an unserm Tisch, und die unvermeidliche Melasse bestand zur Hälfte aus Fliegen. Madera zählt ungefähr 200 Einwohner.

Mr. und Mrs. Sweet reisten südlich, während ich mich der Familie Everest auf ihrer Fahrt nach San Francisco anschloss. Von der Bahnverwaltung wurde uns der bereitstehende Schlafwagen zur Verfügung gestellt. Wir begaben uns früh am Abend zur Ruhe, um erst am nächsten Morgen 5 Uhr dem von Süden kommenden Zuge nach San Francisco angeschlossen zu werden. Als er ungefähr zur angegebenen Zeit unsern

Wagen aufnahm, eine Einverleibung, die selbstverständlich nicht ohne schroffes Aneinanderstossen der Puffer stattfinden konnte, fuhr ich aus dem besten Schlafe auf in der Vorstellung, soeben mit der Coach einen endlosen Abgrund hinuntergestürzt zu sein.

Am folgenden Mittag, also am 9., langten wir in San Francisco an, wo ich mich natürlich sofort ins Palace Hotel begab und bemüht war, mein verwahrlostes Aeusseres wieder in die gehörige Form zu bringen. Darauf verfügte ich mich zu Heynemanns, wo ich Zeitungen und Briefe in Empfang nahm. Unter diesen war zu meiner ausserordentlichen Freude auch ein solcher von meinen ehemaligen Vorgesetzten in Mexiko,



San Francisco. Market Street.

die mich baten, eine Anzahl nicht unwichtiger Geschäfte für sie in San Francisco zu erledigen.

Die Stadt fand ich weniger schön, als ich sie mir vorgestellt hatte. Die Strassen, mit Ausnahme der Hauptverkehrsader, Market Street, sind schlecht mit spitzen Steinen gepflastert und durchgehend schmutzig; bei der hügeligen Beschaffenheit des Untergrundes sind mehr oder minder wellenförmige Strassen nicht selten. Dagegen machte das rege Leben und Treiben auf mich, der ich seit mehr als 2 Jahren nur die den Südamerikanern eigentümliche Ruhe kannte, einen ganz besonders auffallenden Eindruck. Jeder schien Eile zu haben, während in Paraguay, Argentinien, Mexiko und in den Ländern an der Westküste der Begriff der Hast so gut

wie unbekannt ist. Unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt will ich das künstliche Mammut nicht unerwähnt lassen; man hat ein Tier zusammengesetzt, das thatsächlich einem solchen vorsündflutlichen Geschöpf in ausgestopftem Zustande recht gut zu gleichen scheint.

Am 10. beschlossen Herr Otto Heynemann und ich, abends einen Ausflug in die 45 000 Einwohner zählende Chinesen-Stadt zu machen. Ich will vorausschicken, dass das grosse Ganze der »China Town« in San Francisco nicht ein Teil der amerikanischen, von Chinesen bewohnten Stadt ist, sondern von Chinesen mit chinesischen Baustoffen und Geräten errichtet ist und sich in keiner Weise von einer gleich grossen Stadt im eigentlichen China unterscheiden kann. Ein Geheimschutzmann wollte unsere Führung übernehmen. Ohne einen der chinesischen Sprache mächtigen derartigen Beamten ist ein Gang durch die Chinesen-Stadt für Europäer undenkbar.

Zunächst hatten wir eine enge Strasse, dem Anschein nach von zweifelhaftem Ruf, zu durchwandern. Wenigstens liessen unbeschreiblich gemeine Gesichter an den Fenstern uns keinen Zweifel, dass es geraten sei, unsere Schritte zu beschleunigen.

Während der nächsten zwei Stunden sah ich ausser Heynemann und dem Führer kein europäisches Gesicht. Die Strassen waren ausnehmend belebt. Zunächst betraten wir eine Apotheke; hier erschienen Leute, um Arzneiverordnungen in ihrer Sprache mit ihren Buchstaben geschrieben abzugeben. Trotzdem ich das Drogenfach erlernt habe, war mir nicht ein einziger der im Laden befindlichen Rohstoffe bekannt. Da sassen Männer und schnitten, mischten und trockneten Drogen und bereiteten aus ihnen allerlei Arzneien. Besonders sorgfältig und gleichmässig verstanden die Leute, heilkräftige Wurzeln in dünne Scheiben zu schneiden.

Unser nächster Besuch galt einem Laden mit Krämerwaren und Leckereien aller Art. Ein übler Geruch machte auf uns einen dementsprechenden Eindruck. Der Laden enthielt ausschliesslich aus China eingeführte Waren. Unter der Decke hingen auf Weidenruten gezogene, grosse getrocknete Austern, flach wie Teller gepresste geräucherte Enten, ebensolche Entenbeine und -füsse; in Kisten zeigte man uns geräuchertes, von Schweinspfoten abgeschabtes Fleisch, unappetitlich aussehende, kleine fette Würste, getrockneten Fisch in wenigstens 20 verschiedenen Arten, geräucherte Krabben und ebenso zubereitete Nieren, in Lehm frischerhaltene Enteneier. Alles im Laden erschien uns widerlich.

Von hier begaben wir uns durch enge Strassen, in denen eine Menge grosser, herunterhängender, chinesisch bedruckter Aushängeschilder von Zeug die Aufmerksamkeit auf sich lenkten, in einen chinesischen Tempel oder »Jos-House«. Er bestand aus 2 schmutzigen kleinen Zimmern, in denen allerlei hässliche Götzen aufgestellt waren. Unter diesen stellte

der Priester uns einen vor, den er »rich man« nannte. Wenn ein Chinese Geld braucht, geht er zu diesem Gotte und unterhält sich so lange mit ihm, bis er glaubt, dass der Heilige das Dringende seiner Lage begriffen hat. Sodann nimmt er einen hölzernen Becher, der vor dem Götzen steht und eine Anzahl Stäbe enthält, und schüttelt so lange, bis einer der Stäbe, an denen unten eine Nummer steht, herausfällt. Die Zahl an dem ausgeschüttelten Stabe zeigt dem Gläubigen an, welchen Betrag der »rich man« dem Bittenden bewilligt, und es bleibt des letzteren Sache, zuzusehen, woher er die fragliche Summe nimmt.



San Francisco. Strasse in China Town.

Ein anderer Götze wurde uns als Arzt gezeigt. Der Kranke stellt ihm seine Leiden vor und schüttelt einen ähnlichen Becher wie den eben beschriebenen. Die herausfallende Zahl zeigt an, welche Nummer der Heilmittel der Kranke in dem Arzneiladen zu fordern hat.

Dann wurden wir auf drei fernere Heilige, einen Schullehrer, eine Lehrerin und einen Tigermenschen, in der Uebersetzung »good devil«, aufmerksam gemacht. Alle diese Bilder hatten kleine Schalen mit Thee und Whisky vor sich stehen; der Priester versicherte uns, dass die Götzen hin und wieder wirklich tränken. Freilich waren einige Schalen leer, merkwürdigerweise die Whisky-Gefässe, während die mit Thee gefüllten unberührt zu sein schienen. Die Räume waren dürftig durch einige kleine, im Verbrennen wohlriechende, aber einen hässlichen

Qualm hinterlassende Kerzen erleuchtet. Die Tapete hing in Fetzen herunter. In einem 4 m langen, 1 m hohen und ebenso breiten Kasten zeigte man uns ein aus Holz geschnitztes, vergoldetes Kunstwerk, das einen Gegenstand aus der chinesischen Religionsgeschichte darstellen sollte.

Darauf besuchten wir ein Theehaus und nahmen im ersten Stockwerk auf einem an der Strasse liegenden, bedeckten Vorbau Platz. Als wir Thee bestellten, brachte man drei leere Tassen aus gutem Porzellan, drei ebensolche Löffel und drei etwas grössere, mit einem Deckel versehene Theeschalen. Der Aufwärter füllte unsere Tassen in der Weise, dass er die geschlossenen Behälter, ohne den Deckel zu entfernen, über den leeren Tassen umkehrte, sodass zwischen Schale und Deckel der Aufguss durchsickern konnte. »Hip good« sagte der Chinese, was mir Heynemann mit »Sehr gut« übersetzte. Der Aufwärter brachte ferner überzuckerten Ingwer, chinesische Mandeln und andere Früchte des Landes; sodann wurde der Deckel von den geschlossenen Tassen entfernt und von neuem heisses Wasser auf die Theeblätter gegossen. Jede der grossen Schalen mochte 100 g Theeblätter enthalten. Heynemann und der Sicherheitsbeamte versicherten mich, dies sei der beste Thee, den China hervorbrächte, mir schmeckte er indessen schlecht, er war viel zu stark. Der zweite Aufguss fiel wenn möglich noch kräftiger aus als der erste, sodass ich für den dritten dankte. Auf unserm Balkon stand ein, einer dickstämmigen Myrte gleichender, ungefähr 0,90 m hoher Theebaum in einem Blumentopf.

In einer Ecke des Theehauses lag ein alter, in Decken gewickelter Chinese, der seinen Opiumrausch ausschlief.

Im weiteren Verlauf unserer Wanderung traten wir durch eine schmale Thür von der Strasse in einen engen Gang; wir mussten uns durch einen wahren Irrgarten, teils unter, teils über der Erde winden. Die überdeckten Strassen waren sämtlich so niedrig, dass ich nicht aufrecht gehen konnte und mit beiden Ellbogen anstiess.

An beiden Seiten dieser Gänge befanden sich höhlenartige Wohnungen, in denen die Chinesen leben; übrigens war alles notdürftig mit Gas erleuchtet. Nicht ohne Beunruhigung dachte ich daran, was aus den Tausenden in diesen Löchern lebenden Menschen werden müsse, wenn einmal Feuer ausbräche.

Wir traten durch eine Thür und befanden uns mitten auf der Bühne eines Schauspielhauses, in dem zur Zeit unserer Wanderung, wie an jedem Abend, gespielt wurde. Bühne und Zuschauerraum mochten an Grösse denjenigen, wie sie in Vorstädten grösserer Orte Deutschlands zu finden sind, entsprechen. Zu ebener Erde sassen die Männer, in einem erhöhten Rundgang die Frauen. Der ganze für die Gäste bestimmte Platz war

derartig gefüllt, dass kaum ein Apfel mehr zur Erde fallen konnte. Auf der Bühne standen rechts und links vorn je zwei Tische, auf diesen wiederum je eine in einen Harnisch gekleidete maskierte Gestalt. Im Hintergrunde brachten vier Männer mit allerlei Geräten ungeheuren Lärm hervor. Neben der Gestalt auf dem Tisch zur Linken standen zehn Männer mit Bühnendolchen; in Zwischenräumen von je zwei Minuten näherten sie sich dem etwas fragwürdigen Ritter zur Rechten, dessen Tisch übrigens so wacklig stand, dass ein Knabe ihn festhalten musste, und machten Miene, ihn zu erstechen, um gleich darauf an ihren vorigen Platz zurückzukehren. Nach meinem Dafürhalten hätte unser gänzlich unberufenes Erscheinen einen gewissen Unmut bei den Zuschauern hervorbringen müssen, indessen irrte ich mich, wenigstens schienen alle Besucher des Musentempels in dem Masse von dem Spiel der Darsteller begeistert zu sein, dass wir drei Europäer ihre Aufmerksamkeit nicht abzulenken vermochten. Wir kletterten von der Bühne in den Raum der Zuschauer und bahnten uns durch diese mit den Ellbogen einen Weg zum Ausgang.

Sehenswert war die nunmehr folgende Opiumhöhle. Zu beiden Seiten eines engen, ungefähr 12 m langen und 2½ bis 3 m breiten Raumes befanden sich an Schiffsbetten erinnernde Verschläge, je drei übereinander, die sämtlich von Rauchern eingenommen waren. Uebrigens ist dieses Opiumrauchen nicht so einfach, wie man in Europa im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. Der Raucher hat in seiner liegenden Stellung auf einer kleinen Platte eine Anzahl von Geräten neben sich stehen, unter denen eine Lampe, die grosse Aehnlichkeit hat mit dem bei uns bekannten Feenlämpchen, die Hauptrolle spielt. Eine kleine Hülse enthält den dickflüssigen Opiumauszug. Eine Stricknadel wird langsam in den Rauchstoff gelassen, dann, mit diesem gehörig versehen, herausgezogen, über das Licht gehalten und unausgesetzt derartig gedreht, dass der melasseartige Stoff weder in die Flamme tropft noch in Brand geraten kann. Sobald er durch Verdunsten eine Festigkeit erlangt hat, die dem Raucher gestattet, das Opium zu kneten, wird es an der Stricknadel auf dem oben ungefähr 12 cm breiten Pfeifenkopf gerollt, dann wieder über die Lampe gehalten und so fort, bis es zum Rauchen fertig ist. In die kaum 1 cm weite Oeffnung der Pfeife gethan, wird der Stoff in wenigen Zügen verbraucht. Dieser ganze Vorgang erfordert eine Zeit von mindestens 20 Minuten, von denen für das eigentliche Rauchen der zehnte Teil genügt. Ich glaube, es ist eine irrige Ansicht, wenn man in Europa dem Opiumrauchen eine die Gesundheit untergrabende Wirkung zuschreibt, vielmehr meine ich, dass dieser betäubende Genuss auf den Chinesen unmittelbar nicht schädlicher wirkt, als der Alkohol auf den Europäer, wenigstens habe ich viele Chinesen von 70 Jahren und darüber gesehen,

die sich der besten Gesundheit erfreuten und von Jugend auf an Opium gewöhnt waren. Mittelbar mag die Gewohnheit von verderblichem Einfluss sein, weil der Raucher seine Zeit mit dieser Beschäftigung vergeudet. Auf alle Fälle ist die sich in Europa mehr und mehr einbürgernde Morphiumspritze hundertmal schädlicher als die Opiumpfeife.

Nachdem wir uns an dem süss brenzlichen Geruch der Opiumhöhle genügend ergötzt hatten, ohne dass unser Besuch die Raucher in ihrem Thun gestört hätte, lenkten wir unsere Schritte zu einem in einem Keller hausenden Goldschmied. Da sassen Männer, jeder bei einem offenen,



San Francisco. Aussicht vom Cliff-House.

grossen, aus einer merkwürdigen Art Pfanne brennenden Fackellicht und formten mit feinen Messern und Meisseln aus Silber Armbänder und andere Schmucksachen.

Hier wie in den andern Läden befand sich ein Rechenapparat, ähnlich jener Spielerei in Europa, an deren roten und schwarzen Kugeln kleine Kinder in die ersten Geheimnisse des Zusammenzählens eingeweiht werden. Auf welche Weise die Chinesen an diesen Kugelreihen das Vervielfältigen und Teilen berechnen, ist mir unklar geblieben.

Ferner gestattete uns der Schutzmann, in einigen engen, schmutzigen Strassen einen Einblick in die »mystères de la ville chinoise«, die wir mit einem Gefühl grenzenlosen Ekels verliessen.

Das Leben in der Chinesenstadt war mir um so anregender erschienen, als ich die Ueberzeugung habe, dass es zur Zeit des Pyramidenbaues mit unwesentlichen Abweichungen dasselbe gewesen sei wie gegenwärtig. Kann man es diesen Leuten verargen, wenn sie seit Jahrtausenden wohlüberlegt keinen Fortschritt wollen? Wohin wird in Europa das unausgesetzte Weitervordringen der Wissenschaften und deren Nutzanwendung im täglichen Leben führen? Ob zum endlichen Guten, bleibt doch mindestens die Frage. Das wissenschaftliche Stillstehen der Chinesen hat zum wenigsten vermocht, sie länger zu erhalten, als jemals andere diese Grundsätze nicht teilende Völker bestehen konnten. — — —

Am folgenden Tage fuhr ich mit Herrn Heynemann nach dem Cliff-House. Es liegt auf einer Klippe am Grossen Ozean und erweckt in dem Besucher insofern ein Gefühl eigener Art, als zwischen diesem Felsen und



San Francisco. Cliff-House vom Meere gesehen.

Japan, also auf einer Strecke gleich derjenigen von Berlin bis Kapstadt, kein Land zu finden ist. Wenige Meter in nordwestlicher Richtung vom Cliff-House liegen jene kleinen Felsen im Meere, auf denen ohne Unterbrechung Hunderte von Seelöwen ungestört ruhen und sich sonnen. Obwohl sie dem Fischfang erheblichen Schaden zufügen, stehen die Tiere unter dem Schutze des Staates Kalifornien. Nach einem landesüblichen Cocktail fuhren wir den 16 km langen Weg durch den hübsch angelegten Golden Gate Park zur Stadt zurück. Im Jahre 1886 sah mein Vater nach seinen damaligen Berichten an dieser Stelle noch eine Sandwüste.

Den Nachmittag fand ich bei dem älteren Herrn Heynemann dieselbe freundliche Aufnahme wie Tags zuvor bei seinem Sohne. Der alte Herr hat sich trotz seines Aufenthalts in Kalifornien seit 1850, ebenso wie seine in den Staaten geborenen Söhne, durchaus die deutsche Art in ihrer vornehmen Bedeutung zu wahren gewusst. Am folgenden Tage zeigte mir Herr Heynemann den Speisesaal im Lick-House, einem kleinen, aber sehr reich ausgestatteten Gasthof; der Speisesaal fällt auf durch seine unvergleichliche Gipsmörtelarbeit, wie durch die ihn schmückenden herrlichen,

von den bedeutendsten Künstlern Nordamerikas gemalten Bilder, unter denen das Yosemitethal von Hill einen hervorragenden Platz einnimmt.

Im deutschen Klub machte Herr Heynemann mich aufmerksam auf die besonders anheimelnd und geschmackvoll eingerichteten Damen-, Lese-, Empfangs- und Billardzimmer.

In dem geräumigen Rauchsaal des Palace Hotels traf ich während der Vormittagsstunden des 14. Februar mit einem Mr. Houghton aus Portland (Oregon) zusammen, der unter unaufhörlichem Spucken mancherlei über die nordamerikanischen Verhältnisse zu berichten wusste. Ihm gegenüber äusserte ich meine Verwunderung, in Kalifornien unter den Frauen, Mädchen und



San Francisco. Teil von Golden Gate Park.

Kindern eine verhältnismässig grössere Zahl von schönen Gesichtern und Gestalten gesehen zu haben, als in irgend einem andern der mir bekannten Länder. Mr. Houghton versuchte mir diese Erscheinung wie folgt zu erklären.

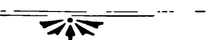
In keinem Teile der Erde sind so viele Menschenrassen zusammengetroffen wie in Kalifornien. Die dort ansässige Bevölkerung ist ein Gemisch von den Ureinwohnern Mexikos, Indianern, Negern, Spaniern, Irländern, Franzosen, Engländern und Deutschen. Dieser Völkermischung soll die jetzige Einwohnerschaft ihr vorteilhaftes Aussehen zum grossen Teil zu verdanken haben.

Ferner erzählte Mr. Houghton von einem meiner Landsleute, einem gewissen Claus Spreckels aus Hannover. Dieser war in den 60er Jahren in untergeordneter Stellung nach San Francisco gekommen, hatte es indessen verstanden, sich mit dem Könige der Sandwich-Inseln Kalakaua I. anzufreunden, und diese Beziehungen benutzt, sich äusserst vorteilhafte Roh-

zuckereinkäufe aus Honolulu zu sichern. Allmählich hatte Spreckels es dahin gebracht, den Zuckerhandel in den Weststaaten an sich zu reissen, sodass er zu Anfang der 80er Jahre einen täglichen Reingewinn von 5000 Doll., also über 20000 M. erzielte. Indessen konnte er das

»Heureux qui peut monter sans bruit
Sur l'arbre, qui porte les fruits« —

doch nicht so ganz auf sich beziehen. Die Stellung eines »Königs«, wenn auch nur eines Zuckerkönigs, soll im Lande der Freiheit sehr viel Lärm und Drohungen hervorgerufen haben, gegen die dem Krösus aber deutsche Thatkraft und Beharrlichkeit trefflich zu statten kamen.



XIV. KAPITEL.

An Bord der „China" nach Honolulu.

Am Abend des 14. Februar begab ich mich an Bord der »China«, und vor Tagesanbruch des 15. dampften wir durch das Golden Gate ab nach Honolulu. Als ich in die Kajüte hinunterstieg, empfing mich ein lauter, etwas aufdringlich erscheinender Gesang frommer Lieder. Ungefähr 20 Damen umgaben einen Herrn, dem zweifelsohne hiermit eine Ehre angethan werden sollte. Der chinesische Aufwärter teilte mir mit, dass man einem Missionar das Geleit an Bord gäbe. Ich muss gestehen, dass diese etwas handgreifliche Art der Frömmigkeit am unrechten Ort mich wenig wohlthuend berührte. Bescheiden setzte ich mich in eine Ecke, und als der Gesang zu Ende war, liess ich mir Whisky, heisses Wasser und Zucker kommen: ich glaube nicht in böser Absicht, möchte aber nicht beschwören, dass mich nicht doch eine Regung des Widerspruchs zu dieser Bestellung veranlasste. Jedenfalls war ich fest entschlossen, im Falle die zwanzig, ebenso unfreundlich, wie selbstbewusst aussehenden Damen Miene machen sollten, mir meinen Whisky mit Gewalt zu entreissen, mich zur Wehr zu setzen. Indessen begegneten mir nur drohende Blicke hochgradiger Entrüstung, die mich aber nicht hinderten, mein dampfendes Getränk mit ausgesuchtem Vergnügen zu schlürfen.

Unsere Reisegesellschaft bestand aus einem Engländer, Mr. Davies, dem Besitzer grosser Zuckeranpflanzungen auf Hawaii, einigen wenig anziehenden Nordamerikanern und dem erwähnten Missionar aus Philadelphia, der seit einigen Jahren an der Westküste der Halbinsel Malakka seine Thätigkeit entfaltete.

Bisher hatte ich eine nur wenig vorteilhafte Vorstellung von Missionaren haben können. Mein Vorurteil gegen den ganzen Stand fand seinen

Grund darin, dass zwei Verwandte meines Vaters unter misslichen Umständen diesen Beruf ergreifen mussten. Einer von ihnen war Lehrling in einem Bremer Handelshause gewesen, hatte das Unglück gehabt, für 18 Mk. Hosenstoffe widerrechtlich an sich zu bringen, eine weder vom kaufmännischen, noch vom christlichen Standpunkt zu rechtfertigende Handlungsweise, die seine sofortige Entlassung unter Verlust seines Haftgeldes von 300 Mark herbeiführte. Im Familienrat wurde damals beschlossen, diesen etwas aus der Art geschlagenen Jüngling zu einem Goldonkel in Boston zu schicken, der den jungen Uebelthäter weiter nach dem Westen, nach Kansas City, zu senden für gut befand. Der so Gemassregelte hielt es indessen für zweckmässig,



San Francisco. Golden Gate.

seine neue Stellung hinter dem Ladentisch eines Fettwarenhändlers zu verlassen und sich nach Chicago in eine Missionsschule zu begeben. Der Goldonkel in Boston schrieb darüber nach Hamburg: »Man lasse ihn. Entweder wird er Bischof von Borneo oder man wird ihn hängen!« Leider hat man bisher nicht gehört, dass unser Familienmitglied Bischof von Borneo geworden ist.

Ein zweiter Verwandter meines Vaters hatte sich dem Apothekerberufe gewidmet. Da ihm jedoch alle und jede Befähigung für diesen ehrbaren Stand abging, beschloss er, Prediger zu werden. Mit Mühe und Not erlangte er im Alter von ungefähr 25 Jahren das Reifezeugnis für die Hochschule; bei allen weiteren Prüfungen fiel er indessen ebenso regelmässig wie glänzend durch. Somit wurde für richtig erachtet, diesen

wenig hoffnungsvollen jungen Mann Missionar werden zu lassen. Soviel ich weiss, verteilt er zur Zeit im inneren Afrika baumwollene Hemdchen an Negerkinder. Es ist mir also nicht zu verargen, wenn ich bis dahin keine übermässig hohe Meinung von der Zunft der Verbreiter des Christentums unter heidnischen Völkern haben konnte.

Indessen sollte ich bald erfahren, dass unser neuer Reisegefährte entschieden der unterhaltendste aller Fahrgäste aui der China sei, und jedenfalls grosse Klugheit und Gewandtheit besitze. Ein runder Bauernschädel, eine kleine, aber spitze Nase, dicke Wurstfinger, platte Füsse an kurzen Beinen, die den mittelgrossen, äusserst wohlgenährten Körper tragen mussten, verrieten, dass der brave Mann nicht gerade einer der höchsten Gesellschaftsklassen entstamme. Um so fesselnder waren die Mitteilungen aus seiner Thätigkeit, die er gern und mit grosser Redegewandtheit zum Besten gab.

Da er anfänglich in Bangkok gewohnt hatte, wusste er uns während der Abendstunden durch seine gewandt vorgetragenen Schilderungen von dem Leben der Siamesen in Spannung zu halten. Seine Berichte über ihre Hahnenkämpfe, über die Kämpfe ganz kleiner, abgerichteter Fische, über die öffentlichen Hinrichtungen, das Auspeitschen der Verbrecher, das Verbrennen der Leichen, die Beleuchtung der Stadt und der Schiffe durch Hunderttausende kleiner Lampen am Geburtstage des Königs waren ohne Frage eine ungemein anregende Unterhaltung.

Zur Zeit unserer Reise unterhielt er in Malakka u. A. 23 Kühe für seinen Hausgebrauch, bemerkte indessen, dass sie nicht so viel Milch zu geben imstande wären, als vier rechtschaffene nordamerikanische Tiere gleicher Art. Fast hätten die Zuhörer Thränen der Rührung geweint, als der Missionar uns berichtete, wie das jüngste seiner neun Kinder im Oktober 1895 am Keuchhusten erkrankt sei, woraufhin die Gesellschaft in Philadelphia ihm sofort die nötigen Mittel zur Verfügung gestellt habe, um mit seiner ganzen Familie auf einige Monate nach Darjeeling im Himalaya überzusiedeln. Nach seinen Angaben muss das in Seehöhe von 2800 m liegende Darjeeling mit dem Blick auf die 8590 m hohe Kantschindschanga-Kette im Norden und dem Mount Everest im Westen ungefähr das Paradies auf Erden sein, zumal es fast ausschliesslich von reichen Briten aus Kalkutta als Kurort benutzt und daher den Gästen alle nur erdenkliche Behaglichkeit geboten wird.

Die Gesellschaft in Philadelphia hatte dem vortrefflichen Manne diesmal anheimgestellt, über Honolulu, Yokohama, Hongkong und Singapore nach Hause zu reisen; alle zwei Jahre pflegte er nämlich zur Berichterstattung nach Philadelphia zu fahren.

Ein junger Nordamerikaner, der in einem Handelshause zu Shanghai die Stelle eines Tea-tasters bekleidete, wusste meine Ansicht über Missionare,

die sich inzwischen wesentlich gebessert hatte, durch die Aeusserung abzuschwächen, ich solle mir nur nicht einbilden, dass diese Leute, die grosse Vermögen zu ihrem eigenen und ihrer Familie Unterhalt verbrauchten, jemals wahre Christen heranbildeten. Die meisten Mitglieder ihrer Gemeinden setzten sich aus dem heillosesten Gesindel zusammen, das die aus dem Christentum erwachsenden greifbaren Vorteile zu schätzen wisse und ausschliesslich deshalb den Lehren der Missionare folge, ohne vom eigentlichen Christentum eine Ahnung zu haben. Die reichliche Dienerschaft der Missionare bestehe gewöhnlich aus Nichtchristen, weil die frommen Herren sich wohl hüteten, Mitglieder ihrer Gemeinde in ihrem Haushalt zu dulden. Zahllose Chinesen sollen davon leben, von einer Missionsstelle zur andern zu ziehen und sich immer wieder taufen zu lassen, in der Gewissheit, bei jeder neuen Bekehrung neue Vermögens- oder andere Vorteile einzustecken. Unter den Malayen, Siamesen und anderen Völkerschaften würde es voraussichtlich nicht viel anders zugehen, als unter den Chinesen.

Uebrigens war der geistliche Herr durchaus liebenswürdiger und freundlicher Art. Selbstverständlich beteiligte er sich niemals am »poker«, ohne aber etwas gegen dieses, dem Anschein nach dem Amerikaner unentbehrliche Spiel einzuwenden. Der Poker ist ohne Frage ein ungemein belustigendes Kartenspiel; ich hätte der Aufforderung, mich daran zu beteiligen, gern hin und wieder entsprochen, wenn nicht so hoch gespielt worden wäre. Ebenso wie es mir peinlich ist, Geld zu verlieren, ist es mir gründlich zuwider, mich durch die Karten mit dem Gelde Anderer zu bereichern, zumal wenn der Spieler mit dem Gewinn, den ihm seine grössere Geschicklichkeit zuwendet, in seinem wirtschaftlichen Haushalt zu rechnen beginnt, während andererseits ein Verlust den Pechvogel empfindlich zu berühren scheint. Daher lehnte ich dankend ab und begnügte mich mit dem Zusehen.

Am Sonntag, den 16., wurde der Gottesdienst kurz und in zweckentsprechender Weise von unserem Missionar abgehalten. Uebrigens waren seine abendlichen Vorträge so lehrreich und unterhaltend, dass ich am Tage vor unserer Ankunft in Honolulu bei den übrigen Zuhörern eine gemeinschaftliche Dankesäusserung beantragte, eine Aufforderung, der allseitig gern nachgekommen wurde.

Unter den Reisenden befand sich auch ein Mr. Gill aus Baltimore. Als ich am Morgen des 15. an Deck erschien, stand dieser hagere, krankhaft aussehende Mann an der Schiffseinfassung mit dem Gesicht gegen den Wind und schien grosse Mühe zu haben, zu atmen. Er erzählte mir, ebenfalls nicht ohne Beschwerde, dass er sich seit Monaten schlecht fühle und seinen Bruder in Yokohama aufsuchen wolle. Vorher werde er einen Aufenthalt von 8 Tagen in Honolulu nehmen. Ganz unwillkürlich befiel mich der Gedanke, dieser Mann werde Yokohama

14*

niemals lebend erreichen. Am Mittag des 16. legte er sich, am 17. war sein Zustand derartig, dass vier andere Herren und ich dem Schiffsarzt anboten, abwechselnd bei dem Kranken zu wachen. Am Tage, vor dem wir Honolulu erreichten, hatte ich von 2—4 Uhr nachmittags die Aufsicht. Gegen 2½ Uhr erschien der Arzt, um nachzusehen, ob eine Aenderung eingetreten sei. Mr. Gill begann langsamer zu atmen, einmal ganz tief, noch zweimal ebenso und dann war es zu Ende. Zum erstenmal in meinem Leben sah ich einen Menschen sterben. Mr. Gill wurde einbalsamiert und in einen der Särge gelegt, wie sie immer für möglicherweise sterbende Chinesen an Bord sind, die bekanntlich ohne Ausnahme in ihre Heimat geschafft werden müssen. In Honolulu wurde später der Sarg, mit der amerikanischen Flagge bedeckt, in einem besonderen Boot ans Land geschafft.

Unsere Mannschaft, sowie die Aufwärter, waren Chinesen. Bessere Bedienung bei der Tafel habe ich niemals gesehen. Nach Verlauf von 36 Stunden kannten sie die Gewohnheiten und Liebhabereien jedes Reisenden, um ihn entsprechend und geräuschlos zu bedienen. Wenn ich bei Tisch einem dieser Leute einen Auftrag erteilte, sagte er: »Yes Sir,« mit einer so besonderen Betonung, als meine er: »That is the very thing, you are quite right; if I were you, I should have taken the same thing.«

In allen Räumen der China herrschte die peinlichste Reinlichkeit, Ordnung und Pünktlichkeit. Während der Mittagstafel leitete der Oberaufwärter die »boys« durch eine kaum hörbare Glocke. Auf den ersten Schlag stellten alle sich an ihren Platz an den Nebentischen, beim zweiten drehten sie sich gleichmässig um, beim dritten ergriff jeder eine vorher hingestellte Schüssel, beim vierten wurden die Platten auf unsern Tisch gesetzt, beim fünften der Deckel abgehoben und so fort, alles mit militärischer Bestimmtheit.

Am 17., 3 Uhr nachmittags wurde an Bord der China eine sehr zweckmässige Uebung ausgeführt, nachdem man uns Reisende vorher darüber unterrichtet hatte. Plötzlich läutete die Feuerglocke, die saubern chinesischen Köche verliessen die Küche, die Maschinenmeister die Maschinen, kurz, jeder seine Arbeit und stürzte an den ihm bei ausbrechendem Feuer angewiesenen Platz am Schlauch oder an den Pumpen. Sodann ertönte die Glocke zum zweitenmale, stürmischer als vorher. Jeder liess das Löschwerk im Stich und beeilte sich, das dem einzelnen im Falle der Gefahr angewiesene Boot zu erreichen. Ich zählte bei jedem Rettungsschiff einen Befehlshaber und 8 oder 9 Chinesen; die ganze Mannschaft war an die Böte verteilt. Der Schiffsführer sowie alle Offiziere trugen Revolver im Gürtel. Die Pünktlichkeit an Bord der China erschien mir in jeder Beziehung mustergiltig.

Am 18. Februar, als wir nicht mehr wie in den ersten Tagen der Reise von empfindlicher Kälte zu leiden hatten, ereignete es sich bei Gelegenheit des allabendlichen gemütlichen Zusammenseins an Deck, dass eine schwere Welle unvermutet das Schiff auf die Seite legte, so dass wir Herren gleichzeitig aus unsern Stühlen auf das Verdeck rutschten, ein Zwischenfall, der allgemeine Heiterkeit veranlasste. Gegen 11 Uhr desselben Abends wünschten wir uns eine gute Nacht, und jeder ging in seine Kammer. Zehn Minuten später standen wir sämtlich wieder in Pyjamas*) in der »social hall« und riefen gleichzeitig: »What was that?« Einen orkanartigen Wind, ein Rasseln, einen Ruck, einen Knall hatten alle in Zeit weniger Sekunden gehört. Die Sache klärte sich folgendermassen auf: Ein plötzlicher Wirbelwind hatte unser grosses Segel gefasst und im Handumdrehen in hundert kleine Fetzen zerrissen. Sonst verlief die Nacht so ruhig wie die vorhergehenden.

Im Zwischendeck befanden sich einige dreissig Chinesen, die von Kalifornien nach den Hawaii-Inseln übersiedeln wollten; bei Gelegenheit eines Besuches fand ich einen dieser Leute beschäftigt, einen kleinen Ingwertopf zu öffnen. Als er mich sah, bot er mir von dem Inhalt desselben an, und da ich während des zwanzig Minuten langen Aufenthalts im Theehause der Chinesenstadt die chinesische Sprache soweit erlernt hatte, dass mir das Wort »hip« geläufig war, fragte ich: »hip good?« worauf er die Augenbrauen in die Höhe zog, mit dem Kopf nickte und sagte: »hip good!« Das mir Angebotene schmeckte wie verzuckertes Schilf. Nun bemerkte ich meinerseits wieder: »hip good!« und damit war die Unterhaltung beendet, nachdem ich einige Cigarren zurückgelassen hatte.

In der Nacht vom 20. auf den 21. langten wir auf der Reede von Honolulu an. Mit Sonnenaufgang war ich bereits an Deck. Die See erglänzte in wunderbar dunkelblauer, hellblauer, grüner bis rotgoldiger Farbe, während der Himmel sich in strahlendem Grün-Gold zeigte; niemals hatte ich Aehnliches früher beobachtet. Kaum 300 m vor uns lag die Stadt und hinter ihr 250—700 m hohe Berge mit so eigenartigen Einschnitten, wie sie wohl nur bei Gebirgen vulkanischen Ursprungs vorkommen können. Unser Empfang war nur insofern wenig freundlich, als ein 4 m langer Haifisch sich in ganz langsamer Bewegung an der Steuerbordseite unserer China zu schaffen machte.

Die Bestie erinnerte mich an einen Brief, den ich vor 10 Jahren von meinem Vater erhielt, als er auf der Reise von San Francisco nach Yokohama vier Tage vor Honolulu liegen musste. Durch die unter den Chinesen ausgebrochenen Blattern an Bord der »City of Rio de Janeiro« wurde mein Vater verhindert, an Land zu gehen, und beschäftigte sich während der vier Tage in Ermangelung eines Besseren mit Haifischfangen.

*) Nachtanzug in chinesischer Art.

Bald ging ich ans Land und begab mich in das recht gute Hawaii-Hotel. Honolulu mit den es umgebenden Wood Cottages gleicht in mancher Beziehung Kingston auf Jamaica. Die Stadt mit ihren 24000 Einwohnern, ihren gut gepflasterten, breiten und reingehaltenen Strassen, ihren 25 km Pferdebahnen, 1200 Fernsprecheinrichtungen und ihrem herrlichen, in neuerer Zeit in italienischem Stile errichteten Regierungsgebäude wird



Honolulu. Hawaii-Hotel.

abends durch mehr als 1000 elektrische Lampen erleuchtet. Die Schaufenster lassen auf reiche Vorräte bester, vornehmlich nordamerikanischer Erzeugnisse schliessen.

Am Eingange meines Gasthofes fand ich zu meinem nicht geringen Erstaunen Herrn H. Justus aus Hamburg, den gerade Geschäfte nach den Sandwichinseln geführt hatten. Natürlich gab es mancherlei zu erzählen; es freute mich vor allem, Herrn Justus selbstverständliche Grüsse seines Bruders in Antofagasta übermitteln zu können. Indessen war dieser schon längst nach Hamburg zurückgekehrt; ich hatte übersehen, dass ich vor

12 Monaten in Chile gewesen war, somit konnten die Grüsse umgekehrt, also an mich zur Verwendung gelangen. Nach dem gemeinschaftlich eingenommenen Frühstück forderte Herr Justus mich auf, mit ihm einen älteren Hamburger, Herrn Gustav Kunst, aufzusuchen.

Da mein Aufenthalt auf den Sandwichinseln durch die Freundschaft des Herrn Kunst zu einem Glanzpunkt meiner ganzen Reise geworden ist, sei es mir gestattet, einige Zeilen über diesen zu meinen liebenswürdigsten Gönnern zählenden Herrn einzuflechten.

Handelsbeziehungen ausgedehntester Art hatten den unvermählten und vollkommen unabhängigen Herrn Kunst seit 30 Jahren veranlasst, so ziemlich die ganze Welt zu bereisen, sodass für ihn der Begriff der Entfernung nicht mehr vorhanden war. Unter allen Plätzen, die er kannte, waren ihm die Hawaii-Inseln, dies Paradies inmitten des Grossen Ozeans, als der denkbar herrlichste Winteraufenthaltsort erschienen. Somit hatte er beschlossen, sich während einiger Jahre für die Monate November bis April in Waikiki, einige Kilometer von Honolulu, ein Heim zu schaffen, wie es den Herzenswünschen eines unabhängigen Mannes entspricht. Herr Kunst empfängt nicht nur die ganze vornehme Gesellschaft der Stadt in seinem Landhause, sondern auch die Durchreisenden rechnen es sich zur Ehre, in Waikiki einige Stunden zubringen zu können. Mir wurde während der drei Wochen auf der Insel Oahu unausgesetzt Gelegenheit geboten, an kleinen und grösseren Gesellschaften bei Herrn Kunst teilzunehmen, wie sie gleich anregend in Europa nicht geboten werden können.



Honolulu. Market Street.

Den von Palmen eingeschlossenen Besitz trennt eine dreissig Schritt breite Rasenfläche vom Meere. Die Einrichtung des Hauses, die Art, wie Herr Kunst seine Freunde zu empfangen versteht, legen Zeugnis ab für das Verständnis eines durchdachten Lebensgenusses. Entgegen der nicht selten den vornehmen Takt überschreitenden Ausführlichkeit der Speisefolgen bei europäischen Mahlzeiten, versteht unser gastfreier Landsmann mit Hilfe der Erzeugnisse, der Witterungsverhältnisse und der Naturschönheiten der

Inseln Einfachheit und Ueberfluss mit vollendetem Geschmack zu verbinden. Ich werde mich während meines ganzen Lebens solcher Mahlzeiten erinnern, bei denen Kanakas*) in ihrer wunderbar ergreifenden Weise musizierten.

Die Wärmegrade auf den Sandwichinseln schwanken in der Regel zwischen + 19 R. und + 22 R., sinken niemals unter + 16 R. und übersteigen + 25 R. nicht. Sommer, Herbst und Winter sind unbekannt. Die Passatwinde, deren Einfluss die Inseln drei Viertel des Jahres ausgesetzt sind, schaffen ein ewiges Frühlingswetter, wie wir es in Norddeutschland nur vorübergehend, während der Frühstunden der ersten Hälfte des Juni, kennen. Das Land ist bergig und sein vulkanischer Boden sorgt für sofortigen Abzug aller überflüssigen Wassermengen. Frische Seewinde mit genügendem, aber niemals zu starkem Regenfall erhalten den Pflanzen das dauernde herrliche Grün. Staub giebt es nicht, anhaltend heisses, trockenes Wetter kommt ebensowenig vor. Blumen, Früchte, Vögel und Sonnenschein während des ganzen Jahres rechtfertigen die allgemeine Behauptung und die Ansicht des Herrn Kunst, dass nur auf den Sandwichinseln ein Paradies zu schaffen sei. Das Bild des Landes vervollkommnen Berge bis zu 4000 m Höhe mit ewigem Schnee, ungeheure Abgründe, riesenhafte Lavafelder und Schluchten, Thäler, Seen, Reispflanzungen, Palmen- und Farnwälder, sowie tropisches Dickicht, in denen weder Schlangen, noch reissende Tiere vorkommen.

Allein an Farnen sollen die Hawaii-Inseln 150 verschiedene Arten aufzuweisen haben, unter denen 90—100 dieser Inselgruppe eigentümlich sind. Ich selbst hatte Gelegenheit, recht viele Sorten, darunter den Silber- und den Goldfarn, von so ungemein schöner und feiner Blätterbildung zu sehen, wie sie mir bisher nicht vorgekommen waren. Dagegen sind alle Säugetiere, mit Ausnahme der Fledermäuse, innerhalb der letzten hundert Jahre eingeführt.

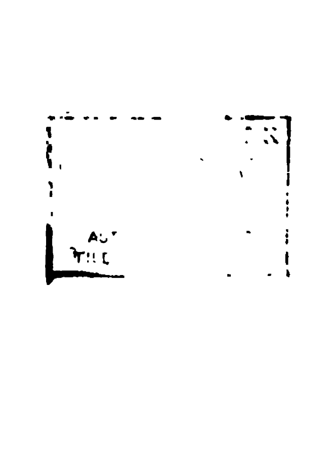
Diese herrlichen Witterungsverhältnisse scheinen trotzdem dem menschlichen Körper nicht günstig zu sein, wenigstens machten die recht zahlreichen Kinder der Europäer auf mich den Eindruck geringer Widerstandsfähigkeit. Auch die Geschichte der Kanakas beweist, dass gerade der ewige Frühling das Gedeihen der menschlichen Rasse nicht fördert. Die Geschicke dieser Eingeborenen während des letzten Jahrhunderts haben mich zu sehr angezogen, um sie in meinen Berichten unberührt lassen zu können.

Wie bekannt, sind die Hawaii-Inseln im 16. Jahrhundert zweimal von spanischen Entdeckungsreisenden gesehen und von Cook im Jahre 1778 gesucht und wiedergefunden worden. Damals sollen zwischen 200 000 bis 300 000 Kanakas auf den Inseln gelebt haben. Die mir vorgekommenen

*) Eingeborene der Hawaii-Inseln.



Honolulu. Auffahrt unter Edelpalmen nach Queens Hospital.



Vollbluteingeborenen scheinen durchaus die Behauptung zu bestätigen, dass sie gutmütiger, kindlich friedsamer Art und ziemlich kunstfertig gewesen sind, ohne jede Spur von Grausamkeit oder Neigung zur Menschenfresserei, wie sie die Ureinwohner anderer Inselgruppen im Grossen Ozean, z. B. der Fidji-Inseln, noch bis in jüngere Zeit zeigen. Dass Cook bei Gelegenheit seiner zweiten Weltumsegelung auf Hawaii seinen Tod fand — nicht ermordet wurde — beweist keineswegs das Gegenteil des Vorstehenden. Der Tod des grossen englischen Seefahrers war die Folge eines Streites seiner Mannschaft um ein Boot der Insulaner, somit Schuld der Genossen des Getöteten. Seit hundert Jahren ist die Zahl der eingeborenen Bevölkerung, die bei jedem wahrhaft christlich oder auch nur menschlich Denkenden mehr als irgend eine andere Völkerschaft wohlwollende Teilnahme erwecken muss, von einer Viertelmillion auf nicht viel mehr als 10 000 gesunken. Die Schuld daran trifft vornehmlich die Missionare. Ich will versuchen, diese Anschauung nach der mir aus den zuverlässigsten Quellen zugekommenen Belehrung zu begründen.

Vielfach begannen die Verbreiter der christlichen Lehre auch auf den Sandwichinseln ihr Werk mit einer Ueberzeugungsstärke, die jede von ihrer Ansicht abweichende Meinung für unsittlich oder menschenunwürdig hielt. Während die Missionare mit offenem, vorurteilsfreiem Blick erkannt haben würden, dass auf den Hawaii-Inseln die wahrhafte Nächstenliebe am Ende des vorigen Jahrhunderts in einer Blüte stand, wie man sie unter den sich angeblich zum Christentum bekennenden Völkern niemals gekannt hat, sahen sie von dem nichts, nahmen im Gegenteil ein furchtbares Aergernis daran, dass die harmlosen Menschen mit ihrem kindlichen Gemüte unbekleidet einhergingen. Ihr erstes Bestreben war, diesen in ihren Augen scheusslichen Zustand abzuschaffen. Geduldig, in harmloser Freude liessen die seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden nackten Kanakas sich kleiden. Schon damals hätten Leute von dem Bildungsgrade, den die Lehrer des Christentums billigerweise haben sollten, soviel von der Anpassungs- und Erblichkeitslehre wissen müssen, dass ein derartiges Eingreifen in die Lebensgewohnheiten von Naturvölkern ihre langsame, aber sichere Vernichtung herbeiführt. Nicht ahnen konnten sie freilich, dass gerade der ewige Frühling die Einwohner der Sandwichinseln gegen plötzliche Neuerungen ganz besonders empfindlich macht. Das Bekleiden der Leute wirkte auf ihr ferneres Bestehen jedenfalls sehr nachteilig; man denke sich, wie es Europäer beeinflussen würde, wenn sie sich entschlössen, die die Lungen umgebenden Teile ihres Körpers mit einem leichten Firnis zu überziehen. Die Kanakas, denen der Genuss von Fleisch in Ermangelung von passenden Schlachttieren unbekannt gewesen war, die nur von Fischen und Früchten gelebt, die ihre Freude in der Musik, an dem Duft und der Farbenpracht der Blumen

gesucht hatten, wurden mit jedem Jahrzehnt widerstandsloser gegen die Krankheiten und Laster, welche die weisse Menschenrasse im Gefolge der Missionare einschleppte. Nach ferneren 50 Jahren wird der letzte Vollblut-Kanaka das Zeitliche gesegnet haben, und mit ihm ein Volk, unter dem Christus zweifellos lieber gelebt haben würde, als zwischen Missionaren.

Uebrigens hat man seit 25 Jahren, um die Bevölkerung der Inseln zu erhalten, portugiesische Arbeiter, namentlich von den Azoren, eingeführt, um aus den Mischlingen beider Rassen eine kräftige und widerstandsfähige neue Bevölkerung ins Leben zu rufen. Wie ich allgemein hörte, sollen die Erfolge dieses Unternehmens die Erwartungen übertroffen haben.

Vier Tage vor meiner Abreise kehrte ich, wie recht häufig, am Abend von dem Landsitze des Herrn Kunst zurück. Die Unterhaltung war, wie gewöhnlich, ungemein lebhaft gewesen, sodass es mir nicht möglich war, mich gleich zur Ruhe zu begeben; vielmehr sass ich bei sternenklarem Himmel, den wunderbaren Seewind atmend, auf dem Balkon vor meinem Zimmer. Ich sann über manches an diesem Abend Gehörte nach, und meine Gedanken schweiften unwillkürlich zurück bis zu der Stunde meines Abschieds von Hamburg; alles, was ich in diesen 29 Monaten gesehen und erfahren hatte, zog an meinem Auge vorüber. Ich fühlte mich unbeschreiblich glücklich und zufrieden, zumal ich an diesem Tage meinen 21. Geburtstag feierte, somit das Alter der gesetzlichen Mündigkeit erreicht hatte. Mit Genugthuung erfüllte es mich, mir nicht vorwerfen zu müssen, bis dahin noch keinen Beweis der Selbständigkeit gegeben zu haben. Ganz unwillkürlich dachte ich an meine Kindheit zurück.

Nach den Berichten meiner Eltern war ich 1¼ Jahr alt gewesen, als eine junge Engländerin, vornehmlich zu meiner Erziehung, im elterlichen Hause eintraf. Wie man mir später sagte, erregte dieser Entschluss meines Vaters in allen Verwandten- und Freundeskreisen das grösste Missfallen. Man meinte, es sei unrichtig, einen Knaben in so jungen Jahren zwei Sprachen erlernen zu lassen. Mein Vater indessen blieb standhaft und behauptete, dass eben das gleichzeitige Erlernen zweier Sprachen mir das Verstehen fremder Mundarten in späteren Jahren erleichtern würde. Er ging bei der Erziehung seiner Kinder von dem Grundsatz aus, dass nichts im Leben so notwendig sei, nichts es in dem Masse verschönern könne, als das vollkommene Beherrschen vieler Sprachen der Gegenwart. Als ich nach vollendetem sechsten Jahre in die Schule geschickt wurde, war mir das Englische nicht minder geläufig als das Deutsche.

Während der 10 Jahre meiner Schulzeit stiessen die Erziehungsgrundsätze meines Vaters wiederum allseitig auf Widerspruch. In Hamburg ist die Ansicht vorherrschend, die Knaben so viel wie möglich lernen zu lassen, damit sie später ihren Beruf nach jeder Richtung beliebig



Honolulu. Auffahrt unter Dattelpalmen nach Queens Hospital.

wählen können, dagegen hatte mein Vater von Anfang an beschlossen, seine drei Söhne zu Kaufleuten zu machen. Er meinte oft: »Ich, mein Vater, mein Grossvater, mein Urgrossvater, wir alle waren Kaufleute, uns allen ist es im Leben gut gegangen; ich habe keine Veranlassung, meine Söhne etwas anderes werden zu lassen, zumal ich nicht imstande wäre, sie nach vollendeter Schulzeit zu leiten, wenn sie einen andern Beruf erwählen würden.« Entgegen der allgemeinen Sitte vertrat mein Vater den Grundsatz, seine Söhne wenig Schulweisheit lernen zu lassen. Er pflegte



Honolulu. Pali Road.

sich darüber etwa so zu äussern: »Je mehr die Knaben und jungen Leute lernen, um so geringer wird ihre Fähigkeit, das Wissen nutzbringend zu verwerten. Es kommt darauf an, das wenige frühzeitig Erlernte im Leben bis zum Ende weiter auszubauen. Wer seine Denkfähigkeit von Anfang an überbürdet hat, wird in späteren Jahren die Möglichkeit, den Verstand zweckmässig zu entwickeln, nicht finden.«

Immerhin wurde zugegeben, dass ich die lateinische Sprache erlernen solle. Ich weiss noch heute nicht, ob angeborener Widerwille oder Trägheit der Grund war, dass der Vorsteher der Schule, die ich besuchte, Herr Dr. Wahnschaff, meinen Vater drei Jahre, nachdem ich mit dem

Lateinischen begonnen hatte, bat, mich aus diesem Unterricht ausscheiden zu dürfen.

Bis zu meinem 12. Jahre war ich der englischen Sprache in demselben Masse mächtig geblieben wie der deutschen. Inzwischen war die älteste meiner Schwestern schulpflichtig geworden, und an Stelle unserer englischen Erzieherin Miss Sluman trat jetzt eine Französin, bei der nur der Name Mlle. Bornhaupt an Deutschland erinnerte. Seitdem wurde die Unterhaltung im elterlichen Hause fast ausschliesslich französisch geführt, sodass ich beim Verlassen der Schule, wenige Tage nach meinem 16. Geburtstage, imstande war, mich aller drei Sprachen ungezwungen zu bedienen.

Planmässig wurden mir und meinen Brüdern Lesebücher zugeteilt. Mit dem Beginn meines 12. Jahres, also unmittelbar nach den Indianerbüchern von Cooper, wurde mir kaum anderes gestattet als Schiller; darauf folgte Walter Scott und später Dickens, beide in englischer Sprache. Mein Vater war der Ansicht, dass man nur aus Scott einen gewandten Stil erlernen könne. Auf Dickens folgte Reuter, dann Shakespeare.

Diese Schriftsteller waren mir gewissermassen als tägliches Brot zuerteilt. Später erhielt ich zur belehrenden Unterhaltung wohlfeile Auszüge (»Lichtstrahlen«) aus den Werken von Kant, Schopenhauer, Fichte und Moses Mendelssohn, neben diesen Darwins »Entstehung der Arten«. Ebenso wie Kant, Schopenhauer und Darwin mich anzogen, langweilten mich Fichte und Mendelssohn.

Um meine und meiner Brüder religiöse Bedürfnisse bekümmerte mein Vater sich niemals. Evangelisch-lutherisch erzogen, ein begeisterter Verehrer von Ernest Renan, nahm er ungefähr den folgenden Standpunkt ein:

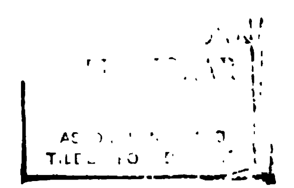
»J'ai tant de religion que je ne suis pas de la vôtre!«

Unserer guten Mutter war somit vorbehalten, unsere Begriffe über Gott, Ewigkeit und Unsterblichkeit zu bilden. Die von ihr empfangenen Lehren in Uebereinstimmung zu bringen mit denjenigen von Kant und Schopenhauer, war hin und wieder nicht leicht; jedenfalls hatte ich den Entschluss gefasst, als ich in die Welt hinausging, mir die Kant'sche Ansicht: »Die Kritik verhält sich zur gewöhnlichen Schulmetaphysik gerade wie die Chemie zur Alchimie oder wie Astronomie zur wahrsagenden Astrologie« zur Richtschnur zu nehmen.

Noch während der Schulzeit und ebenso in den folgenden Jahren schickte man uns, meinen Bruder und mich, ins Schauspielhaus zu jeder deutschen Klassiker- oder Shakespeare-Vorstellung. Anfänglich wurden uns derartige Theaterabende als Belohnung für irgendwelche aussergewöhnliche Leistungen in Aussicht gestellt, indessen waren wir gewitzigt genug, bald zu bemerken, dass unser Vater sie keineswegs als Belohnungen, sondern



Honolulu. Herrschaftliches Landhaus.



als unbedingte Notwendigkeit auffasste. Es fiel uns daher garnicht mehr ein, uns besondere Mühe zu geben, um dieser Vergnügen teilhaftig zu werden. Wir wussten, dass sie uns unter allen Umständen erblühen würden.

Nicht selten überraschte mein Vater mich und meine Brüder während unserer Schuljahre an besonders schönen und mondhellen Sonnabendabenden mit der Nachricht, dass wir uns auf einen Ausflug nach dem Sachsenwald begeben würden. Bei derartigen kleinen Unternehmungen war das Mitnehmen jeglichen Gepäcks, mit alleiniger Ausnahme der Zahnbürsten, ausgeschlossen. Wir benutzten einen späten Abendzug nach einer Haltestelle inmitten des Sachsenwaldes und pflegten während der Nacht 2—5 km bis zu einem leidlichen Gasthause zu wandern. Am nächsten Morgen wurde die Fussreise fortgesetzt, die übrigens niemals von grosser Ausdehnung war. Sobald wir auf diesen Ausflügen an einem Fluss oder Bach vorüberkamen, entkleideten wir uns sämtlich, wenn ein hierfür geeigneter Ort sich in der Nähe finden liess, um in den Fluten gehörige Kühlung zu finden. Nicht selten ereignete es sich, dass bei solcher Gelegenheit zum Abtrocknen für einen Erwachsenen und drei Knaben nicht mehr als ein Kindertaschentuch vorhanden war. Auf jedes Tier, jede Blume, überhaupt alles, was die Natur bot, pflegte unser Vater uns aufmerksam zu machen; meine Brüder und ich staunten dabei oft über das reiche Wissen des alten Herrn. In späteren Jahren musste ich freilich die Entdeckung machen, dass es mit diesem Wissen eigentümlich bestellt war. Mein Vater hatte, nur um unsere Aufmerksamkeit zu erregen und wach zu halten, über alle Dinge zu sprechen für geeignet erachtet, mitunter ziemlich unbekümmert darum, ob das uns Mitgeteilte den Thatsachen entsprach. Beispielsweise entsinne ich mich, dass er als lateinischen Namen für Kraniche »hirudines grisea majores« angab, was ins Deutsche übersetzt eigentlich nicht gerade Kraniche, sondern »grosse graue Blutegel« bedeutet.

Meine Prüfung zum Einjährig-Freiwilligendienst bestand ich recht mittelmässig, z. B. liessen meine wissenschaftlichen Kenntnisse der französischen und englischen Sprache viel zu wünschen übrig; ich hatte es nur meinem ausübenden Wissen in beiden zu danken, dass der mich prüfende Schulrat mir noch die entscheidende Frage vorlegte, welches die Hauptstadt von Paraguay sei. Zufällig war ich in der Lage, die richtige Antwort geben zu können.

Während meiner Schulzeit war ich zu keinen anderen besonderen Leibesübungen angehalten, als zum Gebrauch des Fahrrades, auf dem ich eine gewisse Fertigkeit und Ausdauer erreichte. Unmittelbar nach dem Verlassen der Schule lernte ich reiten und vor allem, unter der Aufsicht meines Vaters, rudern. Während der Frühlings- und Sommermonate waren mein jüngerer Bruder und ich gezwungen, um 5 Uhr aufzustehen, worauf bis 7 Uhr auf

15*

der Alster geübt wurde. An Sonntagen unternahmen wir grössere Ausflüge in unserer »La Flèche«, einem zweisitzigen Doppel-Skuller mit »sliding seats«. Ich erinnere mich, dass wir an einem heissen Julitage von morgens $5^1/_2$ bis abends 9 Uhr ungefähr 25 km stromaufwärts und ebensoviel stromabwärts ruderten. Bei derartigen ausgedehnteren Unternehmungen fiel meinem Bruder und mir übrigens die Hauptarbeit zu, während der alte Herr sich gern ans Steuer setzte und den Schlag seiner beiden Sprösslinge, eigentlich unter unausgesetztem Tadeln, beobachtete, um schliesslich fest überzeugt zu sein, ebensoviel oder sogar mehr als wir Ruderer geleistet zu haben.

Als ich eben 16 Jahre alt geworden war, schickte mein Vater mich und meinen zwei Jahre jüngeren Bruder während dessen Schulferien auf dem Dampfer »Olaf Trygveson« an der norwegischen Küste entlang bis um das Nordkap herum nach Vadsö. Ohne Aufenthalt kehrten wir mit derselben Gelegenheit auf demselben Wege nach Hamburg zurück. Welche Anweisungen dem Schiffsführer erteilt worden waren, ist uns natürlich fremd geblieben, jedenfalls genossen wir die ausgedehnteste Freiheit; nur waren wir verpflichtet, in jeder Stadt an der ganzen norwegischen Küste die Geschäftsfreunde meines Vaters aufzusuchen. »Ihr müsst selbständig werden,« sagte er, »und zu dem Zweck müsst ihr vor allen Dingen lernen, in früher Jugend zu reisen, und euch in der Welt zu bewegen.« Ich entsinne mich noch sehr wohl der verdutzten Gesichter der Norweger, wenn wir Buben, ohne jede Kenntnis der Landessprache, bei ihnen erschienen. Besonders freundliche Aufnahme fanden wir damals bei den Herren Georg Matthiesen in Bergen, R. N. Hirsch und L. Spörck in Drontheim, Bentzon in Tromsö, Schulz in Hammerfest und Berentsen in Vadsö.

In Molde gelang es uns, Zutritt in das Krankenhaus der Aussätzigen zu erhalten, die man dort »Spedalsk Syge« nennt. Der Anblick dieser Unglücklichen wirkte auf uns, wie es nicht anders sein konnte, tief ergreifend. Die jüngeren Leute waren auf den Wiesen durch Heumachen beschäftigt, und augenscheinlich ganz guter Dinge, während die älteren mit aufgetriebenen Gliedern, teilweise mit abgefallenen Fingern, wimmernd in ihren Zimmern sassen. Bekanntlich herrscht dieselbe Krankheit auf den Hawaii-Inseln, und, wie man mir in Honolulu sagte, auch in Japan, also in Ländern, in denen ein übergrosser Fischgenuss beliebt ist. Ich möchte daher fast glauben, dass die Krankheit ihren eigentlichen Grund in der Ernährung mit Fischen, zumal mit rohen, haben kann, dass die Betreffenden wahrscheinlich mit den ungekochten Fischen ein bis jetzt unbekanntes Gift in sich aufnehmen, das die noch immer unheilbare Krankheit zur Folge hat. Im Spital in Molde herrschte die peinlichste Sauberkeit. Die Kranken auf den Hawaii-Inseln werden ebenso wie in Norwegen

abgesondert von der übrigen Welt gehalten, und zwar in einem vollständig abgeschlossenen Thale auf der Insel Molokai.

Als wir im August 1891 von Norwegen nach Hamburg zurückkehrten, empfing mein Vater mich mit der Nachricht, Kate Kunhardt aus New York sei angekommen. Sie gedächte am nächsten Abend zu ihren Eltern nach Paris zu reisen, und da sie in Europa nicht allein fahren möchte, solle ich sie begleiten. Da die Verwandte meines Vaters wenig älter war, als ich, hatte diese Reise als solche für mich nichts Peinliches, während der inzwischen verstorbene Onkel meines Vaters, Mr. H. R. Kunhardt, mir während meines achttägigen Aufenthalts in Paris mit der Liebe und Freundschaft eines Vaters entgegenkam.



Hawaii. Zuckerfeld während der Ernte.

Im nächsten Sommer wurde ich ohne alle geschäftlichen Obliegenheiten nach London geschickt, worauf ich einen genauen Bericht über alles dort Gesehene und Erlebte anfertigen musste. Selbstverständlich hatte ich mich auch auf diesem Ausflug der grössten Sparsamkeit zu befleissigen.

Mit solchen Gedanken beschäftigte ich mich also am Abend meines 21. Geburtstages. — — — —

Besondere Teilnahme erweckten mir in Honolulu die dort angesiedelten Japaner, die in einer Zahl von ungefähr 9000 auf den Inseln, zum grössten Teil als Arbeiter in den Zuckerfeldern, beschäftigt sein sollen. Bei diesen ungewöhnlich kleinen Menschen mit ihren freundlich lächelnden Gesichtern und ihrer zuvorkommenden Höflichkeit fand ich ohne Ausnahme kluge Augen, indessen glaube ich, dass man den einzelnen Angehörigen dieses Volkes nicht annähernd in dem Masse trauen darf, wie den Chinesen, die auf mich einen viel ernsteren Eindruck machten.

Dem Leben jedes Japaners scheint der Sinnspruch »ride si sapis« vorgeschrieben zu sein. Thatsächlich giebt es in Japan einen Denkspruch, der im Englischen »laugh and grow fat« lauten würde.

Auf einer kleinen Gesellschaft bei Herrn Kunst hatte ich Gelegenheit zu bemerken, dass Hamburger so ziemlich die ganze bekannte Welt zum Felde ihrer Reisen machen. Während Herr Kunst erzählte, dass mein Vater vor 14 Jahren in Wladiwostok (Ostsibirien) bei ihm gegessen habe konnte ich Herrn Justus von seinem Bruder in Antofagasta (Chile) berichten und Herrn Dr. Schmidt-Leda, den Generalkonsul des Deutschen Reiches in Yokohama, bitten, meinen Bruder, wenn er durch Japan reise, freundlich aufzunehmen.

Eine Enttäuschung — die vierte ihrer Art — sollte mir auch bei meinem Aufenthalt auf den Sandwichinseln nicht erspart bleiben. Mit grossen Erwartungen auf das erhabenste Schauspiel, das die Natur zu bieten vermag, auf den im Umkreis 3,75 km grossen See glühender Lava auf dem Feuerberge Kilauea, war ich in Honolulu gelandet, um gleich nach meiner Ankunft zu erfahren, dass er zur Zeit so gut wie unthätig und somit der Lavasee nicht in Glut sei. Nichtsdestoweniger beschloss ich, die Insel Hawaii aufzusuchen und den vorübergehend erkalteten Lavasee in Augenschein zu nehmen.

Mit einem kleinen Küstendampfer reiste ich um Diamond Head, die Südspitze der Insel Oahu. Nach Verlauf einiger Stunden hatten wir erst Molokai zur Linken, Lanai zur Rechten, später Maui zur Linken und Kahulani zur Rechten, bis wir an der nördlichen Küste von Hawaii hinfuhren und schliesslich die Stadt Hilo erreichten. Mit meinem Glase vermochte ich hin und wieder recht hübsche Korallenriffe an den Küsten zu unterscheiden.

Als wir an der Insel Maui entlang fuhren, konnte ich während längerer Zeit den in hohem Grade beachtenswerten erloschenen Feuerberg Mauna Haleakala wahrnehmen. Er ist ungefähr 3000 m hoch; der Krater soll einen Umfang von 12¼ km haben. Nur ungefähr 20 Minuten hatte ich Gelegenheit, den Haleakala in seinem ganzen Umfange zu sehen, meistenteils fanden sich die oberen 1000 m an jenem Tage leicht von Wolken umgeben. Glaubwürdigen Berichten zufolge soll es ein überaus grossartiger Anblick sein, die Sonne vom Gipfel dieses, in deutscher Sprache »Haus der Sonne« genannten, Bergriesen aufgehen zu sehen. Aber erstens gebrach es mir an Zeit und zweitens hatte ich schon in Honolulu die Erfahrung gemacht, dass der Aufenthalt auf den Sandwichinseln doch wesentlich kostspieliger ist, als eine Fussreise im Thüringer Walde; daher verzichtete ich, den Haleakala zu besteigen oder die Insel Maui zu besuchen, begnügte mich vielmehr damit, in Hilo auf der Insel Hawaii zu landen. Hier ragen zwei Berge von seltener Schönheit empor, der Mauna Kea

(Weisser Berg) und der Mauna Loa (Grosser Berg). Der erstere mit seiner schneebedeckten Spitze hat eine Seehöhe von 4253 m, der letztere eine solche von 4194 m. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass beide, vom Fuss bis zum Gipfel, vom Meere aus sichtbar sind, und erwägt, dass der Montblanc eine Seehöhe von 4810 m hat, so mag man sich das Grossartige des Anblicks dieser Berge vorstellen. Der Mauna Kea zählt ebenso wie der Haleakala zu den längst erloschenen Feuerbergen, während



Honolulu. Reisfelder in der Nähe der Stadt.

vom Mauna Loa noch in den Jahren 1859, 1868 und 1880 verheerende Ausbrüche zu verzeichnen sind.

Am Tage nach meiner Ankunft in Hilo begab ich mich mit zwei englischen Herren auf den Nebenkrater des Mauna Loa, den 1250 m hohen Kilauea. Durchaus überrascht war ich von der Strasse, die bis nahezu an den grossen Krater führt. Sie ist mit einem Kostenaufwande von über 100 000 Doll. hergestellt, nach Mac Adams Art gepflastert und verdient wahrscheinlich mit Recht den Ruhm, der schönste Weg der Welt für vornehmes Fuhrwerk zu sein. Die Strasse windet sich, selbstverständlich in

aufsteigender Richtung, durch Felder mit schwankendem Zuckerrohr und Ananas, durch Farnen-, Palmen- und Bananenwälder, sowie durch die grossartigsten Dickichte, die ich gesehen habe. Die Bäume darin sind bedeckt mit schmarotzenden Pflanzen der verschiedensten Art, die sich durch übermütige Formen auszeichnen. Kilometerweit fuhren wir unter überhängenden Palmen und Farnen, die hin und wieder förmliche Laubengänge mit so dichtem Blätterwuchs bildeten, dass die Sonnenstrahlen dies natürliche Dach nicht zu durchdringen vermochten.



Hawaii. Grashütte der Eingeborenen.

Nicht weit vom Rande des Kraters auf dem Kilauea steht das Volcano-House, das in seiner Vollkommenheit ungefähr jedem europäischen Gasthause die Spitze zu bieten vermag. Ein mustergiltig angelegter Weg führt um den nahezu 3 km weiten Krater, der zur Zeit meiner Anwesenheit leider in seiner seit Monaten beobachteten Unthätigkeit verharrte. Wenn ich in die Tiefe von ungefähr 60 m sah, zeigte sich nichts, als eine ungeheure Masse erkalteter Lava, aus deren klaffenden Rissen, Spalten und Schluchten sich nur hin und wieder Schwefeldämpfe entwickelten. Eine richtige Vorstellung, welchen Anblick diese Millionen Tonnen von

Lava machen müssen, wenn sie weissglühend kochen, toben, brodeln, brausen und flüssig wie Wasser in Hunderten von Springbrunnen aufspritzen, wie die Wellen des Meeres in wildem Ungestüm gegen die Seitenwände des Kraters schlagen, vermag sich wohl niemand zu bilden, der den Krater des Kilauea nicht in Thätigkeit gesehen hat. Alles lag derzeit tot und kalt; Schwefel- und Alaunbildungen von ausserordentlichem Umfang hingen an den Seitenwänden des Kraters. Ein kleiner Ausflug vom Volcano-House sollte mir indessen Gelegenheit geben, wenigstens einmal eine, wenn auch nur bescheidene, rotglühende Lavamasse sich so



Honolulu. Hula-Hula-Tänzerinnen.

langsam thalabwärts fortwälzen zu sehen, dass ich stillstehen musste, um die Bewegung überhaupt mit Sicherheit feststellen zu können. — — —

Acht Tage nach meiner Ankunft in Honolulu lief der aus Frisco*) kommende und nach Yokohama bestimmte Dampfer die Hauptstadt an, um nach einem Aufenthalt von 48 Stunden weiter zu fahren. Beim Abgang dieses Dampfers stand ich am Hafendamm und war Zeuge, wie sich ungefähr 500 Menschen dort versammelten, die sämtlich mit Blumen aller Art beladen waren. Mit diesen bekränzte man die Abfahrenden, ganz gleich, ob man in nahen, entfernten oder gar keinen Beziehungen zu den einzelnen stand. Somit waren die Reisenden, als sie von Honolulu

*) Allgemein gebräuchliche Abkürzung für San Francisco.

Abschied nahmen, mit Blumenketten um den Hals und den Hut behängt. Während dieses anmutigen und freundlichen Auftritts spielte eine Kapelle hübsche Weisen, und als das Schiff anfing, sich langsam vom Landungsplatz zu entfernen, wurde erst das Hawaii'sche, dann das Vaterlandslied der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika vorgetragen. Bei jedem abgehenden Schiff wiederholt sich dieselbe Feier, die dadurch besonders anregend wird, dass an ihr Deutsche, Engländer, Franzosen, Nord-Amerikaner, Japaner, Chinesen, Portugiesen und die kindlich gutherzigen Kanakas teilnehmen.

Einen überaus drolligen Anblick gewährte bei diesem Fest mein alter Freund, der Missionar aus Philadelphia. Taktvoll und im Grunde seines Herzens aufrichtig menschenfreundlich, war er weit entfernt, sich zu widersetzen, wenn man ihn über die Massen reich mit Blumenkränzen schmückte.



Honolulu. Surf-riding in Sanssouci.

Immerhin konnte er sich aber nicht enthalten, unter erzwungenem Lächeln ungefähr den Ausdruck eines weiss angestrichenen Raben anzunehmen, als man ihm die heidnisch-göttlichen Ehren der Bekränzung erwies.

Mit einigen Schwierigkeiten gelang es mir, den Hula-Hula, den Volkstanz, in seiner nunmehr eigentlich untersagten Urform aufführen zu sehen. Der Gesang ist ungemein ansprechend, die Worte blieben mir natürlich unverständlich, während die Bewegungen beim Tanze genügten, mich in Verlegenheit zu setzen. Unbedingt empfehle ich allen Herren, welche die Hawaii-Inseln besuchen, nicht abzureisen, bevor sie den Hula-Hula gesehen und gehört haben.

Mit Herrn Kunst und einigen andern seiner Gäste fand ich Gelegenheit, einen Ausflug zu Pferde nach dem Pali-Oahu, der grossen Schlucht in den Bergen nicht weit von der Hauptstadt, zu unternehmen. Sie erinnert, vom Pflanzenwuchs abgesehen, an einzelne Teile des Bodethals.

Zwischen Honolulu und Waikiki liegt, von Reisfeldern umgeben, Sanssouci, ein Badeplatz für die vornehme Welt der Stadt, an dem Herren und Damen sich gemeinschaftlich in den Wellen des Grossen Ozeans die Zeit vertreiben. Die Stunden, die ich dort verlebte, gehörten sowohl zu den unterhaltendsten, als auch belustigendsten. Zumal das in Sanssouci vielfach geübte »surf-riding«, das sowohl Gewandtheit im Rudern, als auch im Schwimmen erfordert, machte mir viel Vergnügen.

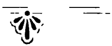


Honolulu. Ein Luau.

Bei Herrn Kunst hatte ich eine amerikanische Familie kennen gelernt, die mir die Freundlichkeit erwies, mich zu einem »Luau« einzuladen. Es ist dies ein Mittagsmahl nach Art der Eingeborenen. Damen und Herren sitzen, reich mit Kränzen geschmückt, an der Erde, während die vor ihnen kunstvoll aufgestellten Speisen, darunter schmackhaft gebratene wilde Hunde, ebenfalls, soviel wie irgend denkbar, mit Blumen verziert sind. Nach diesen Luaus pflegten die Damen zur Musik der Kanakas in ihren langen weissen Gewändern zu tanzen, die vom Nacken, weder durch Gürtel noch durch Band unterbrochen, gleich Watteau-Schleppröcken in gerader Linie herunterfallen. Zumal die Hawaii-Mädchen wissen diese geschmackvolle Kleidung mit unvergleichlicher Anmut zu tragen.

In Honolulu lernte ich einen Herrn Focke kennen, dessen Bruder in Wellington eine Handlung im grossen Stil betreibt. Herr Focke war liebenswürdig genug, mir einen Empfehlungsbrief an das Wellingtoner Haus mitzugeben, der mir um so willkommener war, als ich bei Herrn Castendyk, Herrn Focke's Teilhaber, der zugleich Konsul des Deutschen Reiches für Neuseeland ist, meine Briefe aus Europa finden sollte.

Mit schwerem Herzen sah ich den Tag meiner Abreise, den 12. März, näher und näher heranrücken. Die drei Wochen auf den Sandwichinseln waren mir wie im Fluge dahingegangen. Auch am letzten Tage ass ich bei Herrn Kunst, aber leider fuhr die »Monowai« in der Nacht vom 12. auf den 13. von Honolulu ab, sodass mir der Blumenabschied nicht zuteil wurde, vielmehr war ich durch die Umstände gezwungen, allein an Bord zu gehen.



XV. KAPITEL.

Von Honolulu über die Schiffer- und Freundschafts-Inseln nach Auckland.

Die Reise der Monowai von Honolulu bis Apia verlief unter den günstigsten Umständen. Der 3500 t grosse Dampfer ist in hohem Grade empfehlenswert, und sein Führer ein besonders liebenswürdiger Herr. Wir hatten das schönste Wetter und der tiefblaue Ozean zeigte ohne Ausnahme die Ruhe eines Landsees. An Bord befand sich u. a. Herr Legationsrat Dr. Rose, der deutsche Konsul auf den Samoa-Inseln, die in den Vereinigten Staaten berühmte Schauspielerin Miss Edith Crane, mit ihrer Gesellschaft auf der Reise nach Sydney, und eine Vollblut-Samoanerin, keine geringere als die Tochter eines Fürsten, eine ganz entzückende Waise, die in Begleitung der Tochter eines Deutschen und einer Samoanerin nach New York hatte reisen sollen, um ihren dort z. Z. anwesenden Bruder aufzusuchen. Indessen war die Prinzessin, die ausserhalb ihrer Heimat den Namen ihrer Pflegeeltern, Walace, führte, in San Francisco von derartigem Heimweh befallen worden, dass sie vorzog, mit der Monowai, die sie nach Kalifornien gebracht hatte, gleich wieder die Rückreise nach Apia anzutreten. Miss Walace war nicht nur der englischen Sprache vollkommen mächtig, sondern hatte allem Anschein nach eine besonders sorgsame Erziehung genossen. Staunend über ihre Kenntnisse hörte ich diesem jungen Mädchen oft stundenlang zu.

»Flirtation« ist in Europa auch ausserhalb Englands kein unbekannter Begriff; wer aber niemals Gelegenheit gehabt hat, auf dem spiegelglatten Grossen Ozean mit einem hervorragend schönen fremdländischen Fürstenkinde zu »flirten«, der möge nicht behaupten, alle Reize einer harmlosen Liebeständelei zu kennen. Um sie in ihrer vollen Anmut zu geniessen,

gehört zu ihrer Umgebung die an und für sich schon begeisternde Ruhe des mächtigsten aller Gewässer und die Wärme zwischen den beiden fünfzehnten Breitengraden. Dazu gehört die wundervolle Seeluft, das eintönige Geräusch der Schraube des Schiffes und nachts, unter dem Sternenlicht eines südlichen Himmels, der endlose breite, durchscheinende Silberstreif, durchwirkt mit Millionen von Goldpunkten, den das Schiff im Meere zurücklässt; dazu gehört während der Tagesstunden die unbegrenzte Fläche tiefdunkelblauen Wassers, aus der von Zeit zu Zeit die beiden säulenförmigen Wasserstrahlen eines Potwals emporsteigen; dazu gehören spielende Delphine, fliegende Fische mit ihren silberglänzenden Körpern,



Prinzessin Kaiulani, Tochter der letzten Königin der Hawaii-Inseln.

ihren goldig durchscheinenden Schwingen, sowie das süsse Nichtsthun an Bord eines stolzen Ozeandampfers!

Hin und wieder las ich Miss Walace aus meinen Aufzeichnungen vor. Zwar war sie der deutschen Sprache nicht annähernd so weit mächtig, wie der englischen; sie wusste nur wenige Worte wiederzugeben, verstand dagegen recht viel, sodass ich mit Hilfe einiger Uebersetzungen ins Englische ihr als Gegendienst für ihre Erzählungen von den Samoa-, den Fiji- und Tonga-Inseln mit meinen Erlebnissen in Amerika aufwarten konnte.

Am Sonntag, den 22. März, warfen wir in früher Morgenstunde an der Nordküste der Insel Upolu vor Apia, der Hauptstadt der Samoa-Inselgruppe, Anker. Die Bucht von Apia hat sichelförmige Gestalt. Unmittelbar hinter der Stadt, die sich von einem Ende dieser Sichel zum andern erstreckt, erheben sich vornehmlich mit Palmen bewachsene Hügel,

dahinter Bergketten bis zu 1000 m Höhe. Von Bord des Schiffes konnten wir in den Bergen Schluchten und einen recht ansehnlichen Wasserfall unterscheiden. Der Ausblick von Bord der Monowai über das Meer, die Stadt und die Gebirge war hervorragend schön. Durch den 1½ km breiten Eingang in die Bucht rollten langsam, in majestätischer Ruhe, die gewaltigen Wogen des Stillen Ozeans, um sich in wilder Brandung an den Korallenufern aufzulösen. Mit wachsender Bewunderung suchte ich den ganzen Eindruck der Apia-Bucht in mich aufzunehmen, als plötzlich Miss Walace neben mir stand und mich fragte, ob die Bucht ihrer Stadt ebenso schön sei, wie der Meerbusen von Neapel. Dabei sah sie mich bittend an, als ob ihr viel daran läge, auf ihre Frage eine bejahende Antwort zu erhalten. Zu meinem aufrichtigen Bedauern musste ich ihr die Antwort schuldig bleiben, weil ich niemals in Italien gewesen war; darauf versicherte sie mich, in ihrer Heimat von allen Reisenden, die Neapel kannten, nahezu einstimmig gehört zu haben, dass Apia von beiden Städten die schöner gelegene sei.


Samoa. Teil von Apia.

Die Monowai beabsichtigte schon nach einigen Stunden die Weiterreise nach Auckland anzutreten, indessen hatte Miss Walace mich verständigt, dass hin und wieder Gelegenheit mit kleinen Dampfern von Apia nach Neuseeland vorhanden sei; ich erfuhr thatsächlich kurz nach unserer Ankunft, dass wenige Tage später die »Taviuni« von Apia nach Auckland in See gehen würde. Somit blieb nur zu überlegen, ob ich gegenüber dem väterlichen Handlungshause die besonderen, aus der Reiseunterbrechung erwachsenden Kosten verantworten könne. Zu meiner Freude gelang es mir jedoch, meinen Fahrschein ohne grosse Mehrausgabe für die derselben Linie angehörende Taviuni umschreiben zu lassen, worauf meinem Aufenthalt auf Upolu nichts mehr im Wege stand.

Unsere Monowai hatte kaum Anker geworfen, als es sich am ganzen Ufer, so weit der Blick reichte, zu regen begann. Mehr als 50 kleine Boote setzten sich in Bewegung, alle mit der Absicht, unsern grossen Ozeandampfer möglichst schnell zu erreichen. Bot diese förmliche Wettfahrt schon einen ausserordentlich hübschen Anblick, so wurde er übertroffen durch das Leben und Treiben an Bord unseres Schiffes, nachdem die kleinen Fahrzeuge angekommen waren. Während den Kanakas ein gewisser Bildungsgrad nicht abgesprochen werden kann, leben die Einwohner der Samoa- und Tongainseln noch in ihren hergebrachten, Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende alten Gebräuchen. Nahezu fünfzig herrliche, so gut wie unbekleidete Gestalten, alle mit dem, den ganzen Inselgruppen eigenen, nicht unangenehmen Geruch von Kokosöl behaftet, versuchten den Reisenden ihre Erzeugnisse zum Kaufe anzubieten. Das Gesicht der Männer verrät Klugheit, die Augen sind sanft und klar, die Stirn ist hoch, die Nase ziemlich lang. Die Haut der Samoaner ist von hellroter Kupferfarbe, die sich in den Sonnenstrahlen besonders hübsch ausnimmt. Ihr Gang ist voller Anmut und Würde. Unter den Hausierern mit Früchten befanden sich geradezu königliche Erscheinungen. Blumen, Kokosnüsse, Tappa, Körbe mit Citronen oder Orangen, Brotfrucht, Bananen, Stücke geschnitzten Holzes, Kriegskeulen, Urbilder der Kanoes, eine Kawaschale, Korallen, Muscheln, Papageien, Bilder und dergleichen wurden feil gehalten. Die Glückseligkeit dieser Leute, ihr harmloses Singen, Lachen, Scherzen und Schwatzen musste ganz unwillkürlich alle Reisenden in die beste Laune versetzen. Da ich, wie bemerkt, in Apia zu bleiben gedachte, kaufte ich nichts, nahm mir vielmehr Zeit, diese neue Menschenart mit Musse zu betrachten. Auch die Frauen fand ich von tadellosem Wuchs; die eigenartige, dürftige Kleidung lässt die Leute besonders vorteilhaft erscheinen. Um die Hüften tragen sie die »Lava-Lava«, einen aus duftenden Blumen und Blättern gewundenen umfangreichen



Samoaner Schiffer.

Schurz; Frauen und Mädchen schmücken ihr blauschwarzes langes Haar ohne Ausnahme mit frischen Blumen oder Blättern von Farnen, eine Sitte, die sie besonders gut kleidet; über die Brüste tragen sie wieder Blumen- und Blätterkränze; alte Männer hatten ihre weissen Haare mit hübschen Moosarten geziert. In hohem Grade angeregt, nahezu begeistert von dieser mich umgebenden neuen Welt begab ich mich in eines der kleinen Boote und liess mich von zwei Männern, grossen strammen Gestalten mit wundervoller Muskelbildung, ans Land rudern.

Vor unserer Landung bot sich mir der traurige Anblick eines nackten Schiffsgerüstes mitten im Hafen auf einem Riff. Es sind dieses die Ueberreste des deutschen Kriegsschiffs Adler, das mit fünf gleichen Fahrzeugen,



Samoa. Strasse in Apia.

drei amerikanischen und zwei deutschen (Eber und Olga) im März 1889 in einem Orkan zu Grunde ging. 95 Deutsche und 117 Nordamerikaner ertranken dabei. Am Lande wehten zu meiner Freude vornehmlich deutsche Flaggen zum Empfang des oben erwähnten Konsuls, Legationsrat Dr. Rose.

In einem leidlichen, von einem Deutschen gehaltenen Gasthof fand ich Unterkunft; das Tivoli-Hotel wäre sehr viel besser, aber ungleich teurer gewesen. Die Stadt Apia besteht aus einer langen Strasse mit Häusern an beiden Seiten und zieht sich, wie schon bemerkt, an der weiten Bucht am Ufer hin. Die Gärten derjenigen Häuserreihe, die an der Wasserseite liegt, sind vom Meer umspült. Unmittelbar hinter dieser Strasse liegen verstreute Hütten der Eingeborenen. Infolge der Sonntagsruhe

waren alle Läden geschlossen und die Stadt öde, indessen fand ich die beste Aufnahme bei Miss Walace, deren Freundschaft ich einen der herrlichsten und eigenartigsten Tage meiner ganzen Reise zu verdanken habe.

Nachdem ich häuslich eingerichtet war, suchte ich, einer auf der Monowai getroffenen Verabredung gemäss, die Prinzessin an einem bestimmten Landungsplatze auf und ging mit ihr auf die hinter der Stadt gelegenen Hügel nach ihrem Hause. Ein herrlicher, breiter und tiefer Fluss mit krystallklarem Wasser fliesst an ihm vorüber, der von beiden Seiten durch Palmen und andere Bäume vor den Sonnenstrahlen nahezu vollständig geschützt wird. In ihrer Wohnung begrüssten Miss Walace eine ganze Reihe von Freundinnen, junge Mädchen, die alle mehr oder minder wie wir nach



Samoa. Hütten der Eingeborenen.

europäischer Art gekleidet waren. Zu den jungen Mädchen hatten sich noch einige Knaben in Lava-Lava gesellt, und nun sollte ich ein Ereignis erleben, so wunderbar eigener Art, wie es mir noch nicht vorgekommen war und mir schwerlich in diesem Leben wieder begegnen dürfte.

Miss Walace, die ich während der Reise als vollendete Lady kennen gelernt hatte, fühlte sich, in die Heimat zurückgekehrt, dermassen beglückt und ergriffen von der alten, ihr von frühester Kindheit an gewohnten Umgebung, dass sie alles europäisch-amerikanische Wesen abstreifte und mit den übrigen Eingeborenen wieder zum glückseligen, unverderbten Naturkinde wurde. Wir alle entkleideten uns, um in dem Fluss zu baden. Der natürliche Adel, die kindliche Unschuld und unvergleichliche Anmut meiner Umgebung halfen mir leicht über alle Schwierigkeiten hinweg, die mir anfangs unausbleiblich erschienen, als ich die mir eigenen europäischen

Sitten gegen diejenigen der Insulaner, wenn auch nur auf kurze Zeit, austauschen sollte. Ich selbst wie die übrigen Badenden wurde mit der Lava-Lava bekleidet. Niemals habe ich eine ähnliche Geschicklichkeit im Schwimmen gesehen oder für möglich gehalten, wie Miss Walace und ihre Freundinnen sie zeigten.

Ganz urplötzlich entstieg die erstere dem Wasser und erkletterte mit ausserordentlicher Gewandtheit die ungefähr 6 m hohe Felswand am Ufer



Samoa. Inneres einer Hütte der Eingeborenen.

des Flusses. Oben stand hart am Rande, leicht über das Gewässer gelehnt, eine ungefähr 18 m hohe Kokos-Palme neben Brotfrucht-, Mango- und Papayabäumen. Ich war in hohem Grade erstaunt, als ich sah, wie meine Freundin die Arme um den Stamm der Palme legte, die Hände faltete, darauf beide Füsse gegen den Baum setzte und sich nach kaum einer Minute in seiner Krone befand. Mit unbeschreiblicher Gewandtheit stellte sie sich in diese, verharrte einige Sekunden in kerzengerader Haltung, mit über der Brust gekreuzten Armen, um in dieser Stellung den im übrigen unbeweglichen Körper vornüber zu neigen. Buchstäblich fühlte ich, wie das Herz mir stillstand, ich wollte »Jessy« rufen, aber die Stimme versagte.

16*

Im selben Augenblick stürzte sich das Mädchen, nunmehr die Hände und Arme in der bekannten Richtung über dem Scheitel, diesen nach unten gerichtet, die Spitzen der Finger gegeneinander gelegt, aus einer Höhe von 15—20 m mit einer beispiellosen Geistesgegenwart und Unerschrockenheit in den Fluss, um wenige Sekunden später lachend an seiner Oberfläche zu erscheinen!

Ich selbst bin ein guter Schwimmer und erinnere mich, dass mein Vater, als ich 9 Jahre alt war, im Hansabad zu Hamburg mich veranlasste, niemals vom Schwungbrett zur ebenen Erde, sondern nur von



Somoa. Weg nach Letonga bei Apia.

dem oberen Rundgang ins Wasserbecken zu springen. Dieser Gewohnheit bin ich auch in späteren Jahren treu geblieben, aber nichts in der Welt hätte mich bestimmen können, den Sprung zu wagen, der diesem Mädchen ein Spiel zu sein schien.

Und welche Formen konnten diese Naturkinder zeigen! Mit wie unendlich vornehmem Stolz trug Miss Walace in der Umgebung der märchenhaften Landschaft den herrlichen Körper, der einen Praxiteles entzückt haben würde!

Ungefähr eine halbe Stunde mochten wir im Wasser geblieben sein, dann kehrten wir ins Haus zurück, wo wir unsere europäische Kleidung wieder anlegten. Darauf liess Miss Walace einige Knaben in die

Palmen klettern, um Nüsse herunterzuholen, die uns herrlich erfrischten. Mittlerweile war es Abend geworden, und ich ging von dem an jenem Tage Gesehenen und Erlebten wie berauscht nach Hause.

Früh am nächsten Morgen stand ich auf und machte mich auf den Weg nach Letonga, einem unweit gelegenen Dorf der Eingeborenen. Mit dem samoanischen Gruss »Alofa!« trat ich in eine der Hütten Sofort wurden für mich einige neu geflochtene Matten zum Niederlegen oder



Samoa. Korallen sammelnde Kinder in Letonga.

Sitzen aui den Boden gebreitet; Bananen und Brotfrucht bot man mir an. Bald kamen von anderen Hütten ebenfalls Leute, die mich mit besonderer Aufmerksamkeit betrachteten. Ich war glücklich genug, mit Hilfe der wenigen mir zu Gebote stehenden samoanischen Worte, die ich auf der Reise durch Miss Walace erlernt hatte, aus dem Gespräch der Eingeborenen zu entnehmen, dass man mich für einen »halfcast,« wahrscheinlich Sohn eines deutschen Vaters und einer eingeborenen Mutter, halte. Diese Entdeckung schien die gutherzigen Menschen in hohem Grade zu erfreuen, und ich bemühte mich natürlich nicht, sie auf ihren Irrtum aufmerksam zu

machen, so gut ich das auch gekonnt hätte, da einer der Anwesenden die englische Sprache zu verstehen schien. Alle Samoaner zeigten sich ungemein liebenswürdig in ihrer Art, und ich machte meinerseits wenigstens den Versuch, mein Bestes zu thun, um sie zu unterhalten. Einer von ihnen zog meinen Stiefel an, ein anderer meinen Strumpf; meine Ringe, die Uhr, die Hosenträger, alles wanderte durch die Hände meiner neuen Freunde. Sodann wurden Schreibübungen unternommen, und ich verteilte meine Karten, Tabak, Cigarren und dergleichen. Unter manchem andern gelang es mir auch, das recht hübsche Urbild eines Kanoes einzutauschen, und für den Wert weniger Pfennige Korallen zu erwerben, die von Kindern und Halberwachsenen am Ufer gesammelt werden.

Als ich mich verabschiedete, versprach ich, am Abend wiederzukommen. Ich wanderte zurück nach Apia, wo ich die Niederlassung der »Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln zu Hamburg« aufsuchte, mich Herrn Beckmann, dem dortigen Leiter der Gesellschaft, vorstellte, und ihm ein Empfehlungsschreiben des deutschen Generalkonsuls in Yokohama übergab. Nachdem Herr Beckmann und ich uns viel über Hamburg und dortige Handelshäuser unterhalten hatten, gab er mir Briefe an die Vorsteher der beiden bedeutendsten Anpflanzungen der Gesellschaft auf der Insel. Zufällig befand sich einer dieser Herren, Kapitän Hufnagel, in der Stadt, und so ritt ich mit diesem gegen Mittag nach seinem Hause in Vailele.

Nach meinem Aufenthalt in Kalifornien und auf den Hawaii-Inseln erschien mir die Hitze doch wieder recht drückend.

Vorerst ritten wir einige Kilometer ab vom Meer; nach Verlauf von 20 Minuten befanden wir uns an der Grenze der Pflanzung. Nie im Leben werde ich den Anblick vergessen, der sich mir darbot. In schnurgeraden Linien, so weit der Blick reichte, standen die herrlichsten, sorgsam gepflegten Kokospalmen, je 10 m voneinander entfernt; vor uns, rechts, links, wohin das Auge sah, ruhte es auf diesen Reihen schöner, kerzengerader Stämme mit den wundervollen Kronen, unter deren Schatten die Nüsse hart am Stamme hingen. Der ganze Boden glich einem endlosen, sorgfältig gepflegten Rasen.

Bei diesem Anblick fiel es schwer, sich vorzustellen, dass gerade an jener Stelle im Dezember 1888 zwischen den eingeborenen Truppen des Königs Mataafa und 140 tapferen Seesoldaten unseres Kriegsschiffes Olga die Schlacht bei Fangalii geschlagen wurde, die für die Unsrigen verhängnisvoll werden sollte. Nach stundenlangem Widerstande gegen eine ungeheure Uebermacht blieben damals 56 Deutsche auf dem Schlachtfelde. Die noch in brauchbarem Zustande befindlichen, durch Mataafa aufgeworfenen Laufgräben wurden mir von Herrn Hufnagel gezeigt, ebenso das Haus, an dem die Mannschaft der Olga sich zuletzt sammelte; ferner hatte ich Gelegenheit,



Samoa, Die »Tagatia«, das Pfeilspiel der Eingeborenen.

in einzelnen Kokosbäumen die Löcher zu sehen, in welche die Gewehrkugeln der Samoaner gedrungen waren.

Durch den Palmenwald ritten wir in aufsteigender Richtung über eine Stunde, davon zum mindesten 40 Minuten im scharfen Trabe. Wir gelangten an das Meer, das ungefähr 100 m unter uns lag. An einem hervorragend schönen Platze, von dem man einen grossartigen Ausblick über die See genoss, lag das Wohnhaus des Kapitäns inmitten der Gebäude der Pflanzungen. Gegen 1 Uhr waren wir an Ort und Stelle, um uns bald darauf zu Tisch zu setzen. Bei dem äusserst freundlichen,



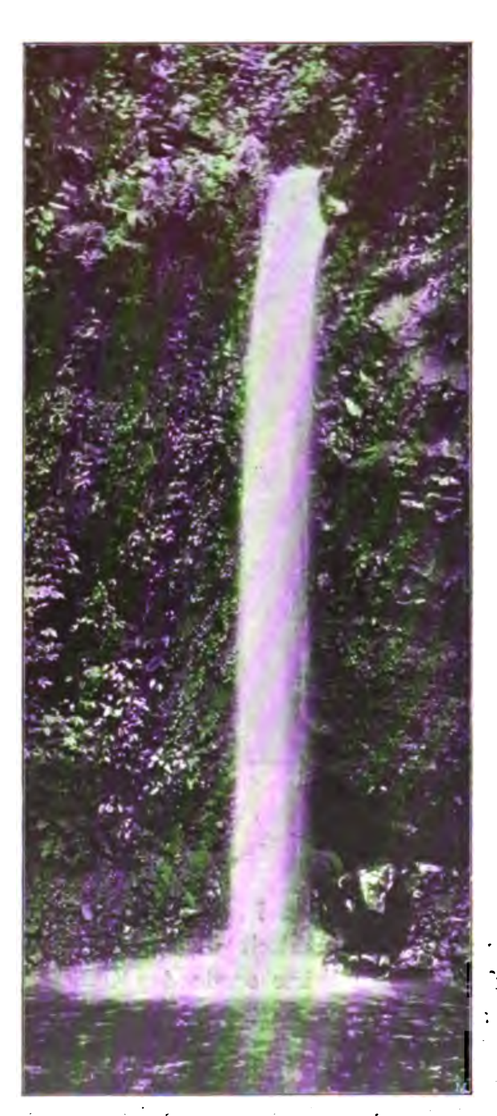
Samoa. Wohnhaus des Kapitäns Hufnagel.

biedern Kapitän und seiner ebenso liebenswürdigen Frau, deren Grossmutter Samoanerin gewesen war, verlief die Mahlzeit in anregendster Unterhaltung. Zwei Söhne meiner freundlichen Wirte sowie des Kapitäns Schwägerin und Schwager nahmen an dem Essen teil; neu war mir dabei der Genuss der Brotfrucht, der ich indessen keinen rechten Geschmack abgewinnen konnte. Unter fleissigem Pschorrbräutrinken erzählte ich unter anderem, dass ich in Paraguay gelebt hätte, was dem Kapitän besondere Freude zu bereiten schien. Er war im Jahre 1868 dort gewesen und hatte seitdem keinen Menschen gesehen, mit dem er einen Meinungsaustausch uber jenes herrliche Land pflegen konnte.

Um 2 Uhr bestiegen wir frische Pferde und machten einen langen Ritt durch die Pflanzungen. Während der ersten Stunde führte der Weg, langsam ansteigend, durch Palmen, hin und wieder auch durch tiefe Schluchten

mit Farnen und unzähligen verschiedenen Pflanzen und Blumen der heissen Zone.

Unter anderem ritten wir an einer Gruppe von Männern vorbei, die sich mit der »Tagatia«, dem Pfeilspiel, belustigten. Nach weiteren zwei Stunden erreichten wir eine Kaffeepflanzung, die einen trostlosen Anblick bot. Sämtliche Bäume, über die ich mir nach meinen Erfahrungen in Paraguay und auf der Alemania in Mexiko einiges Urteil zutrauen durfte, waren tadellos gewachsen, indessen war vor 2 oder 3 Jahren eine seuchenartige Krankheit eingeschleppt worden, nach deren Umsichgreifen die Stämme, Aeste und Zweige vollständig kahl und blattlos, von der Sonne gebleicht, dastanden. Dann gelangten wir zu den jungen liberischen Pflanzungen, welche die Krankheit allerdings auch schon ergriffen hatte, ohne bis dahin jedoch wesentlich geschadet zu haben. Der weitere Weg ging vorüber an Kakaobäumen, Theesträuchern, Zimtbüschen und Kokabäumen, mir neuen und somit besonders sehenswerten Gewächsen.



Samoa. Der Wasserfall Papaloloa.

Während unseres Rittes brachte mich Herr Hufnagel an fünf oder sechs, 60—100 m hohe Wasserfälle, in deren Umgebung ich unter vielem andern manche mir bis dahin noch nicht vorgekommene Orchideen fand. Die Namen der drei hübschesten Fälle schrieb ich mir auf als: Malafi, Papaloloa, Papauta. Erst gegen 6 Uhr abends war unser Ritt beendet.

Nachdem der Kapitän mir noch die Kokosnusslagerräume und seine Arbeiter aus den Salomoninseln und vom Bismarckarchipel gezeigt hatte, setzten wir uns zum Abendbrot. Gegen 7 Uhr verabschiedete ich mich, um nach Apia zurückzureiten.



Samoa. Das Dorf Letonga.



Samoa. Teil von Kapitän Hufnagels Kokosnusslagern.

Inzwischen war der Mond aufgegangen; den südlichen Sternenhimmel verdunkelte keine Wolke. Bei diesem Licht ritt ich allein zurück durch die unvergleichlich schönen Palmen, deren Kronen alle wie versilbert erglänzten. Die ganze Landschaft glich einem zur Wirklichkeit gewordenen Feenmärchen. Hin und wieder hielt ich das Pferd an, um in der balsamischen Nachtluft für Augenblicke die vollkommene Ruhe ganz geniessen zu können.



Samoa. Ein zum Tanzen geschmücktes Mädchen.



Samoa. Ein zum Tanzen geschmückter Fürst.

In der Stadt angekommen, kleidete ich mich um und verschaffte mir ein neues Pferd, um dasselbe Dorf Letonga aufzusuchen, das ich am Morgen besucht hatte. Ich mochte noch 100 m von diesem entfernt sein, als ich Musik und das den Reigen begleitende Händeklatschen hörte. Ich hatte mir viel von den Tänzen der Eingeborenen auf den Samoa- oder Schifferinseln erzählen lassen und hielt mich darnach für berechtigt, mit den grössten Erwartungen den Dingen, die da kommen sollten, entgegenzusehen. Indessen übertraf, was ich wahrnehmen sollte, die Kraft meiner Einbildung.

Vor der Hütte wurde eine Matte ausgebreitet, auf der ein ungefähr 18 Jahre altes, ansehnliches, wenn auch nicht schönes Mädchen und ein nach meiner Schätzung 12 Jahre älterer Mann von wundervollem Körperbau sich aufstellten. Zur Seite unter Hibiskusbäumen mit grossen gelben Blüten hatten die Musiker Platz genommen. Im Licht des Halbmondes begannen die beiden Tanzenden sich wenig bemerkbar, ganz langsam unter leisem Gesang hin und her zu wiegen, nach und nach wurden sie lebhafter und endlich tanzten sie unter den anmutigsten wie ungekünstelsten Bewegungen mit Armen und Händen gegeneinander. Mit jeder Minute wurde der Tanz unruhiger und leidenschaftlich wilder. Tänzer und Tänzerin kamen auf mich zu und schienen mich durch Zeichensprache mit in den Tanz hineinziehen zu wollen. Beide waren auf das schönste mit Blumen, Farnblättern und reichem Schmuck aufgeputzt. Sie tanzten so nahe gegen mich, dass sie mich fast berührten. Dabei flatterten dem Mädchen die tiefschwarzen, bis an die Kniee reichenden Haare wie ein Mantel um den Körper, sich in ihrer vollen Pracht zeigend, wenn es sich so weit wie überhaupt möglich zurücklehnte. Kein Ballet in Europa vermag das zu bieten, was ich an jenem Abend von diesen beiden Naturmenschen dargestellt sah, ganz abgesehen von allem andern schon allein darum nicht, weil bei uns Augen, wie diese Tänzerin sie besass und in dem leidenschaftlichen Tanz zu verwenden verstand, eben nicht zu finden sind. Ich war nach dem ersten Tanz in dem Masse erregt, dass ich mich auf mein Pferd schwang, um in gestrecktem Galopp nach Hause zu reiten und Ruhe zu suchen. Nach Mitternacht schlief ich erst ein, nachdem ich bis dahin auf meinem langen, von Baumrindenfasern geflochtenen Stuhl auf meiner Veranda gelegen und überdacht hatte, was ich in diesen beiden Tagen gesehen und erlebt.



Apia. Das Posthaus.

Zu meinem nicht geringen Verdruss sah ich in der Frühe des 24. die Taviuni von den Fiji-Inseln herankommen. Das bedeutete somit ungefähr: der Zauber hat sein Ende erreicht; in Gestalt dieses Dampfers erscheint Dir der Engel mit dem Schwert, um Dich aus dem Garten Eden zu weisen.

An diesem letzten Tage frühstückte ich bei Herrn Beckmann mit den beiden Unterverwaltern der Gesellschaft. Bald nach 3 Uhr nachmittags sagte ich lebewohl, und um 5 Uhr dampften wir zur Bucht von Apia hinaus. Nie hat es mich schmerzlicher berührt, einen Ort zu verlassen. Miss Jessy Walace war ans Ufer gekommen, um Abschied zu nehmen. Sie schenkte mir neben einigen recht kunstvollen Erzeugnissen der Inseln ein Buch über Samoa, das ihre Pflegemutter geschrieben hatte. Dann legte sie ihren Arm um meinen Hals und küsste mich vor aller Augen. Das war das erste Mal, dass mich eine Fürstentochter küsste, und da im allgemeinen die Zeiten der Märchen, in welchen Prinzessinnen sich in Schmiedegesellen verlieben, leider vorüber sind, wird es wohl auch das letzte Mal gewesen sein.

Wie es nicht anders sein konnte, fühlte ich mich am 25. und. 26. nach den aufregenden und anregenden drei Tagen auf Upolu abgespannt,



Tonga-Inseln. Ansicht von Neiafu auf Vavau.

dazu kam, dass die Taviuni das traurigste Ozeanfahrzeug ist, das mir bis dahin vorgekommen war.

Einige Unterhaltung bot das Zwischendeck. Bis zu den Freundschaftsinseln hatten wir 50—60 Insulaner an Bord, die, zumal abends, nach der Verrichtung ihres Gottesdienstes ausserordentlich hübsch zu singen pflegten. Wenn ich nicht schrieb, befand ich mich fast ausschliesslich unter ihnen und unterhielt mich recht gut, selbstverständlich durch Zeichen, ohne mehr als 20 Worte ihrer Sprache zu verstehen.

Am 27. März, 5 Uhr morgens, lagen wir vor Vavau, der nördlichsten der Tongainseln, und nach Sonnenaufgang dampften wir durch eine Wasserstrasse, die mich lebhaft an die südlichen norwegischen Fjords erinnerte, in den Hafen Neiafu, der ringsum von niedrigen Hügeln eingeschlossen ist. Da er geeignet ist, Schiffen jeden Tiefganges die Einfahrt zu gestatten, soll er zu den zweckentsprechendsten der Welt gehören, im Gegensatz zu der Bucht von Apia, die durch ihre Korallenriffe und die offene Seite gegen den Ozean der Schiffahrt vielerlei Gefahren ernster Art bietet. Die auf einer weiten Fläche zerstreut liegenden Häuser der Stadt stehen in einem grossen Orangenhain.

Nach einem erfrischenden Bade mit vielen Eingeborenen ging ich ans Land und unternahm einen langen Spaziergang in den Busch, in dem ich von meinen Begleitern auf ein lästiges Unkraut aufmerksam gemacht wurde, mit dessen Ausroden die Leute beschäftigt waren. Bei näherer Betrachtung erkannte ich in ihm die in den Warmhäusern der Heimat sorgfältig gepflegte Mimosa sensitiva, das Rühr-mich-nicht-an. Wo ich durch dieses niedrige Kraut schritt, konnte ich die Spur meiner Füsse noch minutenlang an den zusammengezogenen Blättern der berührten Pflanzen deutlich erkennen.



Tonga-Inseln. Hütte der Eingeborenen.

Beim Rückweg durch die Stadt ging ich an einer Missionsschule vorbei, in der gerade Prüfung abgehalten wurde. Auf meine Bitte, ihr beiwohnen zu dürfen, wurde mir freundlicherweise ein Stuhl angeboten. Trotzdem ich keine Silbe zu verstehen vermochte, war es doch für mich recht unterhaltend, zu beobachten, wie Lehrer und Schüler sich zu einander verhielten. Auf einer Seite der Klasse sassen die Mädchen in reinlichen weissen Kleidern, über welche die blauschwarzen Haare hingen, mit Blumen und Blättern geschmückt; über den Kleidern, unter denen sich übrigens keinerlei Unterzeug befindet, tragen alle die Lava-Lava, von der sie sich nicht trennen können. Männer und Knaben auf der anderen Seite des Schulraums waren nur mit baumwollenen Unterjacken und der Lava-Lava bekleidet. Bald darauf kehrte ich an Bord zurück. Am Nachmittag badeten wieder viele Eingeborene neben unserm Dampfer, ein Bild

der Glückseligkeit, an dem ich mich nicht satt sehen konnte. Diese Menschen scheinen thatsächlich nicht zu wissen, was Sorge und Kummer heisst. Vom frühen Morgen bis zur Nacht thun sie nicht viel anderes, als singen, scherzen, laufen, essen und trinken. Während des Badens wurde unaufhörlich gesungen und in die Hände geklatscht. Ganz unwillkürlich fragte ich mich: »Was wollen die Missionare unter diesen Ueberzufriedenen? Haben diese Menschen, die sich Priester Christi nennen,



Tonga-Inseln. Tochter eines Häuptlings mit Dienerin.

keine Ahnung von der eigentlichen Lehre ihres grossen Meisters, von dessen Leben und Neigungen, dass sie es unternehmen, ihren eifernden Ansichten zuliebe ganze Völkerschaften Glücklicher in Unglückliche zu verwandeln? Findet sich für diese Leute in der Heimat kein Feld, segensreich zu wirken, wenn sie ernstlich die Absicht haben, uneigennützig Gutes zu stiften?«

Um 5 Uhr nachmittags verliessen wir die Stadt Neiafu. Weil das Wetter besonders günstig war und die Zeit nicht drängte, liess der Führer des Schiffes, ein Engländer, sich erbitten, vor einer vielberühmten Grotte, die ungefähr 3 km von der Stadt entfernt liegt, anzuhalten. Eins der Boote wurde

hinuntergelassen, und zwei der Schiffsleute ruderten uns in die Grotte, die in mancher Beziehung Aehnlichkeit mit der von Capri haben soll. Nachdem wir durch eine enge Kluft, die gewissermassen das Thor bildet, in das 12 m weite, kreisrunde Innere gelangt waren, befanden wir uns wie unter dem gebrochenen Licht eines katholischen Domes in einer natürlichen Halle von herrlichem Ebenmass. In ihren Grössenverhältnissen mustergiltige Strebepfeiler steigen aus dem Wasser bis zur Kuppel und teilen die Grotte in lauschige Nischen. Durch den Boden von flüssigem Saphir dringt der Wiederschein der Sonnenstrahlen in den Farben des Regenbogens, deren bunter Schimmer die grünen Wände mit einem unausgesetzt zitternden Lichtnetz überzieht. Als ich unter den Schatten des Bootes in die Tiefe sah, gewahrte ich so deutlich, als ob er in Krystall eingebettet sei, eines Meergottes Garten von seltsam wunderbarer Gestalt, zusammengesetzt aus Korallenbeeten, zwischen denen kleine rote und blaue Fische ihr Spiel trieben. Manche ausgedehntere Grotte mit eigenartigerem Gestein mag es auf der Welt geben, ob sich indess eine schönere findet, möchte ich zum mindesten bezweifeln. Links vom Eingang ragt ein Stein ½ m weit aus dem Wasser. Als die Leute mit ihren Rudern auf diesen Stein schlugen, durchzitterte die Halle ein tiefer reiner Glockenton, der unter langsamem Ersterben minutenlang anhielt.

Trotz des Aufenthalts an der Grotte setzte die Taviuni ihre Reise mit halber Kraft fort, und am Morgen des 28. nach Sonnenaufgang lagen wir in der Bucht von Pangai, dem Hauptort der Insel Lefuka. Diese, Foa und Haano, bilden die Haapaigruppe in den Tonga- oder Freundschaftsinseln. Lefuka ist lang gestreckt und so schmal, dass mir ein Spaziergang von 25 Minuten genügte, um sie von Osten nach Westen zu durchwandern; Pangai liegt an der Ostküste. In dem Dorf steht ein Palast des Königs George II., den er demjenigen in der Hauptstadt aller Freundschaftsinseln, Tongatabu, vorziehen soll. An der Westküste nahm ich mir auf Anraten des Führers der Taviuni ein Boot, um einen Blick zu geniessen auf die Korallengärten am Grunde des Meeres mit ihrer Bevölkerung von schimmernden bunten Fischen. Dieser Ausflug lohnte durchaus die geringe Mühe.

Nach der Ostküste zurückgekehrt, suchte ich einige hinter Pangai gelegene Hütten der Eingeborenen auf. Die Leute überboten sich förmlich an Freundlichkeit, wogegen ich ihnen wieder alles zeigte, was ich am Körper trug. Ihren Zeichen und Geberden konnte ich entnehmen, dass ich merkwürdigerweise wieder, als Halbblut, für einen der ihrigen gehalten wurde. Nachdem ich mich ungefähr eine Stunde durch Zeichensprache, grösstenteils recht mangelhaft, unterhalten hatte, wurde das Mittagsmahl aufgetragen. Je zwei und zwei assen wir von einem der eben gepflückten Bananenblätter, die die Stelle der Teller vertraten. Es gab

gekochten Fisch und Brotfrucht, die mir auch diesmal nicht schmecken wollte, obgleich sie nicht in Wasser gekocht wie bei Hufnagel, sondern in Bananenblättern in der Erde gebacken war. Nach dem Essen wurde erst ein Lied gesungen und dann legte sich alles schlafen. An beiden Enden der Hütte wurden Matten ausgebreitet und auf diese die Kopfkissen, die aus einem erhöhten Stück Bambusrohr bestanden, gestellt; dann zog sich die ganze Familie auf die eine Seite der Hütte zurück, während mir, dem Ehrengaste, die ganze gegenüberliegende Seite angeboten wurde. Als ich mich eben niedergelegt hatte, erschien der Vorstand der Familie mit seiner nach meiner Schätzung 15 Jahre zählenden Tochter bei mir; diese streckte sich neben mir aus, worauf der Vater uns beide mit einem dünnen



Tonga-Inseln. Die Bereitung der Kawa.

Tuche bedeckte. Wie man sieht, sind die Sitten auf den Südseeinseln nicht dieselben wie in unserm lieben Europa.

Gegen 2 Uhr erhoben wir uns allseitig, und es wurde die Kawa bereitet.

Das Kawatrinken ist eine der ältesten Sitten auf den verschiedenen Freundschafts- und Schiffer-Inseln. Bei einer Zusammenkunft von zwei oder drei Personen, bei grossen Volksversammlungen, überall ist die Kawaschale unvermeidlich. In ihrer natürlichen Form sieht die Kawawurzel der anderer Gewächse gleich. Nachdem die ganze Familie und ich uns mit feierlicher Miene im Freien auf Matten gelagert hatten, wurde uns gegenüber in einer Entfernung von 3 m die Schale aufgestellt. Die Wurzel wurde von einem der weiblichen Familienmitglieder auf einem flachen Stein geklopft. Das tap tap des Kawasteins ist in jedem Dorf der Tongainseln

für diejenigen, welche den Klang hören, eine Einladung, sich der trinkenden Gesellschaft anzuschliessen. Als die Wurzel gehörig geklopft war, wurde sie in die Kawaschale gethan, eine grosse Holzschüssel, die auf vier Füssen ruht. Während die Bereiterin der Kawa die geklopfte Wurzel mit ihren Händen zerrieb, brachte eine zweite Tochter des Hauses in einer Kokosnussschale das Wasser, um es über das grobe Wurzelmehl zu giessen. Dieses wurde gehörig durchgeknetet, sodass der ganze Geschmack der Wurzel sich der Flüssigkeit mitteilte, und hierauf eine zweite Kokosschale mit Wasser in die Kawaschale gegossen. Die nächste Aufgabe bestand darin, die grösseren Stücke der Wurzel aus dem nunmehr fertigen Getränk herauszufischen, eine Arbeit, die mit einem Bund feinen Baumrindenstrohes vorgenommen wurde. Alle diese Handhabungen beobachteten die Anwesenden mit auffallender Andacht. Schliesslich wurde etwas von der Flüssigkeit in einem dichten Seihtuch aus der Schale gehoben, und wie aus einem Schwamm in die zum Trinken bestimmte Kokosnussschale gedrückt, die unter den Männern die Runde machte. Dem Beispiel der übrigen folgend schlürfte ich die Kawa mit ernster Feierlichkeit; sobald



Tonga-Inseln.
Mädchen aus dem Volk mit Lava-Lava.

17*

die Schale leer war, wurde sie wie ein Kreisel an der Erde der hübschen Hebe wieder zugeschickt. Während des ganzen Vorgangs liessen wir Männer die Cigarren, deren ich wohlweislich eine grosse Menge mitgebracht hatte, nicht ausgehen. Die Kawa hat keine berauschende Wirkung und schmeckt wie ein Aufguss von gemahlener Ingwerwurzel.

Ungefähr um 2 Uhr nachmittags sagte ich diesen freundlichen Naturmenschen lebewohl und hielt es zunächst für angezeigt, mich nach einem gehaltvollen Frühstück umzusehen. Zu dem Zweck suchte ich Herrn Becker auf, den Verwalter der Zweigniederlassung der »Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln« auf Lefuka. In der Unterhaltung mit diesem liebenswürdigen Herrn vermochte ich meine Kenntnisse betreffs der Freundschaftsinseln nicht unwesentlich zu erweitern. Augenblicklich waren nach seinen Berichten auch auf den Tongainseln geschäftlich schlechte Zeiten.


Tonga-Inseln.
König George II.

An Bord der Taviuni wieder angekommen, erachtete ich denn doch für angemessen, einmal den Spiegel zu Rate zu ziehen, um zu sehen, aus welchem Grunde man mich wiederholt auf den Südseeinseln für einen Mischling gehalten hatte. Ich musste freilich erkennen, dass meine Haut durch die langen Seefahrten und Reisen in der heissen Zone eine Farbe angenommen hatte, die auf jede andere eher als auf die kaukasische Rasse schliessen liess.

Am Abend des 28. wurde die Reise fortgesetzt und am 29. morgens 11 Uhr lag die Taviuni an der Brücke von Nukualofa, der Hauptstadt der Tongainseln, auf Tongatabu. Da es Sonntag war, fand ich, ebenso wie acht Tage früher in Apia, alles geschlossen. Seine Majestät König George II. soll sehr fromm sein, ein williges Werkzeug der Missionare, welche übrigens verstanden haben, den hohen Herrn in mancherlei Handelsunternehmungen zu verwickeln, aus denen er mit grossem Gewinn als reicher Mann hervorgegangen ist.

Nachmittags 3 Uhr besuchte ich die für die Person des Herrschers errichtete Kirche, um ihn zu sehen und ihm später meinen Besuch zu machen. Zu dem Zweck warf ich mich, obgleich es mir bitter sauer wurde, in schwarze Kleidung. In der Kirche konnte ich den König auf seinem Throne erblicken, ferner hörte ich einen ganz wunderbaren Gesang, dagegen wurde mein Besuch, eigentlich nicht zu meinem Leidwesen, nicht angenommen.

Die Kirche, oder besser Kapelle des Herrschers liegt wenige Schritte vom Schlosse in den königlichen Gärten. Im Innern sind eine Menge



Tonga-Inseln. Die Kapelle des Königs George II.
in Nukualofa auf Tongatabu.



Tonga-Inseln. Palast des Königs George II. in Nukualofa auf Tongatabu.

der herrlichen neuseeländischen Holzarten sehr vorteilhaft verwendet. Der Thron sowie die Kanzel zeigen hübsches Schnitzwerk. Der König gehört der wesleyanischen Methodistengemeinde an, die ihren Hauptsitz in Sydney hat.

Am 30. März wurden von der Taviuni Bananen für Neuseeland übergenommen. Ich benutzte diese Zeit, um noch so viel wie möglich von Nukualofa und der ganzen Insel Tongatabu zu sehen. Die Stadt macht einen wohlhabenden Eindruck. Der König scheint viel von seinen Reichtümern für das Wohl der Bewohner seiner Hauptstadt zu verwenden. Eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges ist das Langi oder Grab des in seinem 83. Jahre verstorbenen Königs George I., der zur Zeit des deutsch-französischen Krieges König Wilhelm I. ein Handschreiben sandte, durch das er seine völlige Parteilosigkeit zusicherte.



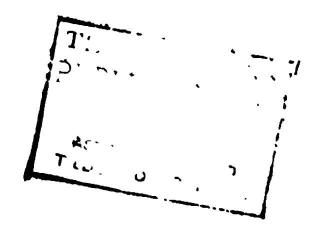
Tonga-Inseln. Das Langi oder Grabmal des Königs George I. auf Tongatabu.

Des weiteren nahm ich einen Wagen, um noch am gleichen Tage das 26 km entfernte grosse Dorf Mua aufzusuchen.

Die mit jungem Gras bedeckte Strasse schlängelt sich durch einen Baumgang herrlicher Gewächse. Stolze Kokospalmen neigten ihre anmutigen Stämme über den Weg, während die jungen noch nicht fruchttragenden Bäume ihre wunderbar schönen Wedel im Winde bewegten. Ich glaube kaum, dass es einen anmutigeren Baum als solch eine junge Kokospalme giebt. Nächst ihr dürfte die Banane ihresgleichen suchen. Citronenbäume fassten hin und wieder die Strasse ein, auch hingen grosse Mengen Apfelsinen und Orangen über meinem Wagen. An auffallenden Farben unter den Gewächsen konnte ich nicht so viele unterscheiden wie beispielsweise im südlichen Mexiko, vielmehr waren die gelben Blüten des Hibiskus mit ihren reichen, wirksamen, rotweinfarbenen Flecken in der Mitte ihres goldigen Kelches so ziemlich das einzige, was das Auge durch



Tonga-Inseln. Die Hoftänzerinnen des Königs George II.



einige Farbenpracht erfreute. Dagegen verbanden weitläufige Ranken mehrerer Windenarten die hohen Stämme. Die scharlachroten Kapseln der Schotenpfefferranke bildeten eine hübsche Zierde an der Seite des Weges, daneben fand ich kleine Zuckerrohr-, Yams- und Baumwollfelder. Ausserdem führte die Strasse hin und wieder durch jene kleinen Tongadörfer, die einen unvergleichlich friedlich-malerischen Eindruck machen. In den Thüren der Hütten sah ich Kinder bis zu 14 und 15 Jahren »in puris naturalibus«. Vor manchen Hütten standen je zwei Frauen, die damit beschäftigt waren, die Tappa, eine Art Kleidungsstoff aus Baumrinde, durch fortgesetztes Klopfen herzustellen. Dies Hämmern in der Nähe und in der Ferne, in taktmässiger Wiederholung, macht einen wohlthuenden, an das Dreschen in der Heimat erinnernden Eindruck. Auf dem freien Platze vor anderen Hütten sah ich Rollen von Tappa ausgebreitet, die von Dorfkünstlern in bunten, in der Regel längsgestreiften Mustern bemalt wurden, während andere Familienmitglieder, alte und junge, im Sonnenschein an der Erde lagen und in ihrer Weise das Leben in vollen Zügen genossen.

Die Tongamänner fand ich im grossen und ganzen nicht in dem Masse ehrfurchtsvoll gegen die weisse Rasse, wie ich es erwartet hatte, vielmehr schienen sie sich für viel vollkommener zu halten als uns. Ganz besondere Sorgfalt verwenden sie nicht selten darauf, ihr Haar rot zu färben; ich sah Männer, die sich den ganzen Kopf mit feuchtem Kalk eingerieben hatten. In welcher Weise sie aus dieser Handhabung rote Haare zu erzielen erwarteten, ist mir fremd geblieben. Ansehnliche Frauen und Mädchen traf ich recht vereinzelt unter besser gestellten Familien; zum wenigsten erschienen mir die Samoanerinnen wesentlich schöner. Auch unter den Darstellerinnen, die nach dem Bilde den Laka-Laka, einen Tanz, vor dem König aufführen, sind keine hübschen Gesichter zu entdecken; der fromme Herrscher duldet übrigens nur Tänzerinnen mit langen Röcken.

Am 31. März verliessen wir Tongatabu; es lagen somit nicht nur die drei zauberisch schönen Inselgruppen hinter mir, sondern ich war auch gezwungen, mich bis Neuseeland auf die Hose zu setzen, d. h. ernsthaft zu arbeiten. Die väterliche Handlung war durch ihren Vertreter in Wellington vor 2—3 Jahren hintergangen, sein Nachfolger hatte die begonnenen Unregelmässigkeiten mit grosser Sachkenntnis fortgesetzt. Ich musste bis Auckland ganze Stösse Verhandlungsschriften durchsehen und hatte den Auftrag, Wellington nicht eher zu verlassen, als bis alles geregelt sei; also blühte mir die Aussicht, 1896 das Weihnachtsfest in Neuseeland, statt planmässig in Potsdam als Einjährig-Freiwilliger zu verleben. Meine Hoffnung war, in den früher erwähnten Herren Castendyk & Focke freundliche Ratgeber zu finden; diese Erwartung ist später in reichem Masse erfüllt worden.

Da die Taviuni von Nukualofa aus ein Wrack zu schleppen hatte, kamen wir nur langsam vorwärts. Die Reisegesellschaft war zu schwerfällig, um dem Ueberschreiten des 180. Längengrades auch nur geringe Aufmerksamkeit zu schenken; man stand einfach am Morgen des 6. April auf und legte sich 17 Stunden später, am Abend des 8. April, ins Bett. Am Vormittag des 9. langten wir in Auckland an. Ich befand mich nunmehr etwa an dem meiner Vaterstadt entgegengesetzten Ende der Welt.

Die 42 000 Einwohner zählende Stadt ist auf Hügeln erbaut und liegt malerisch schön an der Waitemata-Bucht, die ebenso wie die Einfahrt



Auckland. Die Landungsbrücke.

in sie vom Hauraki-Meerbusen, mich wieder lebhaft an die Fjords im südöstlichen Norwegen erinnerte. Auckland zählte im Dezember 1851 3200 und im Dezember 1861 8000 Einwohner; der ganze Ort macht selbstverständlich den Eindruck einer recht jungen, jedoch nicht den einer besonders reichen oder vornehmen Stadt. Die Häuser in den Vororten dagegen fallen durch das gefällige Aeussere, wie auch durch ihre hübsche Lage an der Waitemata-Bucht auf. In den wohlgepflegten Gärten fand ich neben der neuseeländischen Eiche mit ihren knorrigen Aesten die zierliche Araucaria oder Norfolkfichte, den Eucalyptus oder blauen Gumbaum des australischen Festlandes, Trauerweiden und Akazien, dazwischen Gruppen

von Apfelsinen und Citronen, Bananen, den Granatbaum, Myrten, Feigen, Rosen, Heliotrop, Jasmin, Bignonien, Kamelien, Dahlien und ganz vereinzelt Dattelpalmen, diese allerdings nur in verkrüppeltem Zustande. Noch am Abend des 9. reiste ich auf der Bahn nach dem an der Westküste gelegenen Manukau-Hafen, der nach einer kurzen Fahrt von 20 Minuten zu erreichen ist.

Die Landenge von Auckland, also die Strecke, die ich auf der Bahn durchquerte, zählt zu den eigentümlichsten vulkanischen Gegenden der Erde. Sie verdankt ihr Gepräge einer grossen Anzahl erloschener Vulkankegel, die mit mehr oder weniger deutlich erhaltenen Kratern regellos über die Landenge und die benachbarten Ufer verstreut sind. Die vulkanische Thätigkeit scheint sich fast bei jedem Ausbruch einen neuen Weg gebahnt zu haben und hat auf diese Weise lauter einzelne kleine Kegel entstehen lassen, während sie, wenn sie immer denselben Kanal eingehalten haben würde, einen einzigen Berg gebildet hätte. In einem Umkreis von ungefähr 3 km sollen sich nicht weniger als 60 selbständige Ausbruchstellen befinden. Alle sind erloschene Feuerberge im kleinsten Massstabe von nur 80—175 m Seehöhe; sie werden der vortrefflichen Bodenbeschaffenheit halber landwirtschaftlicher Bearbeitung unterzogen.

Spät am Abend des 9. begab ich mich an Bord der nur 450 t fassenden »Mahinapua«, um über New Plymouth nach Wellington in See zu gehen. Schon in der ersten Nacht sollte ich die Wetterseite, also die Westküste Neuseelands, kennen lernen. Bei unausgesetztem Regen stürmte es aus Nord-Westen, ein Umstand, der mir um so weniger angenehm war, als ich das Schiffszimmer mit drei »colonials« zu teilen hatte. Unter dieser Bezeichnung verstehe ich die Abkommen der anglo-sächsischen Rasse in den englischen Siedelungen, die sich indessen, einmal von der Heimat Grossbritannien entfernt, ganz anders geben, als man die Engländer »at home« sonst kennt. Es hat sich mir ganz unwillkürlich die Frage aufgedrängt, wie es kommen mag, dass die Engländer, die durchschnittlich liebenswürdig und anziehend im eigenen Lande sind, so häufig unangenehm auf ihren Reisen erscheinen; wie es kommen mag, dass Franzosen, die in Paris bei jeder Gelegenheit viel Witz zeigen, im Auslande schwerfällig sind, von meinen Landsleuten garnicht zu reden. Wenn man den vollendeten Gentleman ausschliesst, der sich überall gleichbleibt, so sollte man meinen, dass alle Völker ausserhalb der Heimat eine Rolle spielen, für welche die Natur sie nicht geschaffen hat.

Am Morgen des 10. liefen wir New Plymouth an, um nach wenigen Stunden die Reise fortzusetzen. Weder von der Stadt, noch vom Meer gelang es mir, den 2680 m hohen Mount Egmont zu gewahren. Das schlechte Wetter hinderte uns, viel weiter als 100 m zu sehen. Erst am Nachmittag, als

wir Kap Egmont hinter uns gelassen hatten und in südöstlicher Richtung in gerader Linie nach Wellington steuerten, klärte sich die Luft, und wir hatten schliesslich doch noch einen besonders hübschen Blick auf den erloschenen Feuerberg, der in der Sprache der Eingeborenen Taranaki genannt wird. Ich vermochte ohne Glas in der Schneespitze deutlich die Rippen des herrlichen Kegels zu erkennen, obgleich die Entfernung nicht weniger als 55 km betrug. Nach den mir bekannten Zeichnungen des Fusi-no-jama in Japan auf der Insel Nipon gleicht der Taranaki dem ersteren mehr, wie irgend ein anderer mir vorgekommener oder durch Zeichnungen bekannter Berg. Jedoch ist der japanische Vulkan 1200 m höher, als derjenige der neuseeländischen Nordinsel und aller Wahrscheinlichkeit nach grossartiger in seiner ganzen Erscheinung.

In der folgenden Nacht liefen wir in die Cookstrasse ein, und am Morgen des 11. April langte ich an dem vorläufigen Endziel meiner Reise, in Wellington, an, um dort einen Aufenthalt von rund einem Monat zu nehmen.

XVI. KAPITEL.

Wellington. Reisen durch die Süd- und die Nordinsel bis zum Taupo-See.

Mein erster Besuch galt unsern Geschäftsfreunden, den Herren Castendyk & Focke. Zu meinem Bedauern fand ich den deutschen Konsul, Herrn Castendyk, krank. Um so freundlicher nahm sich Herr Focke meiner an, an den ich, wie bei früherer Gelegenheit bemerkt, ein Empfehlungsschreiben seines Bruders in Honolulu abzugeben hatte. Nicht allein im Hause des Herrn Focke, in dem ich mich sehr bald recht heimisch fühlte, und seines Nachbarn, Herrn Kohn, fand ich gütige Aufnahme, auch anderweitig hatte ich Gelegenheit, die aussergewöhnliche Gastfreundschaft in Wellington schätzen zu lernen.

Bei dem genannten Handelshause fand ich Briefe und Zeitungen aus Europa bis zum 1. März. Mein Vater empfahl mir, meine Reiseunkosten dadurch einzuschränken, dass ich nicht in den ersten Gasthäusern Wohnung nähme. Indessen musste ich mit der nächsten Post nach Hause schreiben, dass es in den englischen Siedelungen unvorteilhaft sei, in Gasthöfen zweiten Ranges abzusteigen, weil dort eben die Colonials zu verkehren pflegen, Leute, die entweder Thee und Wasser oder Whisky, beides im Uebermass, trinken, eine Gesellschaft, von der unmöglich für europäische Verhältnisse brauchbare Erfahrungen zu gewinnen sind.

Schon während der ersten Tage meines Aufenthalts in Wellington konnte ich in der Mercantile and Bankruptcy Gazette lesen, dass unser letzter Vertreter vor meiner Ankunft sich zahlungsunfähig erklärt hatte. Thatsächlich fand ich ihn, einen Deutschen, mit beschmutzter Weste, fadenscheinigen, abgetretenen Beinkleidern, in einer Wohnung, in der alles zu einem leidlichen Dasein Erforderliche fehlte.

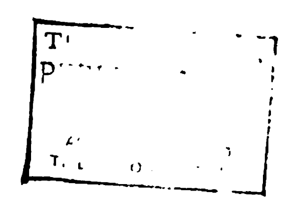
Der erste Vertreter, der uns während der 80er Jahre recht vorteilhaft in Wellington einzuführen verstanden hatte, und durch den wir keinerlei Verluste erlitten, musste die Vertretung aufgeben, weil er anderweitig lohnendere Beschäftigung fand; inzwischen war er ebenfalls mit seiner Barschaft fertig geworden und hausierte mit Waren aller Art in den Strassen. Unser zweiter Vertreter hatte einen Teil der nach Neuseeland geschickten Waren für sich behalten, verkauft, aber das Zahlen übersehen und behauptete, nicht in der Lage zu sein, in diesem Jahre Wertsendungen zu machen. Aehnlich wie mit den drei genannten Vermittlern verhielt es sich mit dem Rest unserer schuldenden Kundschaft: niemand dachte daran, zu zahlen. Alle schienen herzensfroh darüber, dass unser Haus einen bartlosen, eben erwachsenen Bevollmächtigten hinausgeschickt hatte. Aber der Bart thut es nicht immer. Jedenfalls gingen noch vor meiner endgiltigen Abreise aus Wellington Briefe unserer vortrefflichen Geschäftsfreunde nach Hamburg, in denen sie sich auf das bitterste beklagten über die Unverschämtheit und Rücksichtslosigkeit, mit der der Bevollmächtigte gegen sie vorgegangen sei. Man meldete, dass für uns in Wellington infolge meines Auftretens nichts mehr zu holen sei. Dem gegenüber schrieb ich nach Hamburg, dass ich raten müsse, keine Zweigroschen-Freimarke mehr für das Geschäft in Wellington zu verausgaben. Einen ganz besonders tüchtigen Rückhalt fand ich neben Herrn Focke in meinem Solicitor, Mr. J. P. Campbell. Schon gegen Ende April hatte ich alles soweit geordnet, dass ich mit dem mir zustehenden Anteil an den Eingängen einige ausserordentliche Reisen planen konnte. Trotzdem in Wellington der Sturm fast unausgesetzt den Regen recht herbstlich durch die Strassen peitschte, und trotz der vorgerückten Jahreszeit wollte ich vor allem die Gelegenheit, die Alpen auf der Südinsel zu sehen, nicht ungenützt vorübergehen lassen.

Ich verfügte mich daher am Abend des 27. April an Bord der »Mokihilui« und langte am 28. in Lyttelton-harbour, unweit Christchurch, an. Die letztgenannte Stadt macht einen vornehmeren Eindruck als Wellington und Auckland, bietet aber im übrigen nichts Beachtenswertes. Ich benutzte den nächsten Zug nach dem Süden und hatte das Glück, einige Regenschauer abgerechnet, die ganze Fahrt bis Dunedin bei klarem Wetter zurücklegen zu können.

Die südlichen Alpen verdienen ihren Namen mit Recht; das Gebirge zieht sich an der ganzen Westküste der Südinsel entlang, und wenn der gewaltigste Berg, Mount Cook, auch um 700 m hinter dem Mont Blanc zurücksteht, dürfte das ganze Gebirge an Grossartigkeit den Schweizer Alpen nichts nachgeben, ja, diese vielleicht in mancher Beziehung übertreffen. Die wilden Formen der ungeheuern Felsmassen, die an der Westküste, dem Sturm der furchtbarsten Brandung Trotz bietend, zum Himmel ragen,



Wellington auf Neuseeland.



erregen die höchste Bewunderung aller Reisenden. Bis in die Jetztzeit ist dieses Gebirge eine von Menschen wenig betretene Wildnis. Sie war unbewohnt, als Neuseeland entdeckt wurde, denn die Eingeborenen mieden die schaurigen Bergschluchten, und auch heute leben nur wenige tausend Ansiedler in 7 oder 8 Städtchen an der Westküste. Um so schneller hat sich die Ebene, die sich von den Alpen bis zur Ostküste hin ausbreitet, seit den ersten Ansiedlungsversuchen in den 40er Jahren bevölkert. Zumal seitdem 1856 zwischen den Alpen und Dunedin höchst ergiebige Goldfelder entdeckt wurden, nahm die Bevölkerung an der ganzen Ostküste zu. Die Viehzucht hat einen ungeahnten Aufschwung genommen. Während im Jahre 1850 auf der ganzen Südinsel kaum 150000 Schafe Nahrung fanden, schätzt man den jetzigen Bestand auf ungefähr 16000000 Stück. An Thalgletschern im grossartigsten Stil sollen die Berge der Südinsel den Schweizer Alpen überlegen sein. Die vornehmsten Gletscher sind: der Selvyn, der Lawrence, der Tyndall, der Havelock, der Forbes, der Clyde, der Godley, der Murchison, der Classen und der Tasman Gletscher. Die Linie des ewigen Schnees wird an den südlichen Abhängen des Gebirges auf 2500 m Seehöhe angegeben.

Die Fahrt durch die Ebene bis Dunedin zeigt viel Abwechslung; zur Rechten, also im Westen, in einer Entfernung von anfänglich 60, später von 120 km liegt der höchste Gipfel des mächtigen Gebirges, das sich allmählich gegen die Ebene senkt. Die letztere bietet herrliche Weiden für Vieh aller Art, obgleich ich Schafe, in Herden von Zehntausenden, natürlich bei weitem in der Mehrzahl fand. Wenn man in Erwägung zieht, dass der für die Landwirtschaft gegenwärtig urbar gemachte Boden an der Ostseite der Insel in einer Längenausdehnung, die der Luftlinie von Hamburg bis München entspricht, und bei einer Breite, die ungefähr der Entfernung von Bremen bis Hannover gleichen mag, vor 50 Jahren von dichtem Urwald bestanden war, so hat man gewiss alle Veranlassung, über die Thatkraft zu staunen, die aus dem unfruchtbaren Busch diese üppigen Wiesen hervorzuzaubern wusste. Vornehmlich waren und sind es die Schotten, die sich dieser Riesenarbeit unterzogen haben. Ganz unwillkürlich stellte ich mir zwischen Christchurch und Dunedin die Frage, ob meine Landsleute in demselben Masse Siedelungen zu gründen imstande seien wie die Briten. Es scheint mir, dass — wenn die Briten von frühester Jugend an in Schule und Haus gewissermassen in einem Gefühle der Freiheit und Unabhängigkeit erzogen werden, während in meinem Vaterlande jedermann, soviel ich weiss, zum Vorteil des Ganzen vom ersten bis zum letzten Tage unter dem Druck eines persönlichen Zwanges steht — die Ergebnisse nicht wohl dieselben sein können. Der Deutsche ist der beste Soldat, der zuverlässigste Arbeiter der Welt. Zur Bildung eines guten Ansiedlers gehört

aber mehr Unabhängigkeit in der Erziehung, als sie dem Deutschen gewährt wird. Ich glaube, dass die grosse Mehrzahl der deutschen Mütter sich der Auswanderung ihrer Söhne nach Kräften widersetzt; in Grossbritannien ist das Verhältnis umgekehrt. England beginnt jede Siedelung mit dem Bevölkern, Deutschland mit dem Regieren.

Ueber den Rakia-, Rangitata- und Waitakifluss führen Brücken von bewundernswertem Bau. Ich hatte eine Fahrkarte zweiter Klasse gelöst und fand unter meinen Reisegefährten kaum eine andere Unterhaltung als über Schafzucht, Urbarmachung von Busch und Berichte über reich gewordene oder verarmte Landspekulanten. Sobald man ausfindig gemacht hatte, dass ich ein Fremder sei, fiel man förmlich über mich her mit Fragen, wie ich das Land fände, welchen Eindruck Neuseeland und seine Bevölkerung auf mich mache, ob ich jemals auf der Welt etwas Ueberraschenderes und Grossartigeres gesehen habe als diese Inseln und ob ich mir vorstellen könne, dass es thatkräftigere, fähigere und anstelligere Leute gäbe als die Neuseeländer Colonials. Von der Bevölkerung des australischen Festlandes sprachen diese »self made men« mit Geringschätzung, und von irgend einer Anhänglichkeit an England entdeckte ich, ebenso wie unter den Wellingtoner Colonials, keine Spur. Nur gewohnheitsmässig kaufen die Leute vorzugsweise englische Waren. Da ich in Auckland und Wellington neben 100 Europäern wenigstens einen Maori in den Strassen sah, musste es mir auffallen, dass ich von Christchurch bis Dunedin kaum 10 Eingeborene, aber wenigstens 200 Chinesen bemerkte. Thatsächlich leben 45mal mehr Maoris auf der Nord- als auf der doppelt so umfangreichen Südinsel.

Da ich unter allen Umständen das Dampfschiff, das am Milford Sound an der Westküste am 1. Mai abgehen sollte, erreichen musste, hatte ich keine Zeit, um von Dunedin die Bahn nach Hyde in die eigentlichen Goldfelder zu benutzen; vielmehr reiste ich am Morgen des 29. weiter nach Mossburn, wo ich nach dreimaligem Wagenwechsel nachmittags 4 Uhr ankam. Diese Stadt von 1500 Einwohnern mag auf einer Höhe von 600 m liegen; die dort herrschende Kälte berührte mich äusserst empfindlich. Als Schutz gegen sie hatte ich nichts weiter als meinen, mir seit Argentinien treuen Begleiter, den Poncho. Noch am selben Abend fuhr ich auf einem schlechten zweiräderigen Wagen weiter bis Manipori.

An Ort und Stelle angelangt, fand ich gute Unterkunft für die Nacht in einem vortrefflichen Gasthause, das sein Bestehen dem grossen Zug der Reisenden in den Sommermonaten, also vom Oktober bis Februar, verdankt. Als ich am 29. April nach Dunkelwerden am Lake Manipori eintraf, teilte ich den recht grossen Gasthof mit nur zwei Herren und einer Dame aus Sydney. Vom 1. Juni bis 15. August ist der Gasthof geschlossen und die Reise nach dem Milford Sound, wie ich sie ausführte,



Neuseeland. Teil des Manipori River in Southland.

der Eis- und Schneeverhältnisse halber nur ausnahmsweise möglich. Ich bestieg am 30. das kleine Dampfschiff, das den gleichen Namen wie der See und der Gasthof trägt, bei Nebel, und wir hatten, als dieser sich zerteilte, an einem klaren Herbsttage eine unvergleichliche Fahrt, erst in nordwestlicher, dann in nördlicher Richtung über den See, später durch den Manipori River in den See Te Anau. Der Fluss ist schmal, auf beiden Seiten von buschbewachsenen Felsen eingeschlossen; nicht weniger als viermal glitt unser kleiner Dampfer durch Stromschnellen. Die Stille der Natur unterbricht nur der melancholische Ruf des Nestorpapageis, einer Vogelart mit adlerartigem, weit übergreifendem Oberschnabel und matt graugrünem Gefieder, von der sich Scharen bis zu 20 Stück an den Ufern zeigten. Andere Tiere habe ich nicht bemerkt; beide Seen und der Fluss sollen indessen reich an Fischen, zumal an Aalen sein.



Neuseeland.
Uferlandschaft am Manipori River in Southland.

Ueberall zeichneten sich die Ufer durch den Reichtum an Kryptogamen aus. Ich unterschied Farne, die mir noch nirgends aufgefallen waren, hin und wieder sah ich den Grasbaum oder die Kohlpalme, und ganz bescheiden, im Gebüsch versteckt, blühte die zarte blaue Rimuroa, die einzige Glockenblume Neuseelands, sowie die unser Gänseblümchen vertretende Tupapa. An Schmarotzergewächsen, wie Pandaneen und Orchideen, war kein Mangel. Als neu fiel mir die Pikearera, eine dunkelblau blühende Clematisart, auf. Nachmittags 2 Uhr hatten wir die ungefähr 65 km lange Fahrt zurückgelegt. Kurz bevor wir am Ende des Sees Te Anau anlangten, vernahmen wir aus

heiterem, klarem Himmel in nordöstlicher Richtung ein einem entfernten Donner ähnliches Geräusch, das der Führer unseres Schiffes uns als einen Lawinensturz von dem noch 60 km weiten Mount Earnslaw erklärte. Am Ufer des Sees bestiegen wir Pferde und begaben uns auf den Weg nach Lake Ada. Der »track« spottete jeder Beschreibung; es kostete uns 5 Stunden, um den 15 km langen, durchweg engen Pfad zurückzulegen. Wir hatten nicht nur zu kämpfen mit dem durchweichten Boden, sondern auch mit dem subalpinen Pflanzenwuchs der Südalpen. Wer diesen nicht gesehen hat, kann sich kaum vorstellen, wie schwierig es ist, ihn zu durchdringen. Der Busch war teilweise so dicht, dass wir buchstäblich darauf reiten mussten, wobei wir selbstredend durchbrachen und nur mit grösster Anstrengung aus den Aesten und Zweigen wieder loskommen konnten. Nachdem wir drei Viertel des Weges zurückgelegt hatten, sahen wir an der linken Seite den 600 m hohen Sutherland-Fall, der den schönsten Wasserfällen im Yosemite würdig an die Seite gestellt werden kann.

Am Lake Ada fand ich ein nicht minder gutes Unterkommen, als in Manipori, und zu meiner Freude unterrichtete man mich, dass die »Nelson« am selben Tage in Milford Sound angelangt sei, um am nächsten Vormittag in See zu gehen. Hätte ich das Schiff verpasst, wäre mir nichts anderes übrig geblieben, als denselben Weg, den ich gekommen war, zurückzureisen, denn in der vorgeschrittenen Jahreszeit ist nur einmal monatlich Dampfergelegenheit von Milford Sound nach Nelson. Früh am nächsten Morgen bestiegen meine Reisegefährten und ich ein grosses Ruderboot, und vier kräftige Schotten ruderten uns über den See und den Adafluss in den Sound, an dessen innerem Ende die Nelson uns aufnahm. Am Sonnabend, den 2. Mai, mittags, gingen wir in See. Zunächst begann die Reise durch den Milford Sound, der bei weitem auch die schönsten Fjords an der Westküste Norwegens übertrifft. Während diesen trotz aller grossartigen Schönheit eine gewisse Einförmigkeit nicht abzusprechen ist, fand ich im Milford Sound, sobald unsere Nelson um eine neue Ecke bog, immer wieder ein von dem vorigen abweichendes, in hohem Grade malerisches Bild. Die Natur scheint sich hier selbst zu überbieten durch Bergketten mit Schneespitzen, Gletscher, die in einiger Entfernung den Meeresspiegel wenigstens scheinbar erreichen, Schluchten, Wasserfälle und Busch, wie man ihn eben nur in Neuseeland findet, vom olivenfarbigen Graugrün bis zum Saftgrün einzelner Farne. Jedenfalls gehört der Milford Sound zu den hervorragendsten Sehenswürdigkeiten, die mir auf meinen Reisen vorgekommen sind. Die letzte halbe Stunde vor dem Ausgang in die See, der gerade weit genug ist, um einem grösseren Fahrzeug den Eintritt zu ermöglichen, fuhren wir durch einen engen Kanal, an dessen beiden Seiten, nahezu lotrecht, 900—1100 m hohe Felsen stehen.

Als ich am frühen Morgen des 3. das Deck betrat, mochten wir ungefähr eine Stunde vorher die Höhe des Mount Cook überschritten haben. Der zuckerhutförmige Riese lag in südlicher Richtung in einer Entfernung von 60—75 km hinter uns. An Deck waren Eisspuren zu bemerken; bei steifer Nordwestbrise hatten wir klares Wetter, und ich konnte bis zum Abend den unvergleichlich grossartigen Anblick, die wilde See sich an den Felsen brechen zu sehen, geniessen. Im Laufe des Tages liefen wir die kleinen, von Schotten bewohnten Flecken Hokikika und Charleston an, in denen eine unheimliche Sonntagsstille herrschte. Am Morgen des 4. erreichten wir Nelson. Im Gegensatz zu der schaurig schönen Westküste liegt diese Stadt im Norden der Südinsel an der Tasman Bai so freundlich, dass man ihr mit vollem Recht den Beinamen »the sleeping beauty« erteilt hat. Daneben bietet das Hinterland nicht nur der Landwirtschaft grossen Vorteil, sondern auch der Mineralreichtum der ganzen Grafschaft ist von Bedeutung. Von Nelson aus ist die 53 km in südwestlicher Richtung entfernte Schneespitze des ungefähr 3000 m hohen Mount Franklin sichtbar.

Spät am 5. war ich in Wellington zurück und fand am folgenden Tage bei Mr. Campbell meine geschäftlichen Angelegenheiten soweit vorgeschritten, dass ich mir nicht die geringsten Vorwürfe zu machen brauchte, 8 Tage fort gewesen zu sein; nichts war versäumt.

Am Abend nach meiner Ankunft besuchte ich ein Konzert, wobei ich bemerken konnte, dass auch andere Völker hin und wieder nicht verschmähen, Worte fremder Sprachen in die ihrige widerrechtlich eindringen zu lassen. Auf dem Umschlage des umfangreichen, englisch abgefassten Festberichtes war zu lesen: »Wellington Liedertafel, second gemischter Abend.«

Während der letzten Tage meines Aufenthalts besserte sich das Wetter; jetzt erst konnte ich mich überzeugen, dass man, wenige Kilometer von der Stadt entfernt, sich in einer Landschaft befindet, die den schönsten Gegenden des Schwarzwaldes nicht nachstehen dürfte.

Viele neue kaufmännische Erfahrungen habe ich in Wellington nicht gesammelt, wohl aber meine früheren, zumal in Mexiko gewonnenen Beobachtungen auch in Neuseeland bestätigt gefunden. Es wird dem jungen, eben eingewanderten Europäer häufig recht leicht gemacht, auf Abwege zu geraten. Wenn er das Glück hat, einige angesehene Freunde im alten Weltteil zu besitzen, die mit gutem Gewissen über sein Wirken in der Heimat vorteilhafte Auskünfte erteilen können, so erhält er nicht selten in kürzester Zeit Guthaben von deutschen Häusern eröffnet, deren Umfang seine Erwartungen übertrifft. Ein anderer Fall: er sieht sich sehr bald als Vertreter bedeutender Handelshäuser, ein Umstand, der ihn ebenso wie die zuerst genannten Vorteile nur allzu leicht veranlasst, seine eigenen kaufmännischen Fähigkeiten zu überschätzen. Alsbald fehlt es nicht an Freunden eigennütziger Art, und so ergiebt sich der sittliche Verfall des

Betreffenden von selbst. Treue und Rechtschaffenheit sind an überseeischen Handelsplätzen nicht in dem Masse wie in Europa zu finden. So schwer Deutsche im allgemeinen sich zu dem Gegen-Ziel-Verkaufen im eigenen Lande oder gar in der eigenen Stadt bequemen, so leicht lassen sie sich verleiten, gegen lange Wechsel ihre Erzeugnisse nach überseeischen Ländern abzusetzen. Wer die heimischen und die auswärtigen Verhältnisse kennt, wem nicht unbekannt ist, wie leicht drüben Wechsel anerkannt, wie schwierig sie bezahlt werden, sollte wissen, wie verderbliche Folgen solche irrige Grundsätze haben. England und noch mehr die Vereinigten Staaten sind viel vorsichtiger im Kreditgeben, als Deutschland. Wer an überseeischen Plätzen seine Schulden nach Europa nicht zahlen will, lässt es bleiben; man weiss, dass aus der weiten Entfernung niemand gegen den Betreffenden viel unternehmen kann. Oeffentliche Zahlungseinstellungen haben in fremden Weltteilen bei weitem nicht die Bedeutung, wie in Europa.

Ziffernmässige Berichte über die Ausfuhr beweisen nach meinem Dafürhalten eigentlich garnichts, nur der Ausweis, wieviel Gewinn die ausgeführten Waren den Verschiffenden gebracht haben, und vor allem, wieviele von den ausgeführten Erzeugnissen thatsächlich bezahlt sind, könnte Wert haben.

Ich bin weit entfernt, meine Ansichten als massgebend hinstellen zu wollen; doch will ich nicht verfehlen, sie dahin zusammenzufassen, dass jeder Warenausführende in der Heimat auf die Dauer nur dann nutzbringende Ergebnisse erzielen wird, wenn er mit bescheidenem Gewinn an Leute verkauft, die als durchaus zuverlässig, vorsichtig und gewissenhaft ihm selbst bekannt sind. Dagegen sollte man grundsätzlich alle überseeischen Verbindungen meiden, die auf gute Auskünfte Dritter hin angeknüpft werden sollen.

Am 10. Mai machte ich meine Abschiedsbesuche. Von manchen der neuen Freunde wurde es mir schwer, mich, voraussichtlich auf Nimmerwiedersehn, zu trennen. Besonders Herrn Focke war ich zu ausserordentlichem Dank verbunden.

In der Morgenfrühe des 11. fuhr ich auf der Bahn nach Wanganui ab; im Zuge befanden sich ein Speisewagen, sowie zwei zweckmässig eingerichtete Aussichtswagen. Ich reiste wieder in der zweiten, d. h. in der bescheidensten Wagenklasse und fand unter meinen derben kolonialen Mitreisenden von unverwüstlich gesundem Aussehen genau dieselbe Unterhaltung wie auf der Südinsel. Alles drehte sich um Schafzucht und nochmals um Schafzucht und wie und wo Land am billigsten urbar gemacht werden könne. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde man mich unter allgemeinem Jubel bei der nächsten passenden Gelegenheit an einen Laternenpfahl gehängt haben, wenn ich nicht unausgesetzt beteuert hätte, nichts Herrlicheres zu kennen, als Neuseeland.

An den Bahnhöfen stand eine Inschrift, die mir auf der Südinsel nicht aufgefallen war: »Kaua e Kai paipa Ki Konei«, auf deutsch: »Das Rauchen ist verboten«. Je mehr der Zug sich Wanganui näherte, um so zahlreicher wurde die Gesellschaft der Eingeborenen oder Maoris auf den Haltestellen und im Zuge. Bald hinter Wellington führte die Bahn durch recht hübsche Buschlandschaft an steilen Abhängen entlang. Gegen 3 Uhr nachmittags erreichten wir Wanganui, ein Buschstädtchen an der Mündung des gleichnamigen Flusses, den die Neuseeländer nicht ohne eine gewisse Berechtigung »the Rhine of New Zealand« nennen. Unter den wenigen Sehenswürdigkeiten der Stadt fand ich ein Denkmal, dessen Inschrift



Neuseeland. Wanganui.

eines unfreiwilligen Humors nicht entbehrt. Sie lautet: »To the memory of brave men who fell gloriously in the defence of law and order against barbarism and fanaticism.« Es schien mir selbstverständlich, dass diese Inschrift nur den armen Maoris gelten könne, die bei der Verteidigung ihres Grundes und Bodens getötet wurden. Aber sehr bald belehrte man mich, dass dieses ruhmvolle »to the memory« für die Engländer bestimmt war, die gekommen waren, um das Land an sich zu reissen und die Besitzer ihrer Freiheit zu berauben.

Als ich am nächsten Morgen um 7 Uhr auf dem Flussdampfer ankam, lag ein dichter Nebel auf dem Strome, und in den Strassen bemerkte ich Eis von der Dicke eines Papierblatts. Wir waren an Bord des kleinen Fahrzeugs sechs Reisende, fünf Herren und eine Dame, die sich bald

freundschaftlich einander anschlossen. Wir alle hatten die Absicht, durch die Nordinsel nach Auckland zu reisen. Ungefähr 1½ Stunden nach der Abfahrt des Dampfers aus Wanganui ordnete sich der Nebelschleier in Ketten oder Streifen von Schäfchen, die alle von Nordwesten ausstrahlten, von der Mittagssonne prachtvoll rot und gelb beleuchtet, dem Himmel ein höchst merkwürdiges Aussehen gaben und gutes Wetter für die folgenden Tage versprachen.

Die Ufer dieses Flusses sind von unvergleichlicher Schönheit; ich fand da einen mir in dieser überreichen Fülle bisher unbekannten Pflanzenwuchs von Farnkräutern nahezu aller Arten. Die vornehmste Erscheinung unter den Kryptogamen waren unstreitig die herrlichen Farnbäume, übrig gebliebene Kinder einer vorsündflutlichen Welt, die mit ihren schuppenartig gezeichneten Stämmen und zierlichen Kronen einer Palme nicht unähnlich sehen und anmutiger sind, als die mir aus Paraguay und dem südlichen Mexiko bekannten Baumfarne. Dieser neuseeländische Baum trägt eine wunderbar schöne Krone von mächtigen Blättern, deren weisse Spitzen zierlich gegen den Boden hängen. Ganze Wälder dieser Pflanzen sah ich zusammenstehen und bemerkte nicht selten in ihrer Mitte den Silberstreif eines Wasserfalls. An schmarotzenden Pflanzen fand ich diese Wälder noch ungleich reicher, als den Busch in South Island; überhaupt erschien mir hier die ganze Pflanzenwelt wesentlich üppiger, als dort. Hier und da bemerkte ich auch die zierliche Nikaupalme, die einzige Vertreterin ihres Geschlechts auf Neuseeland. Das Flussbett des Wanganui windet sich unausgesetzt in Schlangenlinien; die am Wasser liegenden kleinen Maoridörfer vervollständigen das prächtige Gemälde. Recht auffallend war mir die Art und Weise, wie die Leute Briefe und Pakete vom Dampfboot ans Land und umgekehrt befördern. An die betreffenden Stücke wurden Kohlen oder Steine gebunden und diese mit grosser Geschicklichkeit an das Ufer, bezw. auf den Dampfer geworfen. Dabei hielt der Führer unseres Schiffes es nicht einmal der Mühe wert, die Maschine anzuhalten oder langsamer gehen zu lassen.

Auch der Wanganui zeigte vielfach Stromschnellen, die für uns um so schwieriger zu durchfahren waren, als die Reise diesmal stromaufwärts ging. Wir kamen nur langsam weiter, nicht zum Nachteil der Fahrgäste, die wir uns nicht satt sehen konnten an der Umgebung des Flusses. Der einzige grössere Ort, an dem wir vorüberfuhren, hatte den Namen Ranana. Zu meinem Bedauern legte unser Dampfer hier nur so kurze Zeit an, dass ich nicht an Land gehen konnte, um einem dort gerade stattfindenden Feste der Maoris beizuwohnen. Auf mehreren Hütten wehte die englische Flagge, man sang »God save the Queen« und schien bei guter Laune zu sein; die Mädchen hatten das Haar mit zwei weissen Federn geschmückt. Je weiter wir stromaufwärts dampften, um so schöner



Neuseeland. Ufer des Wanganui River.

wurden die Ufer, an denen die Felsen senkrecht aufstiegen, ohne dem Pflanzenwuchs wesentlich Abbruch zu thun. Mit den Felsen wurden die Wasserfälle höher und achtunggebietender.

Zum aufrichtigen Bedauern aller Mitreisenden erreichten wir um 3½ Uhr nachmittags Pipiriki, das Endziel unserer Fahrt. Der Fluss ist oberhalb des Fleckens so reissend und enge, dass die Dampfer nicht weiter aufwärts gelangen können.

Hier nimmt das eigentliche Land der Maoris seinen Anfang. Die Ansichten über die Herkunft dieses Volksstammes und über ihr Leben bis zur Gegenwart fand ich in allen Teilen Neuseelands verschieden. Ich will den Versuch machen, aufzuzeichnen, was mir am glaubwürdigsten und wahrscheinlichsten erschien.



Neuseeland.
Maori-Mädchen von europäischem Vater.

Der Stamm der Maoris, so wie ich ihn überall fand, besteht aus recht ansehnlichen Männern von gewinnender Erscheinung und hässlichen, schwerfälligen Frauen mit unschöner Büste, breiten Hüften, ungeheurem Munde und dickem, kurzem, schlecht gehaltenem Haar; vom Tage ihrer Verheiratung an sind Lippen und Kinn tätowiert. Nur bis zum 14. Jahre sind die Mädchen in bescheidenem Masse anziehend; ich fand unter den Gesichtern der Frauen die Grundformen der Spanierin, Jüdin, Italienerin, der afrikanischen und der australischen Negerin. Aus einer Mischung von Europäern und Maoris hervorgegangene Mädchen sind dagegen nicht ohne Reiz. Die Haut ist von dunkler Bronzefarbe; nichts ist drolliger, als in einzelnen Flecken diese Weiber zu sehen, ausstaffiert mit grossen, losen, weissen oder rosa Röcken, die über Reifen zur Erde fallen, mit grossen, federgeschmückten Filzhüten und, um das Bildnis zu vollenden, mit einer kurzen Seemannspfeife im Munde! Diese wunder-

lichen Frauen haben ihre eigene Art, Wohlgefallen zu erregen; einige von ihnen gehen so weit, ihren Rücken tätowieren zu lassen, um beim Schwimmen hübsch zu erscheinen. Im Verkehr mit den Männern dagegen, die alle ziemlich demselben Urbild gleichen, empfindet man bald, dass man es mit einer kriegerischen, ritterlichen Rasse zu thun hat. Alle Männer, die innerhalb der 30er Jahre unseres Jahrhunderts und früher geboren sind, haben Menschenfresserei getrieben; sie sind über das ganze Gesicht tätowiert.

Die Maoris gehören, wie alle Polynesier, der malayischen Rasse an; woher sie stammen, ist noch eine offene Frage. Nach meiner Ansicht, die indessen keinen Anspruch erhebt, massgebend zu sein, können sie nur von Hawaii eingewandert sein. In ihren Sagen nennen sie ihr Ursprungsland Hawaiki. Die Laute ihrer Sprache, die mir selbstverständlich so gut wie fremd geblieben ist, vermochte ich nicht von derjenigen der Kanakas zu unterscheiden. Ferner deuten viele ihrer Sagen darauf hin, dass sie das unterirdische Feuer ihres Landes aus der Heimat mitgebracht haben, ein neuer Beweis dafür, dass diese Heimat kaum eine andere als Hawaii sein kann. Wie sie indessen eine Reise, die ohne die Zwischeninseln so weit ist, wie die Fahrt von Lissabon nach Bahia, zurückgelegt haben, bleibt eine ungelöste Frage. Wahrscheinlich ist, dass die Maoris ungefähr im 10. Jahrhundert nach Neuseeland gelangten, ebenso ist anzunehmen, dass sie dort einen den Australnegern verwandten Stamm vorgefunden und mit der Zeit ausgerottet haben. Anders ist es mir unerklärlich, wieso noch heute das Gesichtsgepräge der Australneger unter den Maoris nicht zu den Seltenheiten gehört.



Neuseeland. Alter Maori.

Bei ihrer Ankunft können sie ausser einer kleinen Ratte kein Säugetier angetroffen haben, dagegen wird auf den Inseln jener flügellose Riesenvogel,

der Moa, zu finden gewesen sein, der nach angestellten Forschungen in 4 Arten in einer Höhe von 2—4 m vorgekommen ist. Je mehr die Zahl dieses kriegerischen Volkes wuchs, desto weiter werden die bei der Einwanderung vorhandenen, geistig und körperlich widerstandslosen Australneger zurückgegangen sein.

Im 17. Jahrhundert mag der letzte Moa das Zeitliche gesegnet haben, und die zahlreiche, über beide Inseln verbreitete Bevölkerung sah sich ohne die durch die Witterungsverhältnisse bedingte Fleischnahrung. Diese Thatsache allein führte zu der Menschenfresserei, die auf Neuseeland herrschte, als zu Ende des vorigen Jahrhunderts die ersten Europäer an den Küsten beider Inseln landeten. Uebrigens sollen die Neuseeländer nie andere, als die in wilder Kriegswut Erschlagenen gefressen haben.



Neuseeland. Junge Maori-Frau.

Dr. Ferdinand v. Hochstetter schreibt nahezu wörtlich:

»Was anders kann Menschen dahin bringen, dass sie ihresgleichen aufessen, als Not und Hunger? Es giebt keinen andern vernünftigen Erklärungsgrund für eine Erscheinung, die so sehr der Natur zuwiderläuft, dass sie auch bei Tieren nur ausnahmsweise, wenn die Not dazu treibt, vorkommt. Es ist nicht barbarische Sitte, nicht Rohheit, nicht Wildheit, nicht Heidentum, was den Menschen der Südsee soweit brachte, dass er das Blut seines Nebenmenschen trank und sein Fleisch ass; der Kannibalismus der Südsee-Insulaner hat keinen andern Grund, als die Menschenfresserei des Europäers, wenn dieser, schiffbrüchig und in der Verzweiflung, Hungers zu sterben, sich an seinem Unglücksgefährten vergreift. Auch die Menschenfresserei ist nur eine der mannigfaltigen Erscheinungen des Kampfes ums Dasein.

So nur lässt sich erklären, warum die Geschichte von Neuseeland in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts von nichts anderm zu berichten weiss, als von Krieg und Menschenfresserei, und warum dieser unnatürliche Zustand innerhalb weniger als 20 Jahren ein Ende nahm, nachdem mit Einführung der Schweine und Kartoffeln durch die Europäer den Eingeborenen neue Nahrungsquellen eröffnet waren.

Die Menschenfresserei hat wieder aufgehört, wie sie entstanden ist, aber nicht der Kampf ums Dasein. Dieser hat nur eine neue Form angenommen. Aus dem Kampfe mit der Tierwelt war der Eingeborene als der Stärkere siegreich hervorgegangen. Nun hat aber der braune Südsee-Insulaner um sein Dasein gegen die weisse kaukasische Rasse zu ringen, und es ist zweifellos, wer in diesem Kampfe unterliegt. Ich meine damit den Kampf ums Dasein,

wie er sich zwischen Mensch und Mensch in allen jenen unzähligen Erscheinungen vollzieht, welche man als Gründe angiebt, warum in allen Weltgegenden, in Amerika, in Australien, auf Tasmanien, ebenso wie auf Neuseeland, die Eingeborenen beim Erscheinen des Europäers mehr und mehr sich vermindern und allmählich aussterben.

In der Pflanzenwelt, in der Tierwelt und in der Menschenwelt vollzieht sich dieser Kampf nach unabänderlichen Gesetzen; in der Menschenwelt nicht nur zwischen Völkern verschiedener, sondern ebenso zwischen solchen gleicher Rasse, zwischen Staaten und Staaten, zwischen Familien und Familien, zwischen Einzelpersonen und Einzelpersonen.



Neuseeland. Besitzloser Maori mit dem Gesichtsgepräge eines Australnegers.

Was uns bei diesem ewigen Kampfe trösten mag, ist das, dass es ein Naturgesetz sein muss, auf dem die ganze Entwicklungsgeschichte der Erde von den Urzeiten bis zum heutigen Tage beruht, dass dieser Kampf nicht nur ein vernichtender Kampf ist, sondern ebenso ein erhaltender, ein schaffender Kampf. Nur das schwächere, unvollkommenere geht unter, das kräftigere, stärkere und vollkommenere Element bleibt Sieger. So beruht aller Fortschritt in der Welt auf diesem Kampf ums Dasein, und soweit der Mensch dabei beteiligt ist, mögen wir uns vor allem damit trösten, dass nicht nur die körperliche Kraft diesen Kampf entscheidet, sondern die Stärke des Geistes! — — —

Wenige Jahrzehnte, nachdem die erste Kunde von den Maoris nach Europa gelangt war, stellten englische Missionare sich in grosser Zahl auf beiden Inseln ein. In richtiger Erkenntnis der Sachlage brachten sie neben

vielen anderen nützlichen Dingen Haustiere und Pflanzen, das Schwein und die Kartoffel, nach Neuseeland. Das war das wertvollste Geschenk, das die ersten Entdecker dem Volke machen konnten, dessen Hauptnahrung bis dahin aus der Wurzel eines Farnkrauts bestanden hatte. Das Schwein lebt mit und neben dem Menschen in seinem wildesten, rohen Naturzustand und vermehrt die Hilfsquellen ihres Unterhalts, ohne ihre gewohnte Lebensweise zu beeinträchtigen, während der Besitz des Rindes an das Vorhandensein einer weiter vorgeschrittenen Kulturstufe gebunden ist. Gegenwärtig soll das Schwein in vielen Gegenden Neuseelands verwildert sein; im Wangapeka-Thal, südlich von Nelson, leben wilde Schweine zu Tausenden.

In einem Lande, in dem keine reissenden Tiere, giftigen Amphibien oder schädlichen Pflanzen vorkommen, musste die Bevölkerung im grossen und ganzen von gut gesitteter Art sein; thatsächlich fanden die Missionare mit ihren unschätzbaren Geschenken nicht nur begeisterte Aufnahme, sondern auch leichte Arbeit in ihrem Vorhaben, die christliche Lehre einzuführen. Zweifellos hat es unter ihnen auf Neuseeland in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts eine grosse Anzahl vortrefflicher Männer gegeben.

Im Anfang der 50er Jahre war die ganze Maori-Bevölkerung zum Christentum bekehrt und die Menschenfresserei hatte ihr Ende erreicht. Die Eingeborenen hatten lesen und schreiben gelernt und beschäftigten sich vorzugsweise mit der Bibel. Viele alte Familien- und Dorfnamen wurden durch biblische Bezeichnungen ersetzt. Die Vorschriften der christlichen Kirche wurden mit einer Pünktlichkeit innegehalten, wie sie in Europa nie bekannt gewesen ist. Aber im Halten dieser Satzungen allein bestand auch so ziemlich die ganze Religion. Den eigentlichen Begriff der Nächstenliebe haben die Maoris ebensowenig wie andere in diesem Jahrhundert bekehrte Völker auch nur annähernd erfasst, geschweige sich zu eigen gemacht.

Die hauptsächlichste Eigenschaft der Maoris ist die Faulheit. Sie arbeiten erstaunlich wenig, weil sie in der Lage sind, ihren bescheidenen Unterhalt auch im Nichtsthun einigermassen zu bestreiten. So standen die Sachen, als die gewiegten und lebensklugen Engländer und Schotten sich mehr um die Maoris zu kümmern anfingen. Im Vertrauen auf die Heilighaltung der Bibel sagte man den Maoris: »Euer Land ist euch von Gott gegeben, nicht um es brachliegen zu lassen, sondern damit ihr es bebaut, auf dass es hundertfältige Früchte trage.« Und da die Eingeborenen nicht viel arbeiten wollten, nahm man ihnen ihr Eigentum, und zwar unter dem Schein des Rechts gegen Entrichtung von 1 sh. für den Acre. Der Schilling war bald aufgegessen, aber der Acre kehrte nicht in den Besitz des ersten Eigentümers zurück. Zehn Jahre überlegten die Maoris, was

sie gegen die Gewaltthaten ihrer ursprünglichen Freunde unternehmen sollten. Zu Anfang der 60er Jahre erklärten sie, nirgends in der Bibel ein Gebot finden zu können, nach dem sie den Acre mit 1 sh. verkaufen müssten, somit wollten sie alles Land zurückhaben. Als den Engländern und Schotten die Folgerichtigkeit dieser Behauptung und Forderung nicht einleuchten wollte, griffen die Maoris zu den Waffen. Nicht leicht ist es den Briten geworden, diese Rasse zu bezwingen; mit spartanischer Tapferkeit haben die Maoris sich geschlagen. Es soll nicht zu den Seltenheiten gehört haben, dass einzelne Männer sich absichtlich in die Bajonette der Feinde geworfen haben, um den Nachstürmenden Raum zu schaffen. Selbstverständlich unterlagen die Maoris nach sechsjährigem Kampf; heute



Neuseeland. Rückseite eines Maorihauses.

hat Grossbritannien den übriggebliebenen 40—50 000 das Herz der Nordinsel überlassen. Es ist dies das Land, auf dem eigentlich nicht viel gedeiht oder gedeihen kann. Vermutlich wird nach ferneren hundert Jahren der letzte Vollblut-Maori verschwunden sein. So lange die Leute sich in ihre Schilfmatten und die selbstgefertigten Stoffe aus der neuseeländischen Pflanzenwelt kleideten, befanden sie sich wohl; seitdem sie die billigen, leicht zerreissbaren englischen Wolldecken und andere europäische Kleidung tragen, räumt neben vielen Krankheiten unseres Erdteils vornehmlich die Schwindsucht unter den Maoris auf. — — —

Zu unserm Befremden fanden wir 6 Reisende in Pipiriki die erwartete Postkutsche, die uns weiter ins Innere führen sollte, nicht vor. In Ermangelung eines Bessern mieteten wir ein Kanoe und liessen uns durch 6 Maoris noch ungefähr 6 km stromaufwärts rudern. Gegen die Strömung

hatten unsere Leute schwere Arbeit, die sie sich durch taktmässiges Absingen einzelner Strophen zu erleichtern suchten. Als wir nach Pipiriki zurückkamen, war ich so glücklich, diese Strophen gedruckt vorzufinden. Sie lauten mit der Uebersetzung wie folgt:

tena toia!	Greif' zum Ruder!
tena pehia!	Jetzt ziehe an!
tena tukia!	Jetzt halt' die Zeit!
tena tiaia!	Jetzt tauch' es ein!
tena kiamau!	Jetzt halte aus!
tena kiau!	Jetzt sei stark!
hoe hoe atu!	Vorwärts, vorwärts, fort!
runga runga atu!	Aufwärts, aufwärts, fort!
tena toia!	Greif' zum Ruder!
toia!	Zum Ruder!
toia!	Zum Ruder!

Die Fahrt war auch in anderer Beziehung durchaus lohnend. Wir sahen ungefähr den schönsten Teil des ganzen Flusses und bedauerten, so bald umkehren zu müssen, weil die Stromschnellen während der Dunkelheit vielerlei Gefahren bringen. In Pipiriki wurde uns die wenig erfreuliche Mitteilung gemacht, dass die Kutsche überhaupt nicht eintreffen werde. Es blieb daher nichts anderes übrig, als von den Maoris Pferde zu borgen und einen ihrer Männer als Führer mitzunehmen. Nach endlosem Hin- und Herreden gelang uns schliesslich eine Einigung; die Dame wollte sich auf einem Wagen, der zufällig am Orte war und unsere Strasse zu fahren hatte, befördern lassen.

Am folgenden Morgen hielt ein grosser, zweiräderiger Karren vor dem Thor unseres Gasthofs. Sowohl zur eigenen, als zur grossen Freude der Mitreisenden kletterte unsere Dame auf einen Turm von Mehl- und Salzsäcken und meinte, oben angekommen, ob sie dort nicht sässe, wie Pythia auf dem Dreifuss. Der Vergleich hinkte, wie die meisten Vergleiche, aber dennoch erbat ich mir eine Auskunft, wie der gegenwärtige Tag für mich verlaufen würde. Die Weissagung lautete: »I see a german boy in a foreign country sitting up to his neck in the mud.« Unter fröhlichem Lachen aller Umstehenden setzte sich der Karren in Bewegung. Eine halbe Stunde später bestiegen wir die Pferde, nachdem jeder sein Tier mit dem wenigen, was uns für den nächsten Tag erforderlich erschien, bepackt hatte; ich wählte den Poncho und eine wohlgefüllte Reisetasche zu meiner Ausstattung.

Der Weg zeigte anfangs leidliche Beschaffenheit; ich genoss den Ritt durch wiederum unbeschreiblich schönen Pflanzenwuchs in bester Stimmung. Meine Gefährten und ich wurden nicht müde, immer wieder aufs

19*

neue zu staunen, aber nicht unter fortgesetzten Ausrufen und Zeichen der Begeisterung, sondern jeder still für sich. Jeder einzelne mochte das Gefühl haben, dass er am liebsten allein gewesen wäre, um unbehindert das Schöne in sich aufnehmen zu können. Später führte die Strasse an steilen Abhängen entlang, dann über eine schmale Brücke, die über einem mächtigen Thal hing und jedesmal stark schwankte, wenn einer von uns über sie ritt. Wir mochten 8 km zurückgelegt haben, als wir zu verstehen anfingen, weshalb die Postkutsche nicht in Pipiriki eingetroffen war. Der Weg führte durch den Busch, der allmählich anfing, einem mit Urwald bestandenen Sumpf zu gleichen.

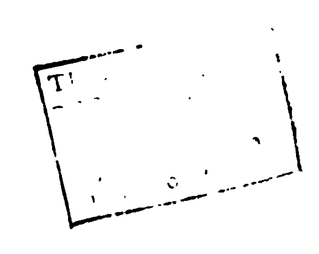
Als wir um eine Ecke bogen, bot sich ein eigenartiger Anblick. Der Karren war umgeworfen und sämtliche Säcke lagen im Morast. Unter diesen Umständen würde manche, vielleicht jede nicht an das Buschleben gewöhnte Frau mit dem Kutscher gezankt haben, unsere Pythia dagegen war in dem Augenblick, als wir um die Ecke bogen, beschäftigt, ihren photographischen Apparat aufzustellen, um das ganze Bild aufzunehmen. Mit freundlichem Lächeln begrüsste sie uns und meinte, auf ihre vollständig beschmutzte Kleidung zeigend, dass sie zwar nicht weit gelangt sei, aber ohne Zweifel schon durchkommen würde. Zu unser aller Freude — denn wir sämtlich nahmen den lebhaftesten Anteil an dieser liebenswürdigen jungen Frau — war ein leeres Packpferd zur Hand, auf dem sie ihre Reise fortsetzen konnte.

Der Busch wurde immer schöner und schöner, immer schlimmer und schlimmer der Weg. Die Pferde wateten bis zu den Knieen im Sumpf und einer der Mitreisenden, Mr. Alsop aus Melbourne, der Zeit seines Lebens Bücher geführt hatte und derartiges nicht kannte, geriet in Verzweiflung. Nach den Meilensteinen lagen 35 englische Meilen oder ungefähr 54 km noch vor uns, eine Aussicht, die mir von unserer ganzen Gesellschaft vielleicht am erträglichsten schien, weil ich derartige Beschwerden nicht nur kannte, sondern beinahe lieb gewonnen hatte. Weiter und weiter ging es in den Busch hinein, die Meilensteine, nach denen wir sehnsüchtig ausspähten, wurden scheinbar immer seltener, und die Stimmung der ganzen Gesellschaft verschlechterte sich zusehends. Ueber mein Pferd konnte ich nicht klagen, es leistete geradezu bewundernswerte Dienste, aber selbst unter diesen Umständen fühlte ich doch, wie ein solcher Ritt die Nerven angreift.

Nach Stunden sollten wir für unsere Langmut belohnt werden. Der Busch lichtete sich und vor uns lag die majestätische Berggruppe des 2975 m hohen Ruapehu, des höchsten Berges der Nordinsel, dessen zerrissene Spitzen mit ewigem Schnee in den tiefblauen Himmel ragten, während ein gewaltiger, von diesen Spitzen ausgehender Gletscher den Eindruck des Bildes noch erhöhte. Neues Staunen, neue Begeisterung!



Neuseeland. Buschlandschaft zwischen Pipiriki und Raetihi.



Nur noch 3 km von dem Dorfe Raetihi entfernt, fiel es dem Pferd, das unsere Dame trug, ein, mitten im Sumpf stehen zu bleiben und, ehe wir es hindern konnten, sich auf die Seite zu legen und sich im Lehm auf die Dame zu wälzen. Im nächsten Augenblick war ich an ihrer Seite, versank zwar sogleich bis über die Kniee in die Tiefe, doch gelang es mir, das Pferd mit der Peitsche zur Vernunft zu bringen. Als unsere Dame sich erheben konnte, waren ihre Kleider nicht mehr beschmutzt, sondern mit einer Lehmschicht überzogen. Ohne die Ruhe selbst in dieser peinlichen Lage zu verlieren, fragte sie mich, was ich zu thun beabsichtige. »You do look very much like an appledomino«, meinte ich, als Entgelt für den »german boy« und erklärte, selbstverständlich bei ihr bleiben zu wollen, doch bat sie mich ernstlich, sie nur bis ans nächste Haus zu bringen und dort ihrem Schicksal zu überlassen. Da diese Bitte ganz ohne Frage ehrlich gemeint war, befolgte ich sie, wenn ich aufrichtig sein soll nicht ohne einige Befriedigung, denn Frauen sind auf Reisen im Busch, mögen sie auch noch so kühn und entschlossen sein, unter allen Umständen hinderlich.

Nach einer kurzen Mittagsruhe in Raetihi ritten wir weiter, teils auf guten, teils auf schlechten Wegen. Gegen Dunkelwerden waren wir am Ende dieses zweiten Busches angelangt, und ein gerader, tadelloser Weg lag vor uns. Die Maoris sind im Finstern furchtsam, und wahrscheinlich aus diesem Grunde galoppierte unser Führer, soviel das Pferd hergeben wollte, voran und wir ihm nach, um den Weg nicht zu verlieren. Gegen 7 Uhr erkannten wir die wenigen Lichter von Karioi und eine halbe Stunde später sassen wir im Gasthof vor einer dampfenden Suppe, die allen recht willkommen war.

Am folgenden Morgen mieteten wir einen Wagen, der uns nach dem 15 km entfernten Waioru brachte. In diesem Lande der Maoris hatten wir alle unsere Namen, nach denen man uns überall aus reiner Neugierde fragte, einigermassen abgeändert; ich hiess für die nächsten Tage Kuwakiki. In Karioi hatte sich ein junges Paar aus Napier, das seine Hochzeitsreise machte, uns 5 Herren angeschlossen. Die Begleitung eines sich fortgesetzt schnäbelnden Paares, das sich gegenseitig in die Augen starrt, ohne zu reden, ist ein verdriessliches Anhängsel, wenigstens waren wir gezwungen, ununterbrochen zur Seite zu blicken, ohne uns unterhalten zu können, und was schlimmer war, ohne die kurze Pfeife unter Feuer erhalten zu dürfen. In Waioru fanden wir endlich die Postkutsche. Mr. Alsop und ich belegten sofort die Plätze neben dem Kutscher, die glücklichen Eheleute und die andern 3 Herren sich selbst überlassend. Es ist nicht immer gut, unter Briten und Colonials bescheiden zu sein; im Gegenteil, durch Dreistigkeit erwirbt man sich unter diesen Leuten die meiste Achtung. Das Wetter blieb anhaltend sonnig und klar, wenn der niedrige

Stand des Wärmemessers mich auch wenig angenehm berührte. In einer Entfernung von ungefähr nur 6 km fuhren wir fortgesetzt während mehrerer Stunden am Fusse der grossartigen Ruapehu-Gruppe; hinter ihr erschien allmählich der mächtige, 2050 m hohe Bergstock des thätigen Feuerbergs Tongariro, der aus drei Kratern, vornehmlich aus dem Ngauruhoe, unausgesetzt dichte Wasserdämpfe aushaucht. Abends 7 Uhr langten wir an der südlichsten Spitze des Taupo-Sees in dem Maoridorf Tokaanu an.

Unsere ganze Gesellschaft war nicht wenig überrascht, hier einen mit europäischem Ueberfluss ausgestatteten Gasthof zu finden. Wenn man sich im Innern einer Insel auf der Europa entgegengesetzten Seite der Erdkugel befindet, ist dies allerdings eine auffallende Thatsache. Indessen minderte sich mein Erstaunen, als ich hörte, dass während der Sommermonate eine grosse Anzahl von Reisenden, nicht nur aus allen Städten Neuseelands, sondern auch vom australischen Festland, am Taupo-See und in der Landschaft der Wunder, die ich in den folgenden Tagen durchqueren sollte, Aufenthalt nimmt.



XVII. KAPITEL.

Vom Taupo-See durch das Geysirgebiet nach Auckland.

Am nächsten Morgen, den 15. Mai, waren Alsop und ich die ersten auf den Beinen und sicherten uns in Gestalt eines leidlich englisch sprechenden Maori einen Führer, der die Umgebung des Ortes kannte.

Im Norden von Tokaanu lag also der Taupo-See, ein wahres Binnenmeer, in einer Ausdehnung von 37 km von Südwest nach Nordost, und 30 km von Osten nach Westen. Der See ist rings umgeben von vulkanischem Gestein und offenbar infolge eines Einsturzes unterirdischer, mit dem Erdfeuer der ganzen Gegend zusammenhängender Höhlen entstanden. Die westliche Hälfte des Sees ist von einer Tiefe, die bis jetzt nicht zu ergründen gewesen ist. Ungeheure Massen von Bimsstein bilden rund herum eine Hochebene von 600—700 m. Ueberall an den Ufern gewahrt man fast ausschliesslich jenen schneeweissen, aussergewöhnlich leichten und schwammartigen Stein. Das östliche Ufer ist zum Teil flach und bildet einen breiten Strand, auf dem der Weg nach dem Norden sich hinzieht. In der Ortschaft selbst fanden wir mehrere jener alten Maori-Häuser, die sich durch ihre reichen Verzierungen in Holzschnitzwerk auszeichnen. Die Maoris müssen, schon bevor ihnen Stahl und Eisen zu Gebote standen, wahre Meister in der Kunst des Holzschnitzens gewesen sein; man muss dabei in Erwägung ziehen, dass ihnen keine anderen Werkzeuge zugängig waren als Muscheln oder gegeneinander geschärfte Steine.

Wir waren Zeugen, wie zwei Frauen sich vor einem solchen Hause begrüssten; die eine sass auf der Erde, während die andere auf sie zutrat und ihre Nase wenigstens für die Zeit einer halben Minute gegen die der Freundin legte.

Obgleich die Gruppe der Tongariro-Feuerberge kaum 30 km südwestlich von Tokaanu entfernt liegt, war sie nicht sichtbar. Die zwischen dem See und dem grossen Vulkan befindlichen malerischen, unthätigen Pihanga-Kegel, die nur die halbe Höhe der Tongariro-Gruppe haben, verdeckten die letztere. Trotz der Unthätigkeit der Pihanga-Kegel dampft, brodelt und kocht es in ihnen unausgesetzt, zumal am Fusse des am meisten westlich gelegenen Kakaramea. In südöstlicher und östlicher Richtung von Tokaanu zieht sich die Kaimanawa-Kette entlang, ungefähr in einem Abstand von 25 km vom See, sodass wir am vorhergehenden Abend zwischen dieser und den Piha ga-Bergen durchgefahren sein mussten, um nach Tokaanu zu gelangen.



Neuseeland. Begrüssung unter Maori-Frauen.

Das Land zwischen der Nordspitze des Taupo-Sees und dem 60 km weiter nördlich gelegenen See Rotorua ist insofern von hoher Bedeutung, als es für die bis zur Stunde am wenigsten abgekühlte Stelle der ganzen Erdoberfläche angesehen werden muss. Die heissen Quellen dieses Landstriches sind von einer Grossartigkeit und Ausdehnung, die jeder Beschreibung spotten. — —

Unser Führer bedeutete uns auf das ernsthafteste, bei der Besichtigung dessen, was er uns zeigen würde, streng seinen Anordnungen zu folgen; ein einziger Fehltritt könne uns in einen Krater glühenden Schlamms ziehen. Erst nachdem wir das Versprechen gegeben hatten, mit grösster Vorsicht uns seinen Befehlen zu fügen, gingen wir in die Nähe der »höllischen Feuer«, wie der Maori sich auszudrücken beliebte.

Vorerst lenkten wir unsere Schritte nach dem schon genannten, nur wenige 100 m vom Gasthof entfernten Kakaramea. Als wir zur Stelle waren, fanden wir uns und die ganze Umgebung in Dampf eingehüllt. Vor uns, neben uns, nach allen Seiten sahen wir eine Menge kleiner Teiche von nicht mehr als 2—3 m im Durchmesser, alle gefüllt mit kochendem Wasser. Aus

jeder Erdspalte stieg Dampf empor. Alsop steckte seinen Spazierstock zur Hälfte in den Boden und nachdem er ihn wieder herausgezogen hatte, strömte eine so dichte Dampfsäule aus der zurückgelassenen Oeffnung, dass ich zwei Schritte zur Seite wich, um nicht verbrüht zu werden. Alles um uns herum siedete und zischte, und der Führer raunte uns unausgesetzt zu, mit grosser Vorsicht nur in seine Fusstapfen zu treten. Vierzig Meter weiter gegen Norden zeigte der Maori uns einen Krater, in dem Schlamm kochte



Neuseeland. Kochender Schlamm unweit Tokaanu.

und brodelte, während in seiner unmittelbaren Nähe ein Bach mit siedendem Wasser in den kalten Fluss lief, der in den Taupo-See mündet. Einer dieser Teiche sieht einem Steinbecken gleich; der Führer versicherte uns, dass dieses Wasser zum Baden nicht zu heiss sei, doch fanden wir den ausgesprochenen Schwefelgeruch lästig. Auch waren wir in dem Grade überwältigt von diesen uns neuen Naturwundern, dass wir keine Neigung empfanden, durch ein Bad unsere Aufmerksamkeit abzulenken. In anderen, ähnlichen Becken sahen wir indessen Männer, Weiber und Kinder augenscheinlich mit grossem Behagen sitzen; der Maori erzählte, dass die Leute oft mehrere Stunden diesem Zeitvertreib widmen.

Der Führer zeigte uns ferner den grossen Sprudel Pirori. Aus einem tiefen, trichterförmigen Loch an der linken Uferwand des Tokaanu-Flusses steigt eine siedend heisse Wassersäule von 75 cm Durchmesser unter starker Dampfentwicklung 2—3 m wirbelnd in die Höhe. Diese Säule soll nicht selten bei östlichen Winden mit gewaltigem Getöse mehr als 12 m hoch ausgeworfen werden.

Ausserdem sahen wir, wie die Maoris die Dampflöcher zum Kochen benutzten; der Herd ist auf die einfachste Weise von der Welt hergestellt. Von einer deckellosen Kiste wird auch noch der Boden entfernt, die 4 übrig bleibenden Bretter aui das Dampfloch gestellt, die Speisen in die Kiste gethan und der Deckel darüber gelegt. Nach einer gewissen Zeit werden die Speisen dem natürlichen Dampfherde gar gesotten entnommen.



Neuseeland. Taupo-See und Tongariro-Gruppe.

Ebenso richten die Eingeborenen ihre Winterhäuser ein, indem sie ihre Hütten über heissem Boden aufschlagen. Nach v. Hochstetter sollen bei Tokaanu und an den Abhängen des Kakaramea die Stellen, an denen heisses Wasser, Dampf oder kochender Schlamm hervorbricht, zusammengenommen i. J. 1859 die Zahl von 500 überstiegen haben. Ich zählte nicht, glaube aber, dass die Menge sich bis zur Gegenwart nicht verringert hat. Dabei ist dies nur eines und nicht das bedeutendste jener zahlreichen heissen Quellengebiete, die zwischen der Tongariro-Gruppe und der Bay of Plenty liegen.

Um 9 Uhr versammelten unsere Reisegefährten, Alsop und ich uns zu einem Frühstück, und eine halbe Stunde später fuhren wir im Wagen aus Tokaanu ab. Von all den Herrlichkeiten, die ich in früher Morgenstunde gesehen, hatten das junge Paar und die 4 Herren nichts kennen gelernt, in der Gewissheit, dass uns noch Grossartigeres bevorstehe. Das Wetter

war und blieb kalt, aber schön. Ungefähr an der Mitte des Taupo angekommen, machten wir halt, um auf die hinter uns liegenden, dampfenden Berge an der Südspitze des Sees und die nunmehr sichtbare Gesamtheit der Tongariro-Gruppe zu blicken. Unserm Halteplatz gegenüber lag im See die kleine Insel Motutaiko, auf der die Maoris vorzugsweise ihre Toten beerdigen; viele Sagen behandeln angebliche Vorkommnisse auf der Insel.

Unser eingeborener Kutscher zeigte sich sehr anstellig; er machte uns während der Fahrt und von unserm Halteplatz aus auf alles Sehenswerte aufmerksam; als wir rasteten, zündete er sofort ein Feuer an, und bald hing der unvermeidliche Theekessel in den Flammen. Unterdessen wurde der vom Gasthof in Tokaanu mitgebrachte Frühstückskorb, der Pfordte in Hamburg alle Ehre gemacht haben würde, ausgepackt.

Nach eingenommener Stärkung bogen wir in östlicher Richtung ab vom See und hatten bald Gelegenheit wahrzunehmen, welche Bedeutung ein Erdbeben in diesem Landstrich erreichen kann. Im August 1895 wurde das ganze Gebiet von einer starken Erderschütterung heimgesucht, die den alten Weg völlig begrub; infolgedessen musste ein neuer über dem verschütteten angelegt werden. Die Strasse führt durch eine tiefe Schlucht; die Spannung vom Bergrücken zur Rechten bis zu demjenigen links mochte nach ungefährer Schätzung 100 m betragen. Diese 300—400 m hohen Berge zu beiden Seiten sind sämtlich geborsten; während des Naturereignisses, 9 Monate vor meinem Aufenthalt an Ort und Stelle, wurden riesenhafte Felsblöcke von einer Seite auf die andere geschleudert. Die ganze Schlucht war ein wüstes Durcheinander. Der neue Weg liegt 4 m über dem alten, die Schlucht ist überschüttet von dem schneeweissen Bimssteingeröll. Erdmassen von ungeheurer Ausdehnung liegen an beiden Seiten, und die damals noch nicht gerutschten Wände drohten in ihrem überall geborstenen und zerrissenen Zustande die vorüberkommende Kutsche zu begraben. Ich muss gestehen, dass ich froh war, als die Schlucht hinter uns lag und wir oben auf dem Bergkamm entlang fuhren. Von diesem hatten wir wieder eine unvergleichliche Rundsicht. Aus einer Höhe von 400 m sahen wir den tiefblauen See in seiner ganzen Ausdehnung, hinter uns zur Rechten zum letztenmal den Ruapehu, der wolkenfrei sich in seiner ganzen Herrlichkeit vorstellte, und daneben die Tongariro-Gruppe. Langsam zu Thal fahrend, gelangten wir mit Sonnenuntergang ins Dort Taupo, an der Nordspitze des Sees und fanden in dem ganz ausgezeichneten Tauhara-Hotel Obdach. Während der letzten Wegstrecke war wieder empfindliche Kälte eingetreten; mit um so grösserem Behagen benutzten wir das Warmbad, das unten im Garten lag. Das Dampfen des Bades hatten wir schon gesehen, ehe wir Taupo erreichten. Es war ein herrlicher Genuss, zumal der Schwefelgeruch uns nicht mehr störte. Während der Nacht empfand ich das Bedürfnis, mir noch einmal dies

Vergnügen zu gestatten, und sass eine halbe Stunde lang bei Mondschein in dem herrlichen, von Natur warmen Wasser.

Am frühen Morgen des 16. Mai verliessen wir Taupo auf der Kutsche. Gegen die bittere Kälte und die dichten Nebel musste ich wiederum meinen Poncho zu Hilfe nehmen, aber bald fiel der Nebel und wir hatten einen herrlichen, sonnigen Herbsttag. Auf dem halben Wege nach dem Wairakei-Geysir-Thale liegen Stromschnellen und der Huka-Wasserfall, die der bei dem Dorf Taupo aus dem See entspringende Waikato bildet. Um 9 Uhr waren wir an Ort und Stelle.

Welch ein Schauspiel! Eilenden Laufes, Stromschnellen auf Stromschnellen bildend, stürzt sich der Fluss durch ein enges, tief zwischen steilen Bergen eingerissenes Thal; seine Wasser wirbeln und schäumen um zwei kleine, mitten im Strombett liegende Felseninseln und schiessen brausend durch die Enge. An den Ufern aber steigen weisse Dampfwolken auf von heissen Wasserfällen, die in den Fluss stürzen, und von Kesseln voll siedenden Wassers, die von weisser Steinmasse umschlossen sind. Dort steigt ein dampfender Springbrunnen in die Höhe und sinkt wieder nieder. Jetzt erhebt sich an einer andern Stelle ein zweiter. Auch dieser verschwindet, da fangen aber zwei zu gleicher Zeit an emporzusprudeln, einer ganz unten am Flussufer, der andere gegenüber auf einem Erdabsatze, und so dauert das Spiel wechselnd fort, als ob mit einem kunstvoll und grossartig angelegten Wasserwerke Versuche gemacht würden. Ich zählte die einzelnen Stellen, an denen ein kochendes Wasserbecken sichtbar war, oder wo eine Dampfwolke ein solches andeutete. Es waren 58 Punkte; doch hatte ich dabei nicht das ganze Gebiet übersehen können. Ueber dem Fall hängt eine Brücke, von der man das ganze Treiben beobachten kann. Wir hatten uns längst noch nicht satt gesehen, als der Kutscher uns mit einem kräftigen »all people a board!« ermahnte, wieder aufzusteigen. Um 11½ Uhr vormittags kamen wir in Wairakei an.

Ohne langen Aufenthalt im Gasthof liessen wir uns jeder einen Führer geben, der uns ebenfalls auf das eindringlichste ermahnte, vorsichtig zu sein. Nach einem kurzen Marsch langten wir im Thal an, wo wir vorerst mächtige Dampfwolken hunderte von Metern hoch steigen sahen. Kein Blatt rührte sich. Je mehr wir uns dem Geysir näherten, um so fühlbarer wurde uns sein heisser Dunstkreis. Auf Ersuchen unserer Führer entledigten wir uns unserer Mäntel und Jacken und nach abermaligen Ermahnungen schritten wir vorwärts. Ein unausgesetztes donnerähnliches Getöse, ein Geräusch, das dem Schiessen mit schwerem Geschütz glich, machte mich nicht gerade ängstlich, jedoch kann ich nicht leugnen, zumal anfänglich eine gewisse Beklemmung empfunden zu haben. Jeder hielt sich so nahe wie möglich an seinen Führer, und bald standen wir am Rande eines wütend kochenden Geysirs, des Champagne Pool. Es ist



Neuseeland. Champagne Pool im Wairakei-Thal.



Neuseeland. Great Wairakei Geysir im Wairakei-Thal.

dies eine gewaltig brodelnde Wassermasse, aus der ungeheure Dampfmengen emporsteigen; die Wasser werden indessen nicht besonders hoch geworfen. Hinter dem Pool steht eine schwarze Wand, auf deren Kamm tropische Farne wachsen. In dem ewig gleich warmen Dunstkreis des Dampfes gedeihen sie prächtig, wie sie aber an Ort und Stelle gekommen sind, ist mir unerklärlich. Das ganze Becken mag 14 m Durchmesser haben.

Vom Champagne Pool gingen wir den Track entlang zum Great Wairakei Geysir. Wir sahen nichts als ein tiefes, von schwammartigem Gestein eingefasstes Loch. Alle 8 Minuten spielt der Geysir; mit atemloser Stille warteten wir. Plötzlich hörte man ein Geräusch, wie den Donner eines sich senkrecht über uns entladenden Gewitters. Auf das Getöse folgte Kochen und Zischen, und urplötzlich schoss ein kochender Wasserstrahl 15 m aus der engen Oeffnung hervor und rieselte über das Gestein in den Bach. Die Dauer eines Spieles mag sich auf 30 Sekunden belaufen, dann geht der Geysir wieder zur Ruhe, und genau nach 8 Minuten wiederholt sich das erhabene Schauspiel.

Dicht neben dem Great Wairakei steht die sogenannte Donkey Engine. Sie macht sich an der Oberfläche nicht bemerkbar, aber in der Tiefe hört man unausgesetzt das Arbeiten wie von einer viele Tausend Pferdekräfte mächtigen Dampfmaschine.

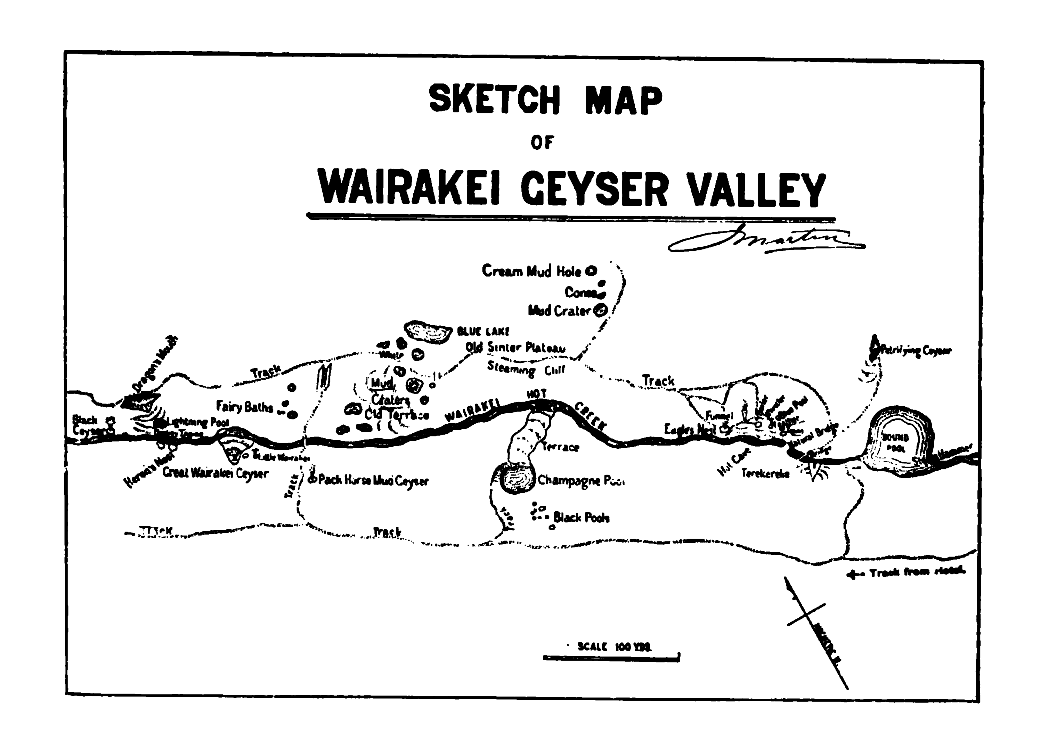
Von der Donkey Engine gingen wir zunächst an die Fairy Baths. Es sind dies 3 kleine Teiche nebeneinander, die sich, der eine durch braunes, der zweite durch meergrünes, der dritte durch tiefblaues Wasser auszeichnen.

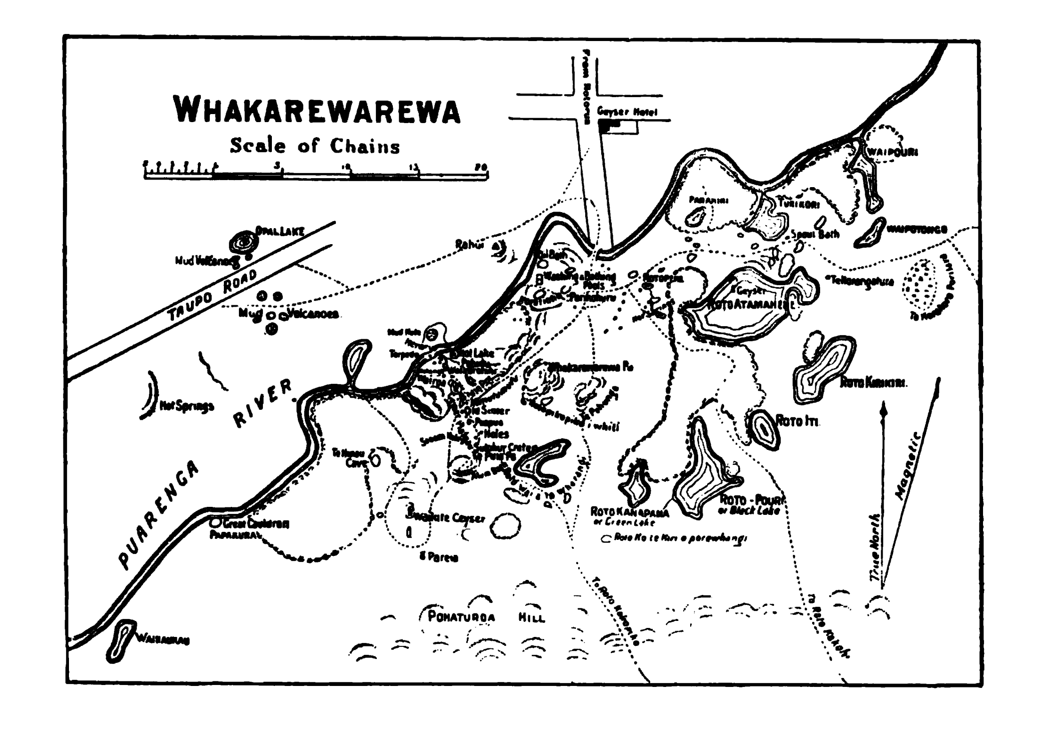
Weiter wanderten wir an den Dragon's Mouth. Die Führer forderten uns auf, in den Rachen hineinzusehen. Wir blickten in einen Schlund, der dem Anschein nach soeben mit brennend roter Farbe ausgestrichen war. Plötzlich riss man uns zurück. Es folgte ein wildes Aufkochen, und wir hatten eben Zeit, einem siedend heissen fächerartigen Wasserstrahl zu entgehen, der aus dem Rachen 3—4 m hoch emporschoss.

The Lightning Pool, nicht weit davon, ist ein kleiner runder Teich, in den sich von den ihn umgebenden Felswänden mehrere heisse Fälle ergiessen und dessen Inneres ununterbrochen von Blitzen durchzuckt wird.

Die Mud Volcanos sind geradezu hässlich. In ihnen kocht ein von Eisenoxyd ausgiebig rotgefärbter Schlamm. Zähe Blasen erheben sich, die endlich platzend einen schwefligen Geruch aushauchen und wieder zurücksinken. Es ist dies ein wahrhaft höllischer Anblick, und wehe dem, der bei diesen Mud Volcanos den Befehlen des Führers nicht gehorcht. Der blosse Gedanke kann den kräftigsten Mann schaudern machen, und doch sind grauenvolle Unglücksfälle nicht nur mit Kindern, sondern auch mit Erwachsenen an dieser Stelle nicht gerade selten vorgekommen.

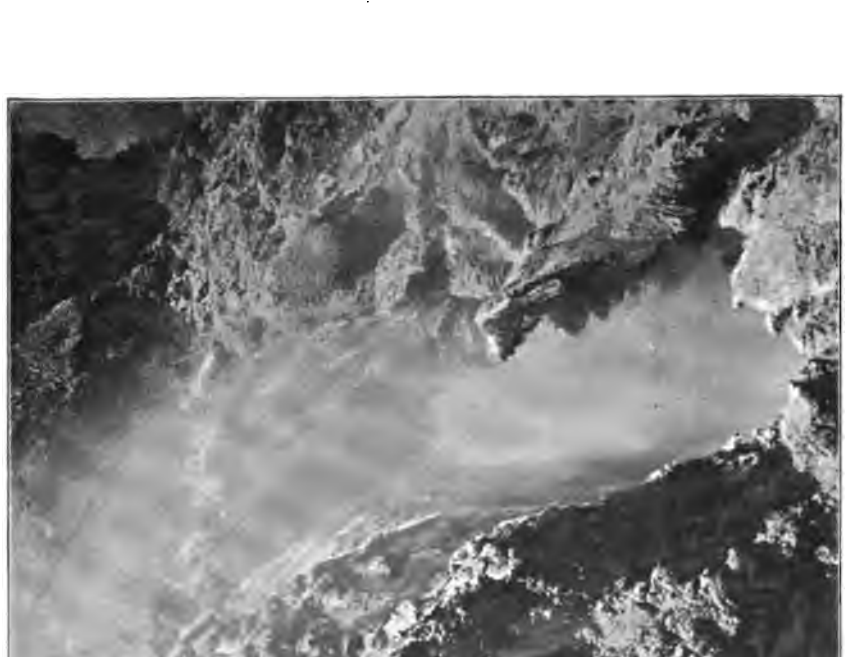
Um The Eagle's Nest, einen weiteren Geysir, sind Baumzweige kunstvoll gelegt, sodass das Ganze thatsächlich dem Nest eines Riesen-


SKETCH MAP
OF
WAIRAKEI GEYSER VALLEY
Cream Mud Hole
Cones
Mud Crater
BLUE LAKE
Old Sinter Plateau
Steaming Cliff
Track
Fairy Baths
Mud Craters
Old Terrace
WAIRAKEI HOT CREEK
Terrace
Champagne Pool
Black Pools
Great Wairakei Geyser
Pack Horse Mud Geyser
Lightning Pool
Black Geyser
Funnel
Eagles Nest
Petrifying Geyser
ROUND POOL
Terekereke
Track from Hotel
SCALE 100 YDS.


WHAKAREWAREWA
Scale of Chains
From Rotorua
Geyser Hotel
OPAL LAKE
Mud Volcanoes
TRUPO ROAD
Mud Volcanoes
Hot Springs
PUARENGA RIVER
WAIPOURI
TUHIKORI
Spout Bath
ROTOATAMAHEKE
ROTO KIHIKIHI
ROTO ITI
ROTO KANAPANA or Green Lake
ROTO-POURI or Black Lake
Whakarewarewa Pa
Great Cauldron
POHATUROA HILL
True North
Magnetic



Neuseeland. Lightning Pool im Wairakei-Thal.



Neuseeland. Dragons Mouth im Wairakei-Thal.

vogels gleicht. Die Zweige sind versteinert, und aus ihrer Mitte schiesst alle halbe Stunde ein kochender Wasserstrahl, der aber kaum mehr als 3 m hoch steigt, um in Gestalt eines Schirmes herunterzufallen.

The Prince of Wales' Feathers hat nur eine 12 cm weite Oeffnung, aus der ohne Unterbrechung Wasser rieselt; er soll ganz unregelmässig spielen, ist indessen dadurch, dass man das ausrinnende Wasser ableitet, zum Steigen genau nach 30 Minuten zu bringen. Einer der Führer brachte, unserm Wunsche entsprechend, das Wasser in eine Nebenrichtung, und auf die Sekunde nach 30 Minuten schossen zwei kochende Strahlen aus der Oeffnung, um aus einer Höhe von 65 m wieder zur Erde zu fallen; ein überwältigend grossartiger Anblick!

The Twins sind zwei Geysir, die in einem langen birnenförmigen Becken liegen, das von seltsam schwammartigen Gestein eingefasst ist. Unmittelbar bevor in Abständen von 4½ Minuten der Auswurf stattfindet, steigt das Wasser auf einer Seite des Beckens unter Brodeln um 1½ m, sodann kocht die ganze Wassermasse wild auf und zwei mächtige Strahlen schiessen 4—5 m hoch in die Luft.

Den Steam Hammer hört man in einem kleinen Teich mit kochendem Wasser arbeiten; es ist dies ein fortwährendes, ganz deutlich hörbares Dröhnen unter der Erde, das plötzlich und ganz unregelmässig näher kommt, um mit einem gewaltigen Stoss in unmittelbarer Nähe des Teiches zu enden. Man weiss nicht, wann der Stoss kommt und wo er sich am deutlichsten zeigt; jeder Führer hielt seinen Schutzbefohlenen, damit er nicht vom Stoss überrascht in den kochenden Teich geworfen würde.

Im Vorstehenden habe ich so ziemlich die bedeutendsten Naturwunder aus dem Wairakei-Thal mit dürren Worten zu beschreiben versucht. Wenn auch die Abbildungen das ihrige thun, so ist doch niemand, der nicht an Ort und Stelle gewesen ist, imstande, sich auch nur annähernd eine Vorstellung zu machen von dem, was auf diesem Flecken Erde allen Sinnen des Schauenden geboten wird. Als wir dieses Höllenthal hinter uns hatten, begrüssten wir die Sonne mit Freuden; die unterirdischen Mächte waren uns ebenso furchtbar, als grossartig erschienen. Während der 2½ Stunden, die die Wanderung dauerte, hatte unsere Reisegesellschaft unwillkürlich kaum 20 Worte untereinander gesprochen, sich vielmehr willenlos von den Führern leiten lassen. Mehr als dies Höllenthal hat mich noch nichts auf der Welt ergriffen.

Nachmittags 2½ Uhr setzten wir die Reise fort. Die Strasse war in gutem Zustande, aber ausser einigen Maoridörfern mit manchen wunderbar geschnitzten Verzierungen aus alter Zeit an den Häusern gab es nichts zu sehen. Am Abend erreichten wir »the half way house« Ateamuri. Wir hatten eine Stunde Rast, um Pferde und Kutscher zu wechseln, und dann ging es weiter in die sternenhelle Nacht hinein. Mit den Gedanken immer

noch bei den Feuern und dem siedenden Wasser, ertrugen wir die thatsächlich bittere Kälte in guter Laune, obgleich wir noch immer nicht zum Sprechen aufgelegt waren.

Um 1 Uhr nachts langten wir im tadellosen Geysir Hotel in Whakarewarewa an. Um uns herum brodelte und zischte es wieder an vielen Stellen, doch für jene Nacht war es keinem von uns möglich, mehr von dieser Art wildester Naturerscheinungen zu geniessen; wir alle fühlten uns



Neuseeland. Vorderansicht eines Maorihauses.

übersättigt. Am besten wäre es gewesen, wenn wir uns für jedes einzelne der genossenen Naturwunder einen ganzen Tag genommen hätten.

Am 17. war ich mit Sonnenaufgang auf den Beinen, um das Bad mit den Maoris, von dem der Kutscher am vorhergehenden Tage viel zu erzählen gewusst hatte, nicht zu versäumen. Die Form des betreffenden Beckens war nicht viel anders als diejenige des Behälters, in dem ich die Eingeborenen in Tokaanu baden sah. Ungefähr zwölf junge Maoris und ebensoviele Mädchen badeten in dem wenigstens 32° R. heissen Wasser. An ihren krausen Haaren hatte sich soviel Dampf niedergeschlagen, dass der feine Wasserstaub den Köpfen das Aussehen gab, als ob sie mit Reif bedeckt seien. Alle Männlein und Fräulein

20*

hatten ihre Pfeife im Munde, jedoch bemerkte ich, dass ungefähr zwanzig von ihnen keinen Tabak darin hatten. Mit grosser Gemütsruhe, gerade als ob ich nie in meinem Leben etwas anderes gesehen hätte als badende Maoris, liess ich mich in einer Entfernung von 20 m vom Teich nieder und stopfte meine Pfeife. Die Wirkung war die erwünschte. Sofort waren



Neuseeland. Die Märchenerzählerin Old Sophia.

alle Leute ohne Tabak aus dem Wasser heraus und bettelten: »Mr., Mr. me some tobacco.« Ich entgegnete in demselben Englisch der Maoris: »You want tobacco, you come here.« Jedoch verstand man mich erst, nachdem ich das Maori-Wort: »haeremai!« (komme) gerufen hatte. Im nächsten Augenblick hatte sich die ganze Gesellschaft in unmittelbarer Nähe um mich versammelt. Ohne das geringste Gefühl von »sagesse« oder »bonnes moeurs« umlagerten sie mich und plünderten meinen »tobacco poach« vollständig aus. Nachdem sie ihre Pfeifen in aller Ruhe

gestopft und angezündet hatten, zogen sie sich in vollkommener Eintracht in das heisse Wasser zurück, in dem sie mit sichtlichem Behagen dichte Rauchwolken von sich bliesen. Besonders die Mädchen schienen der »herba sancta« besonders zugethan.

Nach dem Kaffee suchten wir vorerst die »Old Sophia« auf, die nicht allein eine vorzügliche Führerin ist, sondern Maori-Märchen und -Sagen recht gut zu erzählen weiss, ebenso kann sie einen ganzen Schatz von Sprichwörtern und Gedichten ihres Volkes auswendig. Mit einiger Anstrengung gelang es uns allen, ihre englische Aussprache zu verstehen.

Von dem vielen, was sie vortrug, glaube ich einiges aufzeichnen zu dürfen; ich gehe dabei wieder bei v. Hochstetter zu Gaste, der übrigens seiner eigenen Angabe nach vor mehr als 30 Jahren die Geschichte einer neuseeländischen Zeitung entnommen hat. Old Sophia erzählte das Märchen:

Kohuki und seine zwei Frauen.

Vor langer Zeit, da lebte ein Mann Namens Kohuki, der hatte zwei Frauen; die eine hiess Korire, die andere Tuhoropunga. Der Mann ging in den Sommermonaten hinaus, um Vögel zu fangen und zu fischen; seine Frauen aber blieben daheim, flochten künstliche Körbe und verfertigten Gewänder. Sie sammelten auch Holz und bereiteten das Mahl, während ihr Gebieter seiner Arbeit nachging. Auch auf dem Felde gab es zu thun, wo süsse Kartoffeln und Kürbisse gepflanzt wurden — zu jener Zeit die Hauptnahrung der Maoris — und im Walde wurden wilde Beeren gesammelt, wenn sie reif waren.

Eines Tages ging Kohuki auch wieder fort. Seine Frauen halfen ihm den Kahn flott machen, er brachte sein Fischzeug an Bord und ruderte weg. Abends kam er zurück mit einer grossen Menge Fische. Er rief seine Frauen. Korire kam und trug die Fische ins Dorf, ein Teil davon wurde gekocht und gegessen, der Rest zum Trocknen aufgehängt.

Am folgenden Tage zog Kohuki wieder aus auf den Fischfang und kam abends mit einer Ladung von Schnappern zurück. Diesmal rief er seiner Frau Tuhoropunga, sie solle die Fische holen, ging ins Dorf und setzte sich vor seine Hütte, um auszuruhen.

Tuhoropunga ging nach dem Strand, aber am Ufer, auf einer Felsklippe, rief sie nach den Vögeln der Luft und beschwor sie, ihr Federn zu leihen und einen Schnabel zu geben. Die Vögel hörten die Stimme und flogen herbei. Sie rupfte ihnen die Federn aus und steckte sie sich an den Leib; dann machte sie sich Flügel und nahm einen langen Schnabel für ihren Mund. Als sie mit allem fertig war, flatterte sie mit ihren Flügeln und sah mit Stolz auf ihre Schönheit. Sie streckte ihren langen, kranichartigen Hals aus und konnte mit dem Schnabel, den sie sich gemacht hatte, von der Höhe, auf der sie stand, bis hinab in den Kahn reichen. So ass sie wie ein Seevogel alle Fische auf. Darauf schüttelte sie die Federn und den Schnabel wieder ab, kehrte ins Dorf zurück und sagte zu ihrem Mann:

»Gewiss, Du wolltest nur Scherz mit mir treiben. Wo sind die Fische, welche Du heute gefangen?«

»Im Kahn sind sie,« war die Antwort.

»Da sind keine Fische, ich machte den Weg umsonst.«

»Hast Du sie dort nicht gesehen?«

»Nein, es muss sie jemand gestohlen haben.«

»Das ist unmöglich,« sagte der Mann, »wer wollte so etwas thun?«

»Aber sie müssen gestohlen sein,« rief Tuhoropunga, »im Kahn sind keine Fische, geh' hinunter und sieh selbst nach.«

Der Mann ging hinunter zum Ufer und siehe da, es waren keine Fische in dem Kahn, und er wunderte sich nicht wenig, was hier geschehen sein möge.

Kohuki ging abermals auf den Fischfang. Bei seiner Rückkehr rief er sein Weib Korire, dann ging er hinauf ins Dorf und setzte sich wieder vor seine Hütte. Korire gehorchte der Stimme ihres Gemahls, sie ging sogleich hinab zum Strand, brachte die Fische herbei, kochte sie und setzte sie ihrem Manne vor. Das Herz Kohukis war voll Freude, als er sah, wie aufmerksam sein Weib Korire für ihn sorgte.

Nach diesem ging Kohuki wieder auf den Fischfang. Als er am Abend in sein Dorf zurückkam, schickte er sein Weib Tuhoropunga, damit sie die Fische aus dem Kahn hole. Tuhoropunga that, als ob sie ihrem Mann gehorche; aber als sie zu jener Felsenklippe am Strande kam, verwandelte sie sich wieder in einen Vogel, wie früher, und ass alle Fische auf, 300 an der Zahl, und kam in ihrer menschlichen Gestalt nach Hause zurück.

»Wo sind die Fische?« fragte ihr Mann.

»Vielleicht liegen sie noch im Kahn,« sagte Tuhoropunga in spöttischem Tone.

»Warum hast Du sie dort gelassen?«

»Das hat seine guten Gründe,« sagte die Frau, »es war ja kein einziger Fisch im ganzen Kahn.«

Als der Mann dies hörte, schwieg er still, denn es kam ihm der Verdacht, dass Tuhoropunga die Fische gegessen habe.

Es dauerte nicht lange, so zog Kohuki wieder aus, um zu fischen, und wie gewöhnlich machte er einen guten Fang; denn Fische gab es im Ueberfluss an diesem Ort. Als er mit seinem Kahn ans Ufer zurückkam, rief er: »Korire, komm und trage die Fische weg.« Tuhoropunga aber ahmte die Stimme Korires nach und sagte: »Ja, ich komme gleich, Kohuki.« Tuhoropunga hatte nämlich Korire nach Feuerholz in den Wald geschickt, damit sie bei der Rückkehr ihres Mannes in Korires Abwesenheit die Fische aufessen könnte, wie früher.

Als nun Korire nicht gleich erschien, rief ihr Mann noch einmal: »Korire, wo bist Du?«

»Ich bin zuerst da,« sagte Tuhoropunga und eilte hinab zum Strand. Aber als Kohuki ihrer ansichtig wurde, sagte er zu sich: »Da kommt der schlaue Fischdieb wieder!« und ging ins Dorf. Als Tuhoropunga die schönen Fische sah, bekam sie abermals Lust, sich in einen Vogel zu verwandeln und sie aufzuessen. Sie verwandelte sich also wie früher, ass die Fische und kehrte dann mit der unschuldigsten Miene von der Welt nach Hause zurück.

»Weib, wo sind die Fische?« fragte Kohuki.

»Im Kahn,« erwiderte sie.

Kohuki schickte nun sein Weib Korire, die unterdessen nach Hause gekommen war, fort, um nach den Fischen zu sehen, aber sie fand nicht einen einzigen Fisch mehr im Kahn. Nun war Kohukis Geduld aus, er wollte nichts mehr mit seinem Weibe Tuhoropunga zu thun haben und überlegte bei sich, wie er sie los werden könnte. Aber da er noch nicht recht wusste, auf welche Art die Fische verschwunden waren, wollte er Tuhoropunga noch einmal auf die Probe stellen und beschloss, sie strenge zu beobachten, um endlich einmal Gewissheit zu erlangen, ob es wirklich Tuhoropunga war, welche die Fische aufass, oder ob sie vielleicht durch Zauberei unsichtbar wurden. Er dachte die ganze Nacht über einen Plan nach, und kaum graute der Morgen, so ruderte er noch einmal fort, um zu fischen. Er kam zurück mit dem ganzen Kahn voll Fischen, es waren gegen 400. Er ging stracks ins Dorf und befahl seinem Weib Tuhoropunga, sie heraufzuholen. Sie ging nach dem Strand, ihr Mann schlich ihr aber diesmal leise nach und versteckte sich in dem Schilf in der Nähe des Kahns an einem Platz, von wo er alles beobachten konnte. Tuhoropunga hatte keine Ahnung davon, dass ihr Mann ihr aufpasse, sie kam leichten Sinnes daher und begann an ihrem Lieblingsplatz ihre ge-

wöhnlichen Beschwörungsformeln. Die Vögel kamen auf ihren Ruf. Dann hüllte sie sich in Federn und nahm den Schnabel des Kawau. Als solches geschehen, breitete sie ihre Flügel aus, streckte den Hals nach dem Kahn, bis der Schnabel hinabreichte, und begann ihr Mahl. Sie hatte schon 300 Fische verzehrt, und ihr Mann betrachtete mit grossem Erstaunen sein wunderbar verzaubertes Weib; aber als sie am vierten Hundert war, kam er aus seinem Versteck hervor und rief: »Aha, jetzt habe ich Dich, Du bist es, die mich immer um die Fische gebracht hat!« Tuhoropunga aber nahm in einem Augenblick ihre menschliche Gestalt wieder an und erwiderte: »Nein, mein Mann, siehe, ich bin ein gewöhnliches Menschenkind.«

»Und doch bist Du's, die immer unsere Fische verzehrt hat.«

»Nein, Kohuki,« sprach Tuhoropunga mit unschuldiger Miene, »dies ist das erste Mal, dass ich die Fische versucht habe.«

Nicht lange nach diesen von dem Vogelweib Tuhoropunga durch ihre Zauberkünste ausgeführten Streichen sagte Kohuki eines Tages zu ihr: »Komm, lass uns beide in den Wald gehen, um Feuerholz zu sammeln.« Tuhoropunga folgte und ging mit; denn sie heuchelte immer grosse Unterwürfigkeit gegen ihren Mann.

Ihr Weg führte sie weiter und immer weiter, sie stiegen von einer Schlucht in die andere, erklommen eine Höhe nach der andern, und Tuhoropunga konnte sich nicht genug wundern über das viele Holz, das gesammelt wurde, und dass sie so weit wanderten, um es zu holen. »Wie weit gehen wir noch?« fragte sie immer wieder ihren Mann, als sie so über Thal und Berg dahinschritten. Aber Kohuki achtete nicht auf die Frage und ruhte nicht, bis sie ein paar Dutzend Hügel hinter sich hatten. Sie hatten dürre Zweige genug für den Haushalt, und als Tuhoropunga sah, dass ihr Mann noch immer im Walde herumsuche, fragte sie endlich: »Werden wir jetzt nicht nach Hause zurückkehren?«

»Warte noch ein wenig,« war die Antwort.

»Aber der Weg ist lang und beschwerlich.«

»Wir brauchen uns nicht zu beeilen, es geht ja heimwärts.«

Als Kohuki so sein Weib beruhigt hatte, ging er schnell seitwärts ins Dickicht und mit Hilfe einiger Zauberformeln befahl er den Bäumen des Waldes und den Gräsern auf dem Felde, Tuhoropungas Rufe zu beantworten, damit sie getäuscht werde und er indessen Zeit finde, sich davonzumachen und Tuhoropunga ihrem Schicksal zu überlassen. So geschah es, und Kohuki eilte davon zu seinem geliebten Weibe Korire. Mit dieser hatte er ausgemacht, gleich nach seiner Rückkehr den jetzigen Wohnsitz zu verlassen und nach einer andern fernen Gegend zu segeln, wo Korires Verwandte wohnten. Korire hatte die Weisung, während seiner Abwesenheit alle Sachen und auch das Fischzeug nach dem Kahn zu bringen, damit alles zur Abfahrt bereit sei. Als nun Kohuki die Wohnung erreichte, war alles fertig und er und Korire bestiegen den Kahn und segelten nach der Gegend, wo Korires Verwandte wohnten. Unterdessen irrte Tuhoropunga im Walde umher und suchte ihren Mann. Sie rief laut seinen Namen und jeder Baum antwortete, sogar das Gras sprach: »Hier bin ich!« Sie hörte die Stimmen, sah aber niemand und wurde fort und fort getäuscht. Endlich beschloss sie, nach Hause zu gehen, und hoffte, den Verlorenen dort zu finden. Sie kam müde und matt zu der Hütte und rief mit lauter Stimme: »Kohuki, wo bist Du?« Da antworteten die Pfosten der Hütte und die Dachsparren: »Hier bin ich,« aber kein Fusstritt liess sich hören und kein menschliches Wesen liess sich erblicken, alles war still und öde. Da kam Tuhoropunga plötzlich ein Gedanke. Sie ging an den Strand, und als sie sah, dass Kohukis Kahn nicht an seinem gewohnten Platz war, ahnte sie, was geschehen. Um der Flüchtigen vielleicht noch ansichtig zu werden, bestieg sie einen Hügel und sah hinaus übers Meer nach Norden und Süden; sie sah aber nichts als den Schaum der Wellen, wie diese übereinander rollten. Noch einmal schaute sie hinaus und richtete ihre Blicke nach Westen, da erschien in weiter Ferne ein schwarzer Punkt auf dem Wasser; das war, sie wusste es, Kohukis Kahn, und sie war voll Freude; denn mit Hilfe ihrer vielen Zauberkünste hoffte sie, den Kahn noch einzuholen.

Tuhoropunga begann sogleich ihre Beschwörungen und rief den Seevögeln; aber es kam keiner, um zu helfen, als der Kawau; dem raubte sie sein schönes Gefieder und liess ihn blutend und sterbend liegen; denn sie war ein herzloses Weib. Bald hatte Tuhoropunga wieder ihre Vogelgestalt, breitete die Flügel aus und flog seewärts in der Richtung jenes schwarzen Punktes, den sie als den Kahn Kohukis erkannt hatte. Wenn sie müde war, senkte sie die Flügel und liess sich von den Wellen tragen, sodass ihre Federn in den weissen Schaum des Meeres tauchten. Dann erhob sie ihre Schwingen wieder und flog hoch durch die Lüfte über der wogenden Tiefe. Jetzt war sie in der Nähe des Kahns. Sie sah Kohuki und Korire und diese sahen den Vogel, der lustig zur Seite des Kahns hin- und herflog und spielte. Kohuki hatte keine Ahnung, dass sein fischessendes Weib in der Nähe war; er glaubte, sie werde zu Hause elendiglich umkommen und keine Spur von ihm haben.

Der Kahn war eben nicht fern vom Land, und da Kohuki Lust hatte, zu fischen, liess er den Anker fallen und warf die Angel aus. Korire fischte nicht mit, denn es ging ihr nach Art der Frauen. Sie sass, aufs schönste geschmückt, im Kahn und trug ihre besten Gewänder, den Kopf zierte eine weisse Feder, die sich in ihren Haaren wiegte, und der Flaum des Albatross hing ihr in schneeigen Flocken an den Wangen herab. Korire war schön und eine wahre Häuptlingsfrau. Ihr Mann betrachtete sie mit Wohlgefallen. Er liebte sie von ganzer Seele; denn sie war nicht nur schön, sondern auch gut und voll Würde, wie es ihrem Stande geziemte.

Kohuki hatte schon eine Weile gefischt und Korire bat ihn, jetzt den Anker heraufzuholen und die Fahrt fortzusetzen. Aber vergebens bemühte sich Kohuki, den Anker vom Boden loszubringen, denn Tuhoropunga in ihrer Vogelgestalt war untergetaucht und hielt den Anker fest. Kohuki strengte seine ganze Kraft an, aber umsonst. Der Anker liess sich nicht bewegen. »Vielleicht sitzt er in einer Felsspalte fest,« sagte Kohuki, »ich will untertauchen.« Er tauchte unter, aber er sah nichts, und in der Meinung, dass alles in Ordnung sei, kam er wieder an die Oberfläche und ergriff das Tau; jedoch zu seiner grossen Verwunderung war es unbeweglich wie bisher. Dreimal tauchte er ins Wasser, aber er konnte nichts bemerken, was den Anker festhielt; denn Tuhoropunga liess jedesmal los, wenn Kohuki im Wasser war; kaum hatte er aber wieder die Oberfläche erreicht, so ergriff sie von neuem das Ankertau und hielt es fest.

Korire sah die Unruhe ihres Mannes und die Erfolglosigkeit seiner Anstrengungen und sagte: »Lass mich einmal untertauchen und es versuchen.«

»Aber warum, Korire?«

»Weil Du Dich umsonst geplagt hast.«

»Und glaubst Du, glücklicher zu sein?«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht, ich will es versuchen.«

Und das brave Weib legte ihr schönes Gewand ab; nur die Federn, welche so lieblich mit den Seelüften spielten, behielt sie auf dem Kopf.

Kohuki wurde ganz traurig, als er sein schönes Weib ins Meer tauchen sah, zu seiner Freude kam sie aber schnell wieder zum Vorschein, — wenigstens glaubte er, sie sei es — stieg in den Kahn, setzte sich nieder und warf den Mantel um, der zur Seite lag. Aber ach, es war nicht Korire, sondern Tuhoropunga, welche jetzt im Kahn sass und durch ihre Zauberkünste den armen Kohuki täuschte. Sie hatte die Gestalt Korires angenommen, ahmte ihre Stimme nach und hatte Korire im Wasser noch dazu ihres Kopfputzes und der Ohrgehänge beraubt und sich damit aufgeputzt. Als sie sich zurechtgesetzt hatte, forderte sie ihren Mann auf, den Anker aufzuholen und Segel zu setzen; er that so, da nun kein Hindernis mehr war, und sie fuhren weiter.

Der Kahn hatte sich kaum in Bewegung gesetzt, als in der Tiefe des Wassers eine menschliche Gestalt sichtbar wurde und eine Stimme flehentlich ausrief: »Kohuki, Kohuki, komm her mit dem Kahn und rette mich!«

»Was ist das, was für eine Stimme höre ich?« rief Kohuki voll Bangen.

»Du bildest Dir nur etwas ein, ich höre nichts,« sagte Tuhoropunga.

»Nein, ganz gewiss, ich hörte eine Stimme, und dort im Wasser sah ich, wie wenn jemand mit den Wellen kämpfte; es war mir ganz, als ob es Korires Stimme wäre.«

»Aber ich, Korire, bin ja da,« erwiderte das Weib im Kahn, »und die Gestalt, welche Du dort siehst, ist ohne Zweifel die Zauberin Tuhoropunga, und Du wirst gut thun, nicht auf ihr Geschrei zu achten.«

»Bist Du auch gewiss mein Weib Korire?« sagte der Mann und blickte sie forschend an.

»Freilich,« sagte Tuhoropunga, »schau, sind das nicht die Gewänder Deines Weibes und sieh, geht es mir nicht nach Art der Weiber?« Tuhoropunga hatte aber eine grosse Menge Seewasser getrunken, um auch in dieser Beziehung Korire ähnlich zu sein.

Kohuki gab sich mit diesen Versicherungen zufrieden und segelte weiter, Tuhoropunga, wie er glaubte, dem Tode in den Wellen überlassend, obwohl es ihm ein Rätsel war, wie sie hierhergekommen. Schweigend sass Tuhoropunga im Kahn und übte in aller Stille ihre Zauberei aus, die bewirkte, dass sich das Boot von Kopuaroa weg nach einer Gegend wandte, wo sie hinzukommen wünschte. Der Kahn glitt sanft über das Wasser, bald hatten sie das Land erreicht und wurden von den Leuten daselbst freundlich aufgenommen. Sie wohnten auch lange dort, denn es war schön in der Gegend und alles so, wie Tuhoropunga es sich gewünscht hatte.

Sprichwörter. (Whakatuki.)

1. Ka haere nga pipi o te one,
   Ka noho nga pipi o te whakatakere.
   Die Muscheln am Strand können verschwinden,
   Die Muscheln im Fluss werden immer bleiben.

(Das Flussbett wird als der heimatliche Boden betrachtet, auf dem die Muscheln sicher vor Gefahren sind; am Meeresstrand aber liegen sie offen da und werden entweder von den Menschen gesammelt oder von der Brandung weggespült; der Sinn ist also: am besten und sichersten ist man zu Hause.)

2. Kirikiri kaimata, he tangata ringaringa.
   Die Steine kochen das Essen nicht, aber des Mannes Hände. (D. h.: Warte nicht, bis andere dein Essen kochen, hilf dir selber.)
3. Ko te kai rapu, ko ia te kite.
   Wer sucht, der findet.
4. Ka ki te piro o nga manu, o nga tangata ka kata.
   Wenn der Magen voll ist, so singen die Vögel und die Menschen lachen.

Gesang einer Eingeborenen, die aus verzweifelnder Liebe sich von einer Klippe herabstürzte.

E toe tere, to atuki te rua! Tu mai e kona, tara mai au. — u. s. w.

Noch einen Augenblick, o Strahl der Sonne,
Zum Abschied von der Erde leuchte mir!
Warum hat nicht ein gnäd'ger Gott durch Krankheit
Erbarmend mich zum frühen Tod geführt?
Mein Inn'res ist empört und hasst die Menge,
Die freveld das Geheimnis meiner Brust entweiht.
Sagt mir, bin ich nicht schöner als Parihi
Im fernen Süden, die man preisend rühmt?

Von Tahetahes blüh'nder Schönheit spricht man
Und von Pokais jugendlichem Reiz,
Ihr Ruhm verbreitet sich wie Brand des Schwefels,
Den nichts auslöscht, nichts unterdrücken kann.
Auch Moetara dort im Süden lauert.
Verzweiflung fasst mich und mein Auge trübt sich.
Beschlossen ist's, ich sinke in den Tod!

* * *

Neuseeland. Der Brainpot im Whakarewarewa-Thal.

Eine Stunde mochte Old Sophia unausgesetzt geredet haben, ohne uns zu ermüden, als ich sie bat, uns nunmehr in den neuen, den dritten Teil des Wunderlandes zu geleiten. Sie führte uns über eine Brücke, an der wir einen unbedeutenden Zoll zu entrichten hatten, weil das Thal den Maoris gehört und diese sich zum Einziehen einer Abgabe für berechtigt halten. Zunächst standen ungefähr 75 der oben beschriebenen Kochherde auf dem natürlichen Feuer hinter der Brücke. Es scheint, dass ziemlich alle Einwohner der nahe gelegenen, recht ausgedehnten Ortschaft Okorore das Kochen ihrer Speisen im Whakarewarewa-Thale besorgen. Man sagte mir, dass kaltes Wasser in diesen Herden innerhalb

20 Minuten zum Sieden zu bringen ist. Um die Herde herum lagen Männer und Frauen auf dicken Matten und gaben acht, dass die Speisen rechtzeitig aus den Bretterherden entfernt wurden. Ebenso wie im Wairakei-Thal ist ein Teil der Naturwunder von Whakarewarewa in nordamerikanischer Weise geschmacklos mit marktschreierischen Namen belegt. Schöner wäre es nach meiner Ansicht gewesen, den Teichen und Sprudeln ihre ursprünglichen Bezeichnungen zu lassen.



Neuseeland.
Der Pohutu im Whakarewarewa-Thal.

Zuerst führte Old Sophia mich nach dem Korotiotio. Es ist dies ein Krater mit weisser Sinterumgebung, in dem das kochende Wasser sich durch wunderbar saphirblaue Färbung auszeichnet. Man hat in dem Korotiotio bis heute trotz wiederholter Versuche keinen Grund finden können.

Der Brainpot liegt seit dem letzten Erdbeben im August 1895 trocken und zeichnet sich eigentlich nur durch seine Geschichte aus. In Whakarewarewa wurden zu Anfang unseres Jahrhunderts, namentlich in den zwanziger Jahren, die unmenschlichsten Feste gefeiert. Der damals siedendes Wasser haltende Brainpot diente ausschliesslich dem Zwecke, das menschliche Gehirn der zu verzehrenden erschlagenen Feinde darin zu kochen. Es machte daher auf mich und auf alle übrigen Besucher einen wenig wohlthuenden Eindruck, in den Brainpot hineinzusehen und sich 70 Jahre zurückzudenken.

Als schönster aller Geysir erschien mir der Pohutu. Er hat einen halb trichterförmigen, mächtigen Krater; man kann eine Weile unbeschadet

am Rande stehen und hinunterblicken. Der Pohutu spielt ganz unregelmässig. Wenn man Seife — ungefähr 5 Pfund — durch den Trichter in den Krater gleiten lässt, beginnt merkwürdigerweise sofort die Thätigkeit, die sich mit tiefem Dröhnen anmeldet. Bald nachher steigt eine Masse kochenden Wassers bis nahe unter die Oeffnung des ungefähr 7 m im Durchmesser zeigenden Kraters. Dann fällt sie langsam, um bald darauf bis an den Rand zu steigen. In diesem Augenblick haben die Schauenden sich so schnell wie möglich zurückzuziehen, denn unmittelbar nachher schiesst ein breiter Strahl kochenden Wassers 30 m hoch aus dem Trichterloch hervor, um wenige Sekunden später zu verschwinden. Die Grossartigkeit dieses Wunders ist nicht zu beschreiben.

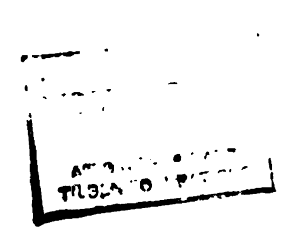
Ich unterlasse es, die beträchtliche Zahl kleiner Geysir und Teiche, in denen bläulichgrauer Thonbrei kocht, aufzuzählen; sie gleichen mehr oder minder den schon früher geschilderten.

Das Herrlichste von allem, was ich dagegen sehen sollte, ist die Wiederbildung der verschütteten Tetarata-Terrasse. Auf der Spitze eines Hügels springt unausgesetzt ein stark siliciumhaltiger Geysir. Man hat den Hügel mit Erfolg stufenförmig abgetragen, und über die so entstandenen Absätze ergiesst sich das Wasser, eine schneeweisse, dem feinsten Porzellan gleichende Steinkruste zurücklassend. Herrlich spiegeln sich diese Absätze in der Sonne; sie erscheinen morgens zart rosa, mittags rein weiss, abends lichtblau. Ich halte es der Mühe wert, von Europa nach Whakarewarewa zu reisen, nur um diese Stufen zu sehen. Das Ganze sieht so aus, als ob ein über Absätze stürzender Wasserfall plötzlich in Porzellan verwandelt worden wäre. Die Vorstellung, die das nebenstehende Bild giebt, entspricht natürlich der Grossartigkeit der wirklichen Erscheinung keineswegs; man muss diese Treppen hinaufgestiegen sein und die Einzelheiten der Gefüge beobachtet haben, um den vollen Eindruck ihres wundervollen Baues zu empfangen. Auf dem flach ausgebreiteten Fuss beginnt die Terrasse mit niederen Absätzen, welche seichte Wasserbecken tragen. Weiter nach oben werden die Stufen höher, sie messen ½, 1, manche auch 1½ m; von den halbrunden Stufen und Becken befinden sich kaum zwei in gleicher Höhe. Jede dieser Stufen hat einen kleinen, erhabenen Rand, von dem zarte Tropfen steinartiger Bildungen auf die tiefere Stufe hinabhängen. Diese Wasserbehälter bilden ebensoviele natürliche Badebecken, wie sie der verfeinertste Geschmack nicht prächtiger hätte herstellen können. Man kann sie seicht und tief, gross und klein auswählen, wie man will, und von jedem beliebigen Wärmegrad, da sie auf den höheren, dem Hauptbecken näher gelegenen Stufen heisseres Wasser enthalten als weiter unten. Einige sind so gross und tief, dass man bequem darin umherschwimmen kann.

Wenn man den Hügel hinansteigt, muss man in dem lauwarmen Wasser waten, das neben den tieferen Becken auf der Plattform der



Neuseeland. Teil der Wiederbildung der Tetarata-Terrasse, die »White Terrace.«



Stufen sich ausbreitet, aber selten bis an die Knöchel reicht. Man darf sich jedoch keine Wasserfälle denken. Nur ausnahmsweise, bei heftigeren Ausbrüchen, aus dem Hauptbecken mögen solche sich zeigen, für gewöhnlich rieselt sehr wenig Wasser über die Absätze, und nur der Hauptabfluss an der Südseite bildet einen heissen Bach mit dampfenden Fällen. Hat man die höchste Stufe erreicht, so befindet man sich auf einer breiten Plattform, in die mehrere 5—6 Fuss tiefe prächtige Badebecken eingesenkt sind, deren Wasser 30°, 40° und 50° C. Wärme haben soll. In der Mitte dieser Plattform erhebt sich inselartig, dicht am Rande des Hauptbeckens, ungefähr 4 m hoch, ein mit Manuka Gebüschen, Moosen, Lykopodien und Farnen überwachsener Fels, den man ohne Gefahr betreten kann, um von hier aus Umschau zu halten. Das reine Weiss der Sinterbildungen im Gegensatz zum Opalblau des Wassers, zum Grün des umgebenden Pflanzenwuchses, zum Rot der nackten Erdwände des Wasserkraters, die aufwirbelnden Dampfwolken, alles das giebt ein Bild, das einzig in seiner Art ist. Der Sammler aber könnte ganze Körbe mit schönen Stücken der zartesten Tropfsteinbildungen, mit sinterüberzogenen Zweigen, Blättern und dergleichen anfüllen.

Und doch behauptete Old Sophia, dass diese Stufen bei weitem nicht so schön seien, wie die am 10. Juni 1886 bei einem Erdbeben aus dem Thal verschwundene Tetarata-Terrasse. Sie sollen hunderte von Jahren alt und weit mächtiger gewesen sein, als die 1891 erst angelegte Nachbildung: die jetzige White Terrace. Anderweitig hörte ich Sophias Behauptung vollauf bestätigen. Nach dreistündigem Aufenthalt unter den Wundern, währenddessen ich mich schweigsam verhalten, die alte Sophia aber unausgesetzt geplappert hatte, waren wir an die Brücke zurückgekehrt. Es ist erstaunlich, welcher Wortschwall den Maori-Weibern zu Gebote steht; eigentlich reden und schreien sie ohne Unterlass. Sophia sprach zum wenigsten doch verständlich englisch; wenn man aber in Erwägung zieht, dass die gewöhnlichen Maoris statt Galiläa Kariri, statt Philippi Piripei sagen, wird man begreifen, welche Mühe es anfänglich macht, sich mit den Eingeborenen zu verständigen. Uebrigens ist Piripei das englische, nicht das Maori-Wort, dieses lautet: Te Arikei, während Galiläa-Kariri in der Bibel der Eingeborenen Rua Keria heisst.

Am Nachmittag fuhr ich mit meiner Reisegesellschaft nach dem wenige Kilometer entfernten Tikitere. Wenn man sich Wairakei und Whakarewarewa recht nahe der Hölle denken mag, so steht man in Tikitere an ihrem Rande. Schade, dass Neuseeland in dem ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts noch nicht so einfach von Verona zu erreichen war wie heute, anders wäre Dante dringend zu empfehlen gewesen, vor allem Tikitere aufzusuchen, um sich die Hölle für seine »Commedia« von Angesicht zu Angesicht zu beschauen. Wir traten an das Becken von un-

gefähr 25 m Durchmesser, in dem eine dicke, schmutzig braune, übelriechende Flüssigkeit brodelte, wie man mir sagte, von einer Hitze, die den Siedepunkt um 32° C. übersteigt. Das letztere kann ich natürlich nicht verbürgen. Weder meine Gefährten noch ich besassen die nötigen Werkzeuge zum Nachmessen, aber unserm allseitigen Staunen wurde mit solcher Sicherheit und Bestimmtheit gegenübergetreten, dass keiner von uns an der Wahrheit der Behauptung zu zweifeln wagte. In dem Becken liegen mehr als ein Dutzend



Neuseeland. The Gates of Hades und The Infernoes in Tikitere.

kleiner Feuerberge, die unausgesetzt unter Donnern und Krachen Schlamm bis zu 3 m in die Höhe schleudern. Zwischen zweien solcher Becken führte ein schmaler Erdwall entlang, den man zutreffend »The Gates of Hades« genannt hat, während sie selbst den Namen »The Infernoes« führen. —

Nach der Mittagstafel hielt ein junger Geistlicher aus Brisbane, der die Reise in umgekehrter Richtung wie unsere Gesellschaft machte, für angezeigt, einige Worte über die Infernoes zu reden. Es war dieser Herr eine jener glattrasierten, wohlgekleideten Erscheinungen, deren Züge einigermassen herausfordernd zu fragen scheinen: »Weshalb seid ihr andern nicht ebenso vorzüglich und tugendhaft, wie ich?« Ich habe solcher

Herren später auf dem australischen Festlande viele gesehen Von unserm neuen Reisegefährten erinnere ich mich nicht genau, ob er uns aufforderte, auf das fernere Bestehen der Hölle zu trinken oder für die armen, in ihr schmorenden Seelen zu beten. Dagegen konnten wir dem schon mehrfach erwähnten jungen Ehegatten einige Bewunderung nicht versagen, als er mit grosser Redegewandtheit dem andern Herrn und uns seine eigenartige Ansicht über Himmel und Hölle, wenn auch nur ganz kurz, folgendermassen auseinanderzusetzen versuchte:

»Es giebt keine Hölle, weil keine Menschen da sind, die zu bestrafen wären. Menschen können nach dem Tode nicht belohnt oder bestraft werden, weil sie für ihr Thun und Lassen ebensowenig verantwortlich zu machen sind, wie die Pflanzen. Nichts auf der ganzen Erde bewegt sich



Neuseeland. Antritt zum Haka-Haka.

willkürlich oder hat einen freien Willen. Der Mörder mordet, weil er durch Milliarden von Umständen, unter denen nur ein verschwindend kleiner Teil zu unserer Kenntnis gelangt und die vielleicht schon vor Jahrtausenden in einem Vorfahren des Mörders ihre Wurzel fanden, dazu gezwungen ist, zu morden. Aus ganz denselben Ursachen verurteilt der Richter diesen Mörder zum Strange. Der grosse Irrtum der menschlichen Gesellschaft besteht in Selbstüberhebung. Menschen glauben, alles wissen und erkennen zu müssen; da, wo ihr Erkennen sichtlich nicht ausreicht, helfen sie sich sehr einfach mit der Vorstellung eines Gottes. Niemand wird verlangen, dass die Ameise etwas vom Gange eines Chronometers verstehe, dennoch kommt der Verstand des niedersten Tieres dem vornehmsten Menschenwerk milliardenmal näher, als der menschliche Verstand dem Weltall, geschweige dessen Schöpfer.« — —

Bald nach beendeter Tafel ging ich mit zwei anderen Herren nach der Ortschaft Okorore, um den Volkstanz, den Haka-Haka, aufführen zu

sehen. Ich habe den Hula-Hula in Honolulu und den samoanischen Tanz in Apia nicht ohne Befriedigung betrachtet. Neben vielem Anstössigen zeigen sie unbedingt reizvolle Anmut. Es scheint mir überall der Mühe wert, die Natur des Menschen in seinen Freuden zu beobachten, selbst wenn sie unseren Anschauungen zuwiderlaufen. Ich glaube, durch ein derartiges Eingehen in die Gebräuche der Völkerschaften in ihre eigentlichen Lebensanschauungen eingeweiht zu werden, aber es können Umstände eintreten, die es erforderlich machen, eine Grenze zu ziehen und sich nicht mit dem äussersten zu befassen. Wenn es solch ein äusserstes giebt, so ist es der Haka-Haka. Es ist dies ein Bacchanal fürchterlichster Art, bei dem der sonst gutmütige Maori alle Selbstbeherrschung verliert und sich nur zu gern zu den unglaublichsten sinnlichen Geberden hinreissen lässt.



Neuseeland. Kaurifichten.

Am Morgen des 18. fuhren wir nach dem eine halbe Stunde entfernt liegenden Roto Rua. Die Mehrzahl der siedenden Gewässer bei Whakarewarewa ergiesst sich in diesen See. Unweit vom westlichen Ufer steht ein der Regierung gehörendes »Sanatory« mit vielen heissen und kalten Heilquellen, die förmliche Wunder an Kranken verrichten sollen.

Während des ganzen Tages beschäftigte ich mich vorzugsweise mit den Maoris in ihren reich mit Schnitzwerk versehenen Häusern im Pah, d. h. im Dorfe Okorore. Diese Eingeborenen sind ohne Frage gutherzige Leute, und ich hatte während dieses ganzen Tages viele Kurzweil mit ihnen.

Zierlich ineinander verschlungene Linien und rankenartige Figuren wechselten an den Giebelfeldern der Häuser mit wunderlich dickköpfigen, grossäugigen Menschengestalten.

Niemand wird von den Eingeborenen Neuseelands belästigt, während ich in Mexiko mich keine halbe Stunde von der Hauptstadt entfernen mochte, ohne den Revolver in der Tasche zu wissen. In diesen Gegensätzen spricht sich zum grossen Teil der Unterschied zwischen britischen und spanischen Siedelungen aus.

Reisende, die den Landstrich von der südlichen Spitze des Taupo-Sees bis zur Bay of Plenty in kommenden Jahren besuchen, werden voraussichtlich manches anders finden, als ich in dem Vorstehenden zu schildern versuchte. Naturgemäss ändert ein so wenig erkalteter Fleck unserer Erdoberfläche seine äussere Gestalt mit jedem Monate, ja von einem Tage zum andern. Erdbeben sind in dem Geysirgebiet an der Tagesordnung; durch sie werden oft alte Quellen verschüttet und neue hervorgerufen.

Am Morgen des folgenden Tages sassen wir, das junge Ehepaar, die 4 Herren und ich, auf der Eisenbahn, die an der Westküste des Roto Rua ihr Ende erreicht, und nach einer Fahrt von 10 Stunden durch herrliche Buschlandschaft langten wir ohne Zwischenfall in Drury an, in dessen Nähe sich noch einer jener alten Kauriwälder befindet, die mit jedem Jahre seltener werden und den wir unter allen Umständen in Augenschein nehmen wollten. Was die Edeltanne für unser deutsches Mittelgebirge ist, und was in jenen mächtigen Waldungen Vorderasiens, die einst das Zimmerholz zu den phönikischen Schiffen und das Bauholz zum salomonischen Tempel lieferten, die berühmte Ceder des Libanon war, das ist für den Urwald der nördlichen wärmeren Gegenden Neuseelands die Kaurifichte. Sie ist die einzige, die Zapfen trägt, alle übrigen zur Familie der Koniferen gehörigen Bäume des neuseeländischen Waldes tragen Beeren. Wir sahen Bäume bis zu 4 m im Durchmesser. Der einer glatten Säule gleichende Kauristamm soll niemals allein, sondern stets in Gesellschaft anderer Bäume vorkommen, wie wir es in diesem Wald bestätigt fanden. Entfernt man die letzteren, so gehen die Kauribäume unfehlbar aus.

Drei Längen- und drei Breitengrade, 34½—37½ südlicher Breite und 173—176 östlicher Länge, umschliessen den ganzen und einzigen Verbreitungsbezirk dieses merkwürdigen Baumes, und selbst innerhalb dieser engen Grenzen war die Kaurifichte keineswegs von jeher ein gemeiner Baum. Abgesehen davon sind grosse Landschaften in diesem Gebiete, die früher mit Kauriwald bedeckt waren, jetzt gänzlich davon entblösst; die Vernichtung dieses edlen Baumes schreitet von Jahr zu Jahr in einem solchen Masse fort, dass sein Aussterben ebenso gewiss ist, wie das der

eingeborenen Menschenrasse Neuseelands. Die europäische Siedelung bedroht das Dasein beider in gleicher Weise, und mit dem letzten Vollblut-Maori wird auch die letzte Kauri von der Erde verschwinden.

In diesen Wäldern zeigten Eingeborene uns die Raupe eines grossen Nachtfalters, zwischen deren Kopf und erstem Leibesring ein schmarotzender Pilz hervorwächst. Ein grosser Teil dieser Raupen geht, wenn sie sich zur Verpuppung in die Erde vergraben, an dem Pilz zu Grunde.

Von dem flügellosen Vogel Kiwi, dem letzten seiner Art, der die Grösse eines Huhnes haben soll, konnte ich auch hier nichts erfahren.

Abends 6 Uhr setzten wir die Reise nach Auckland fort, wo wir 2 Stunden später anlangten. Am 20. bestiegen meine Begleiter und ich zum Abschied den 10 km südlich von der Stadt gelegenen ungefähr 200 m hohen Mount Eden, von dessen Gipfel wir wieder bei klarem, kaltem Wetter eine herrliche Rundsicht genossen über die Stadt, die Landenge und über die Buchten an der Ost- und der Westküste mit ihren zahllosen Inseln. Am Abend des 20. reisten wir mit dem vorzüglichen Postdampfer »Mariposa« nach Sydney ab.

Wir liessen hinter uns ein Land, das die Goldfelder Südafrikas, die Berge der Schweiz, die Fjorde Norwegens, die Seen und Vulkane Italiens, die kräftigen Heilquellen Europas und Amerikas, die Fruchtbarkeit der Picardie aufweisen kann und dessen Urwälder nicht weniger grossartig als diejenigen Brasiliens sind. Wir fragten uns gegenseitig, ob uns ein anderes Land bekannt wäre, das schöner als Neuseeland sei. In vollkommener Uebereinstimmung blickten wir auf den Ritt von Pipiriki nach Karioi, auf unsern Aufenthalt am Taupo-See, auf unsere Wanderungen in den Geysirthälern mit einer Freude zurück, die uns so recht fühlen liess, wie hoch Naturgenuss über allen Genüssen des verfeinerten Lebens steht.



XVIII. KAPITEL.

Sydney, Melbourne, Bendigo.

An Bord der Mariposa herrschte unsererseits grosse Nachfrage nach den letzten Zeitungen aus San Francisco. Amerikanische Blätter lesen sich angenehmer als deutsche; ihre auffallende Einteilung macht sie übersichtlicher. Daneben bieten sie für einen ehrbaren Deutschen manches Aussergewöhnliche, so z. B. fand ich in einem Blatt zwischen den Anzeigen, durch welche man Kellner und Hausknechte verlangt, eine solche, in der für die Armee der Vereinigten Staaten einige Soldaten gesucht werden:

»Unverheiratete, körperlich tüchtige Männer zwischen dem 21. und 30. Jahre von guter Gesinnung, nüchternen Gewohnheiten, die englisch sprechen und lesen können, werden ersucht, sich zu wenden an das Rekrutenzimmer 425 Montgomery Street«.

In derselben Zeitung zeigt eine Frau Lellar an, dass sie aufgelöst sei vor Kummer, weil »our Saviour summoned away« den Hutmacher C. C. Lellar. Gleichzeitig macht die Witwe bekannt, dass das Geschäft in den bisherigen Räumen bleibe, bis der Gierschluck von Hauseigentümer die Miete abermals in die Höhe treibe, und dass ihre beiden sehr ansehnlichen, noch unverheirateten Töchter erster Ehe bei den Begräbnisfeierlichkeiten zugegen sein werden: »open to an offer«.

Genau genommen hätten meine Haare sich sträuben müssen beim Lesen einer Zeitung, die mir an Bord der Mariposa in die Hände fiel und deren Inhalt alles bisher Dagewesene, selbst den »Arizona Kicker«, übertraf. Sie nannte sich »Brann's Iconoclast« und erschien in Waco, Texas U. S. A. Zu Anfang der mir bekannt gewordenen No. 5 schliesst der Herausgeber eine kurze Bemerkung wie folgt: »We may not be orthodox, but we're decent«, — eine recht notwendige Auseinandersetzung, wie das Folgende erweist, das ich als Beispiel dafür anführe, was vollkommene Pressfreiheit zu leisten vermag und welchen Geschmack man

sich unter einem freien Volk unter Umständen zu eigen machen kann. In einer »Notice to suckers« las ich Nachstehendes:

»Mr. W. H. Ward und Mrs. C. G. Moran sind die einzigen rechtmässigen Agenten und Reisenden für den »Iconoclast«. Sollte sich irgend jemand anders dafür ausgeben, bitten wir, ihn mit der ersten besten Axt totzuschlagen (»hit'em with an ax«) und gegen Sichttratte die Beerdigungskosten in unserm Geschäftsraum zu erheben. Sollte jemand wissen, wo W. St. Austan, der sich widerrechtlich als Agenten für den »Iconoclast« ausgegeben hat, sich z. Z. befindet, bitten wir, uns sofort zu depeschieren.«

Ein Leitaufsatz derselben Zeitung handelte über die damals bevorstehenden russischen Krönungsfeierlichkeiten. Ich bin gezwungen, einen Teil des Auszuges daraus in der Ursprache, einer Art Sioux-Anglo-Saxon wiederzugeben, weil eine Uebersetzung den ursprünglichen Reiz verwischen würde.

»With more barbaric mummery, flummery and vulgar waste of wealth than characterized even the late Marlborough-Vanderbilt wedding, Nicolas Two-Eyes will be crowned Emperor of the rag-tag and bob-tail of creation, officially known as »all the Russias«. Der Zar hat ein ganz nettes, leicht zu betreibendes Geschäft, empfängt ein Gehalt, welches dasjenige der meisten Zeitungsverleger übersteigt und daneben bekommt er alles in Goldrubeln, statt wie wir in post-oak, cord-wood and green water-melons.«

Ueber die Russen ereifert sich das Blatt in der folgenden geschmackvollen Art:

»Die Vandalen waren Urbilder der Reinlichkeit und Klugheit, verglichen mit der Mehrzahl von 70 verschiedenen Stämmen zweibeiniger unvernünftiger Tiere (brutes), die die Regierung der Romanows anerkennen. Ein russischer Bauer riecht wie der Chicago-Fluss im Hochsommer, oder wie Tolstois Kreutzersonate. Er ist dem Riechorgan unangenehmer als die Scheune, in welcher der alte John Jacob Astor seine Häute trocknete; er isst Dinge, die einen Coyote-Indianer unter fürchterlichem Heulen aus der Ortschaft treiben würden; ihm ist ein Eimer voll Eisenbahnschmiere (a jug of train-oil) ein Leckerbissen, eine Balje mit schalem Seifenfett eine feenhafte Mahlzeit. Während seines ganzen Lebens badet er zweimal, einmal wenn er geboren, das andere Mal, wenn er begraben wird. Selbst die russischen Damen waschen sich in Uebereinstimmung mit dem Kleide, das sie gerade tragen, hoch oder ausgeschnitten. . . . .
Allein der Name »Sibirien« macht die Menschen schaudern, er wirft einen Schatten auf die Sonne.«

Weiterhin beklagt sich Mr. Brann darüber, dass die Vereinigten Staaten Abgesandte zu der Krönung schicken, mit folgenden taktvollen Worten:

»Den amerikanischen Abgesandten wird nicht erlaubt, in der heiligen Gegenwart des Zaren in der Kleidung eines amerikanischen Gentleman zu erscheinen, man wird sie vielmehr zwingen »to dike out like English flunkeys at a fancy feed«: »Frack mit glatten Metallknöpfen, weisse Weste, Kniehosen, schwarze seidene Strümpfe, kein Schmuck«, so lautet der Ukas, der den Abgesandten Uncle Sams' zugestellt ist. Sie werden mit Vergnügen gehorchen. Natürlich! Wenn ihnen befohlen wäre, zu erscheinen im blossen Hemde, den einen Zipfel grün, den andern gelb gefärbt, die nackten Beine angemalt mit weissen und roten Schlangenlinien (like barber-poles), mit grossen papiernen Eselsohren, sie würden ebenfalls »mit Vergnügen« gehorcht haben.«

Vier Spalten in dieser Tonart handeln über die Krönung. Ich habe nur das mitgeteilt, was sich ohne Erröten schreiben und lesen lässt, die Wiedergabe alles übrigen würde mit den Regeln der guten Sitte nicht in Uebereinstimmung zu bringen sein.

Am letzten Tage unserer Ueberfahrt von Auckland nach dem Festlande hatten wir recht schlechtes Wetter, sodass alle Fahrgäste herzensfroh waren, als die Lichter von Sydney Harbor am frühen Morgen des 24. in Sicht kamen. Um 7 Uhr erschien der Lotse an Bord, und wir fuhren langsam in den schönsten Hafen der Welt: Port Jackson, ein, auf den die Einwohner der Stadt mit Recht nicht wenig stolz sind. Sehr langsam kamen wir näher, aber für alle Mitreisenden doch noch zu schnell. Ein herrlicher Tag schien anbrechen zu wollen, die Luft war so klar, dass uns nichts an den Küsten entgehen konnte. Jede Wendung des Schiffes brachte uns neue Ueberraschungen. Die Ufer glichen einer Kette von Verwandlungsbildern. Ich glaube, viele der hervorragendsten Naturschönheiten gesehen zu haben, zweifle aber keinen Augenblick, dass Port Jackson zu denjenigen zählt, die dauernd einen tiefen Eindruck hinterlassen. Nicht nur die Einzelheiten sind es, die zahllosen kleinen Buchten am Nord- und Südufer, die winzigen Inseln, die das Auge fesseln, jede kleine Bucht ist bezaubernd schön, aber das so unendlich grossartige Ganze zieht den Blick ab von den Einzelheiten. Wir sahen kleine Inseln, die scheinbar keines Menschen Fuss betreten hatte, deren Bäume ihre Wurzeln nicht in der Erde, sondern am Rande im Wasser zu haben schienen. Auf Hügeln von



Neu-Süd-Wales. Teil von Sydney Harbor.

gefälliger Form lagen saubere, einladende kleine Wohnungen und näher der Stadt herrschaftliche Lusthäuser, jedes in einem Garten mit herrlichen Bäumen. Kleine Dampfboote befahren den Sydney Harbor in allen Richtungen und verbinden die Stadt mit den Vororten. Nach Verlauf von ungefähr 3/4 Stunden, die uns wie ein Traum vorübergeglitten waren, erreichten wir die in leichten Dunst eingehüllte Riesenstadt und legten in Sydney Cove am Dock an. Leider war niemand an der Werft erschienen, um meine Mitreisenden zu begrüssen; beim Landen war es mir bisher immer eine Freude gewesen, als gänzlich unbeteiligter Zeuge beobachten zu können, wie meine Reisegefährten von ihren Freunden und Verwandten empfangen wurden.

In Neu-Süd-Wales herrschen die Grundsätze des Freihandels, daher bot die Zollabfertigung nicht die geringste Schwierigkeit.

In den Strassen sah man eine auffallende Menge Soldaten der freiwilligen Miliz; Mr. Alsop und ich erinnerten uns, dass am 24. Mai »Queens birthday« sei. Viele Häuser und alle öffentlichen Gebäude prangten in reichem Flaggenschmuck, die ganze Stadt schien ein Festkleid angelegt zu haben.

Das Hauptereignis des Tages waren die Rennen, und so beschloss ich, nachdem ich mir Wohnung im Hotel Metropole gesichert hatte, ihnen beizuwohnen. Ich hatte erwartet, dort ausser Tagedieben, Schwindlern und Glücksrittern eine ebenso erlesene Gesellschaft zu finden, wie ich sie bei gleicher Gelegenheit in Hamburg und Buenos Aires getroffen hatte, fand mich indessen, an Ort und Stelle angekommen, einigermassen enttäuscht. Die Zuschauer, mit Ausnahme eines verschwindend kleinen Teils, waren ohne Frage auf dem Rennplatz erschienen, um Geld zu machen; somit bildeten Buchmacher und ähnliche Leute einen grossen Teil der Anwesenden. Damen waren so gut wie garnicht zugegen. Trotz meiner Enttäuschung hoffte ich, einiges Vergnügen von meinem Ausflug zu ernten; es bot sich bald Gelegenheit, meine Wünsche erfüllt zu sehen. Mit absichtlichem Staunen und einer gewissen Zaghaftigkeit sah ich mich überall um, sodass man ohne Mühe in mir den Fremden erkennen musste. Im Augenblick war ich von Schwindlern gefährlichster Art umringt, die mich Lord, Count u. s. w. anredeten und mich seit Jahren kennen wollten. Alle warnten mich vor dem Wetten; der kühnste unter der Gesellschaft nahm mich bei Seite und empfahl mir auch den andern gegenüber Vorsicht, wenn ich indessen mein Glück versuchen wolle, so werde er mich zu einem Buchmacher bringen, der 100 gegen 10 auf ein gewisses Pferd zu geben imstande sei, und ganz zufällig habe er, mein Beschützer, erfahren — ganz sicher erfahren, — dass dies Pferd unter allen Umständen gewinnen müsse. Er beanspruche für seine Bemühungen nur 5 v. H. des Gewinnes; wenn ich mich also entschlösse, die Kleinigkeit von 10 £ zu setzen, seien mir 90 £

Gewinn, abzüglich 4 £ 10 sh für ihn, den aufrichtigen Freund, sicher. Bei diesen Aussichten versuchte ich Aufregung über die 90 £ zu heucheln, dann legte ich meine Hand auf die Schulter des redlichen Herrn und sagte ihm: »Now you look here, Sir, I know you are a gentleman, there is no mistake about it. I ain't got no da . . . . sixpence in my pocket, would you lend me the 10 £?« Mein ehrenwerter Freund drehte sich zweimal auf dem Absatz rund herum, streckte beide Hände gen Himmel, meinte nie in seinem Leben »such a bl . . . . jack-ass« gesehen zu haben, und verschwand. Ich schüttelte mich vor Vergnügen und blieb



Sydney. George Street.

noch, um den Verlauf des Rennens zu sehen, überzeugte mich, dass das mir empfohlene Pferd als vorletztes von neun durchs Ziel ging, und fuhr recht zufrieden nach Hause.

Am Morgen des folgenden Tages hielt ich für angezeigt, mir zunächst eine Fahrkarte für die Thermopilae von Melbourne nach Kapstadt zu sichern. Die zur Zeit bedeutende Auswanderung von Australien nach Südafrika liess mir diese Vorsicht als geboten erscheinen; ich hatte thatsächlich nur noch die Auswahl unter Betten in wenig empfehlenswerten Schiffszimmern.

Darauf sah ich Sydney und sein geschäftliches Treiben an. Die Stadt gleicht einem kleinen London, ungefähr in der Art wie Brüssel an

Paris erinnert. Die Strassen in Sydney, zum grossen Teil nicht breit, sind von morgens 9 bis nachmittags 5 Uhr mit Menschen überfüllt. Ueberall findet man an den Wänden dieselben Empfehlungen wie in London, z. B. von Pears Soap, Colmans Mustard u. s. w.; dieselben Omnibusse rasseln durch die Strassen, die Schaffner haben genau dasselbe Aussehen wie die der Themsestadt; dieselben Policemen halten Ordnung an den Ecken, während der Gesichtsausdruck der Leute in den Strassen in keiner Weise



Sydney. Das Hauptpostamt.

von dem der Einwohner Londons abweicht. Die stehende Figur in der Londoner City der »businessman« mit der Ledertasche in der Rechten, der Zeitung unterm linken Arm und der Pfeife in der linken Hand fehlt nicht, man sieht ihn aus dem »bus« steigen und seiner »office« zueilen, gerade wie in der alten Hauptstadt.

Halberwachsene Knaben, welche die kleinen weichen Mützen so weit wie möglich auf den Hinterkopf zurückgeschoben haben, unterhalten sich mit Cricket oder Fussball. An den öffentlichen Plätzen liegen die Familien der Arbeiter und kleinen Handwerker, mit ihrem Picknick beschäftigt, aut dem Rasen. Sydney hat einen Hydepark, eine Needle of Cleopatra,

die Vororte heissen Waverley, Paddington u. s. w. Wohin man sieht, wohin man fährt, wohin man hört, alles erinnert an London.

In ganz Sydney giebt es keinen einzigen Mietwagen mit 4 Sitzen, man kennt nur den Cab. Die Stadt mit den Vororten mag ungefähr 425000 Einwohner zählen. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass an dieser Stelle vor 90 Jahren ungefähr 3000 Verbannte lebten, wird man sich einer Regung des Staunens und der Ehrfurcht vor der Thatkraft der Briten nicht enthalten können. Die in den Schaufenstern der Läden ausgestellten Waren lassen auf ganz ungeheueren Reichtum der Bevölkerung schliessen.



Sydney. Das Heim der Taubstummen.

Die öffentlichen Gebäude sind nicht allein von hervorragender Pracht, sondern auch mit grossem künstlerischen Verständnis angelegt. Erwähnt seien unter vielen: Das Parlamentsgebäude von Neu-Süd-Wales, das Stadthaus, die Post und, last not least, das Taubstummenheim. Letzteres würde meiner Vaterstadt als Palast für die Rechtspflege zur Ehre gereichen, nicht zu reden von den bescheideneren Räumen, in welchen die Taubstummen in Hamburg untergebracht sind.

Ganz hervorragend fand ich die weitläufigen botanischen Gärten unweit der Stadt an der Bai; sie sind prachtvoll mit den seltensten Bäumen und Blumen bepflanzt und mit herrlichen, künstlerisch ausgeführten Stand-

bildern geschmückt. Aehnliches habe ich nirgends gesehen, aber merkwürdigerweise ist dieser wohlgepflegte, von Hügeln langsam bis an das Meer abflachende Garten mit seinen Teichen, Seen und reizenden Brücken fast immer ohne Besucher. Mir begegneten eigentlich nur Sonnenbrüder, die am Nachmittage allem Anschein nach noch kein erstes Frühstück genossen hatten.

Ganz unwillkürlich muss es dem Fremden auffallen, mit welcher Beharrlichkeit Sydney und Melbourne dauernd eine Art Krieg im Frieden führen. Wenn man einem eingefleischten Pariser sagen würde, seit



Sydney. Aus den botanischen Gärten.

1870 sei nicht mehr Paris, sondern Berlin die Stadt, in welcher Kunst und Wissenschaft die höchste Blüte in Europa erreichen, so würde er nicht in dem Masse aufgebracht sein, wie ein Bewohner Sydneys, dem man zu erklären wagte, Melbourne sei weiter vorgeschritten als Sydney. Der Eifer in dem Wettbewerb zwischen beiden Städten, der bedeutendste Platz auf dem australischen Festlande zu sein, grenzt ans lächerliche; hatte z. B. Sydney seine Weltausstellung im Jahre 1879/80, so musste Melbourne 1880/81 folgen.

Wann und wo ich Gelegenheit fand, die Leute über Grossbritannien sprechen zu hören, bezeichneten sie dieses ohne Ausnahme

als »home«. Der in Europa geborene Australier weist bei jeder Gelegenheit mit Stolz darauf hin, kein Einheimischer zu sein, wahrscheinlich um den Verdacht von sich abzuwenden, von einem verbannten Vater oder Grossvater abzustammen. Aber garnicht selten bemerkte ich auch, dass »Natives« mit demselben Stolz sich rühmten, in dem neuesten Weltteil geboren zu sein.

Im Laufe des 25. begab ich mich auf das Konsulat. Herr Konsul Sahl befand sich zu meinem Bedauern auf einer Reise nach Fiji, während sein Geschäftsteilhaber, Herr Bauer, mich mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit empfing und mich ersuchte, ihn zum Frühstück abzuholen. Herr Bauer führte mich in den zwar kleinen, aber ungemein anheimelnden deutschen Klub ein. Das ganze Klubhaus ist einfach, aber durchaus bequem und wohnlich eingerichtet. Die Zahl der Deutschen in Sydney ist recht gering, seitdem die schlechten Zeiten in Neu-Süd-Wales besser gestellte deutsche Familien während mehrerer Jahre verhindert haben, hinauszugehen.

Den Nachmittag brachte ich damit zu, im Hafen zu segeln. Ich fuhr in die einzelnen kleinen Buchten, in denen man in der denkbar romantischsten Einsamkeit nichts von der Nähe einer grossen Stadt bemerkt.

Am Abend des 25. verabschiedete sich Mr. Alsop von mir und fuhr nach Melbourne ab, nachdem er mich aufgefordert hatte, ihn dort recht bald nach meiner Ankunft aufzusuchen.

Sodann begab ich mich in das Theater, um die viel Aufsehen erregende Miss Edith Crane zu sehen. Während des ersten Aufzugs sah ich meine Reisegesellschaft von der Monowai von den Reserved Stalls aus, sodann schickte ich der viel umworbenen »Trilby« meine Karte und verbrachte die nächsten beiden Aufzüge in angenehmer Unterhaltung hinter den Bühnenwänden. Miss Crane erinnerte sich, mit welcher Aufopferung ich ihr während der Reise einen Apfel geschält hatte; ich musste ihr von Samoa und von Miss Walace erzählen, und nach dem 3. Aufzuge schieden wir in aller Freundschaft. Als ich den Dress Circle hinauf stieg, musste ich in meinem »undress« einige unliebsame Bemerkungen hören, die mich veranlassten, mich wieder in die Reserved Stalls zurückzuziehen.

Nach Beendigung der Vorstellung befand ich mich in der Lage, in der man »in sich geht und denkt, wo man einen guten schenkt«, musste aber die wenig erfreuliche Entdeckung machen, dass in der Hauptstadt von Neu-Süd-Wales nach 11 Uhr sämtliche Bars geschlossen sind. Im Hotel Metropole liess sich jedoch Versäumtes nachholen.

Früh am Morgen des 26. begab ich mich in das Stadthaus, ein ganz hervorragend schönes Gebäude. In dem herrlichen Konzertsaal steht die grösste und vollkommenste Orgel der Welt. Am Nachmittag fand hier

ein Konzert statt, zu dem ich mir eine Karte verschaffte; so viel ich beurteilen kann, rechtfertigte die Orgel vollauf ihren Ruf. Gegen 4 Uhr besuchte ich zum zweitenmal den botanischen Garten. Ich machte hier die Bekanntschaft einer älteren Dame mit ihrer nicht schönen, aber recht unterhaltenden Tochter, die in meinem Alter sein mochte. Die Dame lud mich ohne weiteres ein, bei ihr zu essen. Wir gingen durch die Stadt nach ihrer in einem Vororte gelegenen Wohnung, einer besonders hübschen Villa in einem reizend angelegten Garten an der Bai. Eigentlich war ich



Sydney. Der Konzertsaal im Stadthause.

erstaunt, das Haus mit hervorragendem Aufwand eingerichtet zu sehen; obgleich wir drei allein assen, bedienten uns zwei in Seide gekleidete Chinesen. Nach aufgehobener Tafel unterhielt ich mich sehr gut mit Mutter und Tochter und möchte bei dieser Gelegenheit betonen, wie angenehm der Verkehr mit jungen Mädchen berührt, die in einiger Freiheit aufgewachsen und erzogen sind. Gegen $8^1/_2$ Uhr abends bestiegen Miss Handerson und ich das am Ufer des Gartens liegende hübsche Boot, und ich ruderte die junge Dame im Lichte des Vollmonds in den Sydney Harbor. Miss Handerson war erfreut, mein Entzücken über Port Jackson zu sehen, und die alte Dame äusserte ihren Stolz später beim Thee in



Sydney. Mosman's Bai, Teil von Port Jackson.

einer Weise, die mir fast Anlass gab, zu bemerken: »Please, madame, but after all you didn't make it.«

Am Nachmittag des 27. verabschiedete ich mich von Herrn Bauer und fuhr um 5 Uhr in dem prachtvoll ausgestatteten Schnellzug nach Melbourne. Leider war im Schlafwagen jeder Platz eingenommen, sodass ich mich in einem gewöhnlichen Wagen erster Klasse behelfen musste. Der einzige Mitreisende in meiner Abteilung war ein Jüngling, den die Verwandten an die Bahn brachten. Die guten Leute überschütteten den Sprössling mit allen erdenklichen Ermahnungen und guten Lehren dermassen, dass er unbedingt, sobald der Zug anfing, sich in Bewegung zu setzen, alles wieder vergessen haben musste. Auf mich, den Unbeteiligten, wirkte dieser Abschied erheiternd.

Die Eisenbahn von Sydney bis Melbourne ist 830 km lang: die Fahrt wird in 19 Stunden zurückgelegt. Am folgenden Morgen 5 Uhr erreichten wir Albury, die erste Haltestelle im Staate Victoria. Wenn man während des Krieges von Deutschland nach Frankreich hätte fahren wollen, würden an der Grenze dem Reisenden wahrscheinlich weniger Schwierigkeiten begegnet sein, als uns im tiefsten Frieden zwischen Neu-Süd-Wales und Victoria in den Weg gelegt wurden. Im Stockfinstern hatten wir den Wagen zu wechseln; Neu-Süd-Wales hat breite, Victoria schmalspurige Bahnen. Entgegen dem Freihandel von Neu-Süd-Wales verfolgt Victoria die Grundsätze des Schutzzolls, somit wurde unser Gepäck auf das sorgfältigste untersucht. Allen Reisenden klapperten die Zähne vor Frost, und jeder befand sich in schlechter Laune, die dadurch nicht verbessert wurde, dass ein Junge, am Bahnsteig auf und ab laufend, die Speisenfolge des Frühstücks brüllte, bis er kirschbraun im Gesicht wurde: »Porridge, ham and eggs, beefsteaks, Scotch marmelade« u. s. w. Immerhin hatten einige der Reisenden den Mut, sich niederzulassen und gewissermassen mitten in der Nacht von den verlockenden Anerbietungen Gebrauch zu machen.

Gegen 7 Uhr ging die Sonne auf, die Nebel fielen, und nach einer entsetzlich kalten Nacht fing ich langsam an, wieder warm zu werden. Die Aussicht bis zum Ende der Reise war recht einförmig, man sah nichts als den nahezu einzigen Baum des australischen Festlandes, den Eukalyptus; freilich wechselten weisse und blaue Gumbäume, doch blieb ihr Anblick mit den graugrünen, wie ermüdet herunterhängenden Blättern trostlos, und ich glaube behaupten zu können, dass selbst eine Fahrt durch die öde Landschaft zwischen Hamburg und Bremen einer solchen durch Victoria wenig nachsteht.

Auffallend war mir erschienen, dass der Wärmemesser in Neu-Süd-Wales einige Grade F. weniger zeigte, als vier Wochen früher in Southland. Billigerweise hätte der Wärmeunterschied zwischen Sydney und Dunedin,

abgesehen von den vier Wochen Zeitunterschied, derselbe sein müssen wie zwischen Florenz und Berlin, während ich thatsächlich das Gegenteil zutreffend fand.

Es bleibt eine wunderbare Erscheinung, dass das australische Festland fast nur eine einzige Baumart neben zahllosen blütenreichen Büschen sein eigen nennt. Ebenso im Tierleben bietet es manches Merkwürdige. Tiere, wie das Känguru und der Wombat, die unter allen Säugetieren mit dem geringsten Mass von Verstand ausgerüstet sind, wie



Melbourne. Parlamentsgebäude.

der Ameisenigel und das Schnabeltier, die einzigen Eier legenden Säugetiere, kommen auf der ganzen übrigen Welt nicht vor. Die Bienen haben keinen Stachel, die Schwäne sind nicht weiss, sondern schwarz, die australische Bachstelze bewegt den Schwanz nicht auf und nieder, sondern seitwärts. Der Kern der Kirsche sitzt nicht in der Frucht, sondern aussen an ihr. Der Eukalyptus oder Gumbaum wechselt jährlich nicht die Blätter, sondern die Rinde.

Die ursprünglichen Reichtümer des Festlandes sind Metalle und Gras, alles übrige fehlt. Die Fische der Bäche und Seen sind nur zum Teil geniessbar, wirklich schmackhaftes Wildbret giebt es nicht. Die Verheerungen,

die die eingeführten Kaninchen angerichtet haben, sind bekannt. Niemand ahnte wohl vor 50 Jahren, dass dieses harmlose Geschöpf dereinst gehasst werden würde, wie kaum ein zweites Tier der Welt. Man sagte mir auf der Reise nach Melbourne, dass ein Paar freier Kaninchen in Australien sich im Laufe von zehn Jahren zu der ungeheuren Zahl von mehr als 50 000 000 Stück vermehre.

Gegen Mittag liefen wir in den Bahnhof von Melbourne ein; er würde einer Stadt von 10 000 Einwohnern zur Schmach gereichen, hat somit einige Aehnlichkeit mit einer Anzahl derjenigen meiner Vaterstadt.

Im Gegensatz zu Sydney sind die Cabs in Melbourne in der Minderzahl neben kleinen Wagen mit 4 Sitzen, welche einige Aehnlichkeit mit dem Gefährt haben, das in Deutschland unter dem Namen Kremser bekannt ist.



Melbourne.
Collin's Street. Prells' Building.

Melbourne ist eine grossartig schöne Stadt, sehr verschieden von Sydney. Der Grundriss zu ihr ist, wie ein Schachbrett, nach Art der Städte in den Vereinigten Staaten angelegt. Die Strassen sind alle gleichmässig ungefähr 30 m breit und zum Teil mit einem vortrefflichen Drahtseil-Strassenbahnnetz versehen. Hübsche Häuser, hin und wieder kunstvolle Bauten zu beiden Seiten der Strassen gewähren einen prächtigen Anblick. Die Hauptverkehrsader gleicht Market Street in San Francisco. Sieben- bis zehnstöckige Häuser sind vorhanden. Die Bankgebäude gleichen Palästen, wie sie in Deutschland selten zu sehen sind. Das Parlamentshaus,

22*

das Stadthaus, die öffentliche Bibliothek in mustergiltiger griechischer Bauart, das Gerichtsgebäude sind wahrhafte Kunstwerke. So herrliche Umgebungen wie Sydney und einen so unvergleichlichen Hafen besitzt die Stadt dagegen nicht. In Melbourne ist 1835 das erste Häuschen erbaut. Gegen Ende desselben Jahres zählte die ganze Ansiedelung Victoria 14 Einwanderer, 1840 bevölkerten die Stadt 4300, 1851: 23000, 1896: 520000 Einwohner! Mit Ausnahme von Chicago dürfte kein Ort der Welt in solchem Masse zugenommen haben. Diese Thatsache ist um so auffälliger, als ganz Victoria überhaupt nur 1120000 Einwohner zählt, darunter 15000 Deutsche und 16000 Chinesen. Vornehmlich aus diesem schnellen Wachstum hat sich die Thatsache ergeben, dass kein Platz in allen fünf Weltteilen eine solche Masse von Strassenbummlern aufzuweisen hat, wie Melbourne. Diese



Melbourne. Oeffentliche Bibliothek.

arbeitsscheuen Menschen hungern lieber, als dass sie überhaupt nur Arbeit annehmen. Somit ist nirgends die Zahl der Trunkenbolde auch nur annähernd so ungeheuer, wie hier. Die Regierung thut selbstredend alles Mögliche, um für diese schlimme Gesellschaft Arbeit im Busch zu schaffen, aber die Leute sind nicht zu bewegen, die Stadt und deren Public Bars zu verlassen.

Am Nachmittag des 28. Mai suchte ich Mr. Alsop auf. Er war in dem Warenhause Dalgety & Co. beschäftigt und bat mich, gleich mit ihm nach Hause zu fahren, weil seine Eltern den Wunsch geäussert hätten, seinen Gefährten aus Neuseeland kennen zu lernen. Ich erhielt in dieser überaus liebenswürdigen Familie einen neuen Beweis der bekannten australischen Gastfreundschaft.

Ebenso wie in England und Schottland wohnen in Melbourne wenige der Begüterten in der eigentlichen Stadt. Die Geschäftsstunden sind um

5 Uhr vorüber, und mit dem Glockenschlage strömen gewaltige Menschenmengen nach den Bahnhöfen, um nach Hause zu fahren. Mr. Alsops Familie wohnt in Kew, einem hübschen Vorort, in dem so ziemlich jedes Haus in einem ausgedehnten, sorgsam gepflegten Garten liegt. Sydney, Melbourne und Adelaide haben ihr Kew. Die Familie empfing mich mit besonderer Liebenswürdigkeit; den englischen Sitten entsprechend befanden sich alle Damen des Hauses im Gesellschaftsanzug, während die Herren nach australischem Brauch in dunkler Jacke erschienen. Nach dem Essen setzten wir alle uns an den Kamin, und nun begann eine gemeinsame Unterhaltung, deren Hauptgegenstand vor der Hand Neuseeland bildete. Zu meiner Schande musste ich erkennen, dass infolge der langen



Melbourne. Mr. Alsops Wohnhaus in Kew.

Reisen meine Sitten in dem Masse verwildert waren, dass mir bei dieser Gelegenheit, ebenso wie in Sydney bei Mrs. Handerson, die Cigarre oder kurze Pfeife nach dem Essen geradezu fehlte. Die ganze Familie Alsop hat grosse Freude an der Musik. Während eine der Misses das Cello spielt, haben es zwei andere Schwestern meines Freundes zu grosser Fertigkeit auf der Geige gebracht.

Recht dringend empfahl man mir, den ungefähr 55 km von Melbourne entfernten Ort Healesville aufzusuchen, bei dem sich eine Missionsstelle befinde, in der noch einige Australneger, die Ueberreste der Eingeborenen von Victoria, der Yarra-Stämme, leben. Im Nordosten des Festlandes, also in Queensland, in der heissen Zone, sollen noch viele der dortigen Stämme, in einer Gesamtzahl von ungefähr 38000 Köpfen, vorhanden sein.

Nach 10 Uhr verabschiedete ich mich mit dem gern gegebenen Versprechen, mich am nächsten Sonntag wieder einfinden zu wollen.

Am folgenden Morgen, den 30. Mai, trat ich meine Reise nach Healesville an. Zu Anfang zeigte sich wieder nichts als der Eukalyptus und Gras. Später führte die Bahn durch recht hübschen Busch, der indessen mit dem Neuseeländer Urwald nicht im entferntesten zu vergleichen ist. Nach vierstündiger Fahrt gelangte ich an mein Ziel und nahm einen Wagen, um den Wohnsitz der Neger zu erreichen. Die Anstalt ist Eigentum der Regierung von Victoria. Es werden in ihr 84 Yarraneger, der Rest von 5000 i. J. 1834, als Erinnerung an gewesene Zeiten, ungefähr wie die letzte Büffelherde im Yellowstone-Park, U. S., aufbewahrt. Nach zwei Stunden herrlicher Fahrt durch wunderschönen Busch kam ich an Ort und Stelle. Der Weg führte mich vorüber an der Hütte eines Goldsuchers. Der Mann erzählte mir, er grabe eigentlich seit vierzig Jahren, ohne bisher mehr gefunden zu haben als ihm erforderlich sei, um sein Leben dürftig fristen zu können. Ich glaube, der Alte würde tief unglücklich sein, wenn er endlich ein Goldfeld finden sollte, das ihm Veranlassung gäbe, sein freies Wanderleben abzubrechen.



Victoria. Buschlandschaft bei Healesville.

Der Superintendent von Healesville nahm mich liebenswürdig auf und begleitete mich durch die ganze Siedelung. Diese Yarras sind ein geradezu abschreckend hässlicher Menschenschlag, ohne jede Aehnlichkeit

mit den Maoris. Sie sind klein und schwarz, haben krauses Haar, schwache Muskulatur, hervortretende Backenknochen und eine auffallend niedrige, zurückliegende Stirn. Die Weiber und Mädchen mit ungeheuren blauroten Lippen sind garstig, und selbst die Kinder fand ich abstossend. Mit manchen der Männer, die alle der englischen Sprache mächtig waren, liess ich mich in eine Unterhaltung ein. Alle fragten sie mich: »Do you come from home?« Es machte selbstverständlich einen überraschenden Eindruck, diese Leute Grossbritannien »home« nennen zu hören. Ein alter Mann erzählte mir aus »olden times« eine allem Anschein nach recht wehmütige Geschichte, die mir aber nur zum Teil fasslich war, trotzdem ich mir alle erdenkliche Mühe gab, den Greis zu verstehen. Bis zum Schreiben und Lesen hatte der Alte es nicht mehr gebracht. Als ich ihm einige Sachen abkaufen wollte, sprach er von seinem »business partner«, der aber nicht zugegen war.

Von Worten in der Yarra-Sprache schrieb ich mir folgende auf:

Sonne	ngumi	Nase	yenong
Kopf	kubang	Mann	mulla
Jahre	yarré	Weib	din
Fuss	marmong.	ich bin	ngeipa.

Die Zahlwörter reichen bis vier.

Das Unterhaltendste bei diesen Negern war das Werfen des Bumerang. Dies aus leichtem Holz gefertigte Wurfgeschoss hat Sichelform; die Biegung des Bumerang liegt an der breitesten Stelle; die eine Seite ist flach, die andere etwas abgerundet, die Enden sind gewunden zugespitzt. Die Eigentümlichkeit des Bumerang, dass er, mit der gehörigen Fertigkeit geworfen, zu seinem Entsender zurückkehrt, wenn er sein Ziel verfehlt, wird seinen Grund darin haben, dass er gewunden ist, die Flächen sich somit nach verschiedenen Seiten drehen. In früheren Zeiten wurde der Bumerang aus schwerem Holz hergestellt und als Waffe verwendet. Das Werfen desselben ist eins der hübschesten Gauklerkunststücke, die ich gesehen habe. Drei Yarras führten mich auf ein weites, flaches Feld, in dessen Mitte wir uns aufstellten. Einer der drei ergriff mit der rechten Hand das Ende des Bumerang, schwang die Waffe mit Wucht rückwärts und nach oben, sodass die Krümmung nach hinten sah, er hielt augenscheinlich den Gegenstand sehr fest, sprang einige Schritte vorwärts und schleuderte den Bumerang in gerader Richtung nach oben. In demselben Augenblick, in dem er losgelassen wurde, bewegte er sich in weitem Bogen durch die Luft und schoss mit dem Laut eines schnurrenden Kreisels vorwärts. Zu gleicher Zeit drehte er sich um sich selbst, um schliesslich langsamer als er abflog, eine Ellipse beschreibend, zurückzukehren. Zum Glück hatten wir vollständige Windstille; der Bumerang fiel nicht vor den Füssen des Werfers nieder, der regungslos stillstand, sondern er kehrte

zurück in dessen Hand, fast ohne dass er sie aus der vorher eingenommenen Lage entfernte. Ich stand sprachlos über diese Kunstfertigkeit, über die Weite und Schnelligkeit, mit der diese Waffe so anmutig durch die Luft wirbelte, und ermüdete nicht, das Spiel einige 20 Male mit demselben Erfolg wiederholen zu sehen. Unwillkürlich denkt man bei dieser Waffe an den Hammer Thors, der bekanntlich auch die Eigenschaft besitzen sollte, zurückzukehren, wenn er geworfen wurde. Der Glanzpunkt dieser Schaustellung waren 3 Würfe, welche die Neger gleichzeitig vornahmen;



Victoria. Hütte des Goldsuchers Póko bei Healesville.

die 3 Bumerangs schwirrten sausend wieder in weitem Bogen durch die Luft, um auf die Sekunde gleichzeitig in die Hand der Werfer zurückzukehren. Durch eine Hand voll Tabak erfreute ich die Leute und dann kaufte ich von ihnen 2 Bumerangs und ein Feuerzeug. Eine Viertelstunde verweilte ich bei der Jugend, die dem Fussballspiel mit grossem Geschick oblag.

Auf dem Rückwege fand ich bei dem erwähnten Goldsucher nicht ganz die Unterhaltung, die ich erwartet hatte. Der Mann, der den Negernamen Póko angenommen hatte, war infolge seines fortgesetzt einsamen Lebens recht langweilig geworden, er sprach von Gold, wieder Gold und

nochmals Gold, erzählte von Shares, die in einem Jahr einen Gewinnanteil von 2000 v. H. gegeben haben, und hatte die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, doch schliesslich als reicher Mann in seiner Heimat, Schottland, seine Tage beschliessen zu können. Mir blieb nichts anderes übrig, als die Goldberichte geduldig mit in den Kauf zu nehmen, um einiges über das Land, dessen Pflanzen und Tierleben zu erfahren.

Póko hatte so ziemlich in allen Teilen des Landes gegraben und wusste somit manches zu berichten. Er hatte den Ameisenigel, das Schnabeltier und das Opossum im nördlichsten Queensland und in Tasmania gesehen; die grösste Känguruart lebte nach seiner Ansicht ungefähr in der Mitte des Festlandes, während kleinere Kängurus sowohl in Queensland, als in Tasmania vorkommen sollen. Wenn Póko zugab, dass im ganzen Süden und Südosten nur der Gumbaum wüchse, so hatte er dagegen in Queensland und an der Westküste des Golfs von Carpentaria viele Arten von Palmen und Leguminosen bemerkt. Schwarze Schwäne, meinte er, seien über das ganze Festland und Tasmania verteilt, während er den Kasuar nur in Queensland gesehen haben wollte. Den Lachvogel, oder wie man ihn in Australien allgemein nennt, the laughing jackass, dessen Geschrei dem lauten menschlichen Lachen sehr ähnlich sein soll, wollte Póko wieder über das ganze Land verbreitet wissen, des Leierschwanzes dagegen sich nur in West- und Südaustralien, des Wombat nur auf Tasmania erinnern.

Ungefähr 2 km von der Hütte entfernt befanden sich Eukalyptusbäume, die 150 m hoch sein mochten. Indessen bieten die schnurgeraden, mastenähnlichen, ganz weissen Bäume dem Auge sehr wenig; die Kronen bestanden aus einzelnen, dürftigen, spärlich belaubten Aesten und Zweigen. Ueber das Alter der am Fusse ungefähr 5 m starken Bäume wusste Póko nichts Bestimmtes zu sagen; bei dem ausserordentlich schnellen Wachstum des Eukalyptus werden die gezeigten White Gums kaum älter als 300 Jahre sein. Wie Póko mich versicherte, liefern sie ein vorzügliches Mahagoniholz und Rohstoff für den Schiffsbau.

Ich habe nicht die geringste Veranlassung, an den Angaben des alten Goldgräbers zu zweifeln. Merkwürdig scheint mir immerhin, dass mehrere besondere Arten der Tierwelt Australiens vom Cap York an der Torresstrasse bis an die Südspitze Tasmanias, das South Cape, verteilt sind, wenn man in Erwägung zieht, dass die geographische Lage von Cap York und South Cape auf der südlichen Halbkugel derjenigen von Carácas und Boston auf der nördlichen entspricht.

Fernerhin sollte sich mir Gelegenheit bieten, eine der in Victoria und Neu-Süd-Wales häufigsten Papageienarten näher zu betrachten. Der Rosella befand sich zwischen den hohen Gumbäumen und der Hütte des Goldgräbers zu Dutzenden, vielleicht zu Hunderten, während ich diesen besonders schönen Vogel bisher nur vereinzelt gesehen hatte. Er mag

von der Grösse einer Elster sein; Kopf und Brust, sowie die unteren Schwanzfedern sind scharlachrot, während das übrige Kleid gelbe, schwarze, hellgrüne, braune, dunkelblaue und prachtvoll lilagraue Federn zeigt.

Nach Healesville zurückgekehrt, machte ich während der Mahlzeit die Bekanntschaft eines Mr. I. A. Panton, der die angesehene Stellung des Police Magistrate von Victoria einnimmt. Wir fuhren miteinander nach Melbourne zurück; als Mr. Panton meine beiden Bumerangs sah, meinte er: »Those are too poor things«, und forderte mich auf, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, damit er mir ein richtiges, echtes Kriegsbumerang aus alter Zeit als Erinnerung an Victoria mitgeben könne. Ich erwiderte, dass ich überrascht sei von der Liebenswürdigkeit, mit der Fremde auf dem australischen Festland und in Neuseeland aufgenommen würden. Im weiteren Verlauf der Fahrt erzählte mir Mr. Panton, ein würdiger Herr von 66 Jahren, »6 feet 8 inches« und schneeweissem Haar, dass er der eigentliche Gründer der berühmten Goldminenstadt Bendigo sei, dass ich die Bergwerke unter allen Umständen vor meiner Abreise sehen müsse und dass er mir gehörige Empfehlungen geben wolle.

Den 31. Mai verlebte ich bei Alsops, bei denen ich einen kleinen Kreis ihrer Freunde traf.

Als ich am Abend dieses Sonntags nach Hause fuhr, legte ich mir die Frage vor, was die vornehmlichsten Gründe dafür sein möchten, dass man sich in dem Heim eines gebildeten Engländers durchschnittlich so viel besser aufgenommen fühlt, als in dem Hause von Leuten anderer Abstammung, die aber auf der gleichen Bildungsstufe stehen. Offenbar besitzt der einzelne Engländer ein besonders hohes Mass von Geradheit. Er will nicht mehr scheinen, als er ist, nicht weniger sein, als er der Aussenwelt gegenüber erscheint. Freunde und Bekannte sollen sein Haus finden, wie es immer und ohne Ausnahme gehalten wird. Die Speisenfolge der Hauptmahlzeit ist an jedem Tage, den obwaltenden Verhältnissen entsprechend, so reichlich, dass immer einzelne unerwartete Gäste willkommen sind. Daraus ergiebt sich, dass alle Familienmitglieder und die Dienerschaft den Gast ohne die geringste Unruhe aufnehmen können; die tägliche Regelmässigkeit wird durch Freunde und Gäste nicht unterbrochen oder gestört. Die auch in der Form gewahrte Wertschätzung der einzelnen Glieder der Familie untereinander thut das übrige, um den Fremden in ihrer Mitte sich heimisch fühlen zu lassen.

Am Montag Morgen fand ich mich frühzeitig in der Wohnung des Mr. Panton ein. Ich wurde mit der gewöhnlichen, herzlich biedern Freundlichkeit empfangen; der liebenswürdige alte Herr händigte mir den versprochenen Bumerang ein, der allerdings wesentlich schöner als meine bei Healesville gekauften Waffen war. Daneben erhielt ich einen Empfehlungsbrief an den australischen Goldkönig Mr. Lansell in Bendigo.

Am Nachmittag des 1. Juni fuhr ich nach der Goldstadt. Mir gegenüber im Eisenbahnwagen sass merkwürdigerweise ein Herr aus Hamburg, mit dem ich mich recht angenehm unterhielt, bis wir ungefähr um 9 Uhr abends Bendigo erreichten.

Tags darauf, morgens 10 Uhr, ging ich zu Mr. Lansell und übergab ihm meinen Brief aus Melbourne. Er nahm ihn entgegen mit Fingern, die weniger auf sorgfältige Pflege, als auf den Vorzug, mit fabelhaft grossen Brillanten geschmückt zu sein, Anspruch erheben konnten. In den Brustfalten des nicht gerade blütenweissen Hemdes bemerkte ich



Bendigo Die Windmill Hill Co. Mine.

drei solcher Steine von der Grösse kleiner Haselnüsse, während ich für Rock und Hut dieses »king« keine mildere Bezeichnung als dürftig zu finden weiss. Mr. Lansell hat sich einen Palast in der Mitte der Goldfelder errichtet, wahrscheinlich um jederzeit von seinen Bergwerken und Schätzen umgeben zu sein. Er schrieb mir einen Brief an den Leiter der Windmill Hill Co. Mine, die ihm nahezu allein gehört, und damit war ich entlassen; mehr als diesen Brief hatte ich übrigens kaum erwartet. Langsam schritt ich über die Goldfelder, um Gelegenheit zu finden, das Zermalmen des Quarzes, die Thätigkeit und Anwendung des Wassers und alles, was zur Goldgewinnung gehört, anzusehen. Nach Verlauf einer Stunde gelangte ich an die W. H. Co. M.; der Sohn des Vorstehers wurde mir als Führer zuerteilt. Vorerst hatte ich mir Bergmannskleidung anzulegen,

sodann folgten die schon in Mexiko bei ähnlichen Gelegenheiten erteilten, mir also gut bekannten Warnungen, und darauf ging es hinunter in die Unterwelt, in der das gelbe Metall verborgen liegt.

Das Bergwerk ist nur 550 m tief und glücklicherweise trocken. Leider bin ich nicht imstande, eine Beschreibung des Innern zu geben, da mir die zu dem Zweck erforderlichen sachgemässen Ausdrücke nicht geläufig sind. Wir kletterten in 10—15 Gängen umher und suchten, mit einem



Melbourne. Collins Street.

Licht in der Hand, an den Wänden die kleineren und grösseren gelben Punkte. Die ganze Besichtigung war belehrend, zumal in den Stollen, in denen gearbeitet wurde. Als Sprengungen vorgenommen werden sollten, zogen wir uns mit allen Arbeitern an einen gesicherten Platz zurück, bis wir das dumpfe Rollen der sich entzündenden Sprengmassen vernahmen.

Sehr liebenswürdig wurde mir gestattet, ein recht umfangreiches »specimen« von einigem Wert als Erinnerung mitzunehmen. Ich mochte 1½—2 Stunden in dem Bergwerk zugebracht haben, Zeit genug, um mich zu freuen, als ich die Sonne wiedersah. Zufälligerweise war ein Photograph an Ort und Stelle mit der Aufnahme einzelner äusserer Teile des Berg-

werks beschäftigt; mein Führer ruhte nicht, bis ich mich für ihn in Bergmannskleidung zur Erinnerung photographieren liess.

Nach dem Frühstück sah ich mir Bendigo an. Ausser einigen schönen Springbrunnen und einem herrlichen öffentlichen Garten mit vielem Farnkraut und Farnbäumen giebt es in dieser Goldstadt nicht viel zu sehen. Im Gasthof fiel mir eine kurze Geschichte der Stadt und eine Lebensbeschreibung meines Herrn Panton in die Hände, nach der ich alle Veranlassung hatte, auf diese meine neueste Bekanntschaft stolz zu sein. In Bendigo und Ballarat ist innerhalb der letzten 30 Jahre Gold im Werte von ungefähr 650 Millionen Mark zu Tage gefördert.

Um 3 Uhr nachmittags fuhr ich nach Melbourne zurück, wo ich rechtzeitig anlangte, um noch ins Theater gehen zu können. An der 2. Haltestelle vor der Stadt wurde die Abendzeitung von Melbourne unentgeltlich in die Abteilungen der ersten Klasse geworfen, sodass die Reisenden bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt über alle Tagesereignisse in der ganzen Welt gehörig unterrichtet sind.

Den Morgen des 3. Juni brachte ich damit zu, mir das Innere der hervorragendsten Baulichkeiten der Stadt anzusehen. In den meisten herrscht ein Ueberfluss, der demjenigen in Buenos Aires nicht nachsteht. Die botanischen Gärten sind ohne Frage schön, aber nicht mit denjenigen von Sydney zu vergleichen. Melbourne ist vielleicht mehr noch als dieses ein Denkmal britischer Thatkraft. Es ist schwer, sich zu vergegenwärtigen, wenn man an der Ecke von Swansea und Collins Street steht, dass diese Riesenstadt ein Menschenwerk von kaum 45—60 Jahren ist, und zwar an der Grossbritannien ungefähr gegenüberliegenden Seite des Erdballes. Und was haben Engländer und Schotten während der gleichen Zeit in andern Ländern aller Weltteile zu schaffen vermocht! Ich kann mir nicht denken, dass ähnliche Erfolge möglich sind ohne die Freiheit und Ungezwungenheit, in der die Briten von Jugend auf in Schule und Haus aufwachsen, ohne die Freiheit und Gerechtigkeit, die jedem Fremden in britischen Besitzungen zu teil werden.

XIX. KAPITEL.

Von Melbourne über Kapstadt nach Johannesburg. Im Lande der Kaffern und Zulus.

Am Morgen des 4. versah ich mich mit einigen Büchern, die über Südafrika handeln, und begab mich in Port Melbourne an Bord der Thermopylae. Ich hatte das Bewusstsein, von dem australischen Festlande, d. h. von Neu-Süd-Wales und Victoria, so viel gesehen und beobachtet zu haben, wie mir in den wenigen Tagen, die mir zur Verfügung standen, möglich war.

Wenn ich in Sydney nicht die Freude gehabt hatte, meine Reisegenossen besonders empfangen zu sehen, so wurde ich durch die Abfahrt der Thermopylae entschädigt. Eine halbe Stunde vor dem Lösen der Taue befanden sich gegen 1500 Menschen auf der Landungsbrücke längsseit des Schiffes. Es ist ein eigenartiger Anblick, zu sehen, wie man hier herzzerreissend schluchzt, dort übermütig lacht, an dritter Stelle warnt, an vierter flucht; an fünfter erteilt die Mutter den letzten Rat, an sechster prügeln Knaben sich zum Abschied, und so fort. Es erfolgt das zweite Läuten. In alle Gruppen kommt Bewegung, und nach dem dritten Glockenzeichen beginnt das Schieben und Drängen auf der Laufbrücke. Allmählich wird sie leer, da rennt noch eine Frau zurück aufs Schiff, auf die Gefahr hin, unfreiwillig mitgeführt zu werden, um noch einmal ihre Tochter zu umarmen, und langsam geht sie weinend zurück. Die Brücke wird fortgerollt, und die Schraube macht ihre erste Umdrehung. Ganz urplötzlich und wie auf Verabredung singt die ganze Menschenmenge: »God be with you till we meet again« und alle an Bord fallen mit ein in den herrlichen, von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Gesang. Es war das ein grossartig erhebender Augenblick, und obgleich

mir diese Hunderte von Menschen vollständig fremd waren, obgleich ich schon manche Abfahrt mitgemacht hatte, fühlte ich mich ergriffen. Noch lange beobachtete ich das Wehen der Tücher, bis alles unsern Augen entschwand und wir bei rauhem Wetter in den Ozean hinausdampften.

Ungefähr 300 Leute befanden sich im Zwischendeck; mit wenigen Ausnahmen gingen alle nach Johannesburg, um auf den Goldfeldern ihr Glück zu suchen.

Am 10. Juni liefen wir in den Hafen von Albany, West-Australien, ein. In dem kleinen Ort lebt die Bevölkerung vorzugsweise vom Zwischenhandel mit den im Hinterlande liegenden Goldfeldern. — Die Entfernung von Melbourne nach Kapstadt beträgt ungefähr 9500 km. Von Albany hatte ich 20 Tage Seefahrt vor mir — noch 20 Tage — in welchen jede Möglichkeit, Land oder ein anderes Schiff zu sehen, ausgeschlossen blieb. Während der fünf stürmischen Tage, die wir für die Reise von Melbourne nach Albany brauchten, hatte ich bemerken können, dass ich unter allen 52 Kajütenreisenden nicht einen einzigen mir einigermassen Gleichgesinnten finden würde. Ich hatte also während der langen, mir zu Anfang endlos erscheinenden Fahrt alle Veranlassung, mich recht eingehend mit meinen »Wanderjahren« zu beschäftigen und aus meinen neuen Büchern so viel wie möglich über Südafrika zu lernen.

Ein Tag folgte dem andern, jeder glich dem vorhergehenden, nichts unterbrach die Einförmigkeit der Fahrt. Dass einer meiner zwei Gefährten im Schiffszimmer mir Uhr und Kette stahl, dass ich beide durch handgreifliches Vorgehen wiedererlangte, erwähne ich beiläufig. An Wochentagen beschäftigte man sich, wie auf jedem Schiff, mit Ringwerfen und Schachspielen. Die Sonntage dagegen waren fürchterlich. Das harmloseste Spiel war untersagt; Lesen, vorzugsweise das Blättern in der Bibel und das Absingen frommer Lieder war die einzige Beschäftigung. Während unsere Damen in der Kajüte grässliche Gesänge noch grässlicher sangen, wie z. B.:

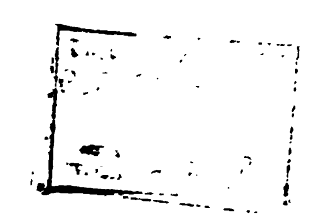
»Sing, o sing, ye heirs of glory!
Shout your triumphs as you go!
Zion gates will open for you,
You shall find an entrance through!
Hallelujah! Hallelujah! Glory!« —

lungerten die meisten Herren mit den Händen in den Taschen auf dem Schiff herum, gähnten den Tag an und sehnten sich nach dem Montag, sofern sie nicht vorzogen, an der Schenke sich aufzuhalten und einen Whisky nach dem andern zu sich zu nehmen. Meine beiden Genossen, die das Schiffszimmer mit mir teilten, waren an den Abenden aller drei Sonntage vollständig bezecht.

Ich habe so ziemlich allen Mitreisenden mein Missfallen über diese Art Sonntagsfeier zu verstehen gegeben. Ich versuchte, ihnen klar zu machen, dass wir in Deutschland der Ansicht seien, der Mensch sei nicht für den Sonntag, sondern der Sonntag für den Menschen geschaffen, dass die englische Sonntagsfeier nach unserer deutschen Ansicht nicht christlich, sondern durchaus alttestamentarisch sei. Viele waren meiner Ansicht, aber nicht einer hätte gewagt, ehrlich und offen, in Uebereinstimmung mit seinem Wissen und Gewissen zu handeln. Die Furcht vor dem »Qu'en dira-t-on?« ist bei den Briten häufig grösser als bei andern Völkern.

Am Abend des 27. Juni konnten wir die Feuer von East London sehen; während des 28. fuhren wir bei recht bewegter See an der Südküste des Kaplandes entlang.

Nach Sonnenuntergang des 28. sank das Wetterglas auffallend schnell; vor die Glasfenster der Schiffszimmer wurden eiserne Scheiben geschraubt und weitere Vorbereitungen, schwerem Wetter zu begegnen, getroffen. Während der Nacht, als wir am Kap Agulhas, der südlichsten Spitze von Kapland, die Richtung wechselten, hatten wir gegen Sturm aus Nordwesten zu kämpfen. Früh am folgenden Morgen forderte der wachhabende Offizier mich auf, ihn auf die Brücke zu begleiten, eine Einladung, der ich gern nachkam, nachdem ich gehörig wasserdichte Kleidung angelegt hatte. Ich sollte den ersten ernsthaften Sturm auf meinen langen Seefahrten erleben. Die Thermopylae schien in allen Fugen zu stöhnen, zu zittern und zu krachen, während es in ihren Innenräumen unausgesetzt polterte und klirrte von umgeworfenen Gegenständen. Der schrille Pfiff der Bootsmannspfeifen übertönte hin und wieder dies Getöse. Auf Deck angekommen, hatte ich ziemliche Mühe, den nicht gefahrlosen Weg zu der Brücke zurückzulegen. Ein dumpfes Brausen und Sausen fuhr durch die Masten und das Tauwerk; höher und höher kamen riesige Wasserberge mit schäumenden Gipfeln gerollt, die Thermopylae bald auf die eine, bald auf die andere Seite werfend. Die Wogen stürzten nicht nur von der Wind-, also der Backbordseite, über den Vorderteil des Schiffes, sondern auch von der Steuerbordseite rissen sie alles mit sich fort, was ihrer Gewalt nicht standzuhalten vermochte. Nach der bei der Frühstückstafel gegebenen Aussage eines unbedingt zuverlässigen Offiziers erreichten die höchsten Wellen, die wir beobachteten, eine Höhe von 9 m bei einer gegenseitigen Entfernung der Wellenkämme von ungefähr 75 m. Die grösste Neigung des Schiffes nach der Steuerbordseite betrug 35, nach der Backbordseite 25 Grad. Die Masten des Schiffes beschrieben also von einer Neigung zur andern einen Bogen von 50—60 Grad. Solches Schwanken und das damit verbundene Stampfen vergisst man so leicht nicht wieder. Dass die Wellenberge, mit denen wir zu thun hatten, nicht zu den gewöhnlichen gehörten, versicherte mich



Tafelbai.

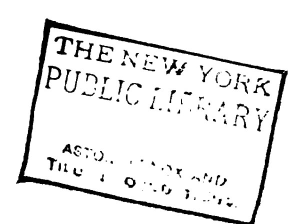


Gesamtbild

O
N ← → S
W



von Kapstadt.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ebenfalls später der erwähnte Offizier, der viele Meere durchfahren hatte. Er meinte, selten am Kap der guten Hoffnung solche Wogen bemerkt zu haben. Am Kap Horn seien die mächtigsten, die er je gesehen, 10 m hoch gewesen. Er äusserte ferner, dass, wenn man von 15 und 30 m hohen Wellen am Kap der guten Hoffnung lese, nur die Einbildungskraft sie zu dieser Höhe aufgetürmt haben könne.

Von den 52 Fahrgästen erschienen ausser mir nur fünf Herren beim Frühstück. Die grösste Heftigkeit erreichte der Sturm gegen 9 Uhr vormittags. Mit bewundernswerter Kaltblütigkeit und Sicherheit führten die Matrosen gerade im Augenblick des heftigsten Tobens den Befehl aus, die Bramraaen und Bramstengen auf Deck zu bringen. Als indessen die letzte Vorsichtsmassregel getroffen war, hatte der Sturm sein Ende erreicht. Am Nachmittag des 29. Juni fuhren wir bei Windstille auf hoch auf- und niederwogender toter See in die Tafelbai ein. In 25 Tagen hatten wir einen Seeweg zurückgelegt, der, in Melbourne seinen Anfang nehmend, länger ist als die Luftlinie von Lissabon bis Peking.

Eine Stunde vor unserer Landung am Nachmittag des 29. waren wir des Tafelberges ansichtig geworden. Der Weltteil Afrika zeigt sich wahrscheinlich an keinem seiner Gestade so majestätisch wie in Kapstadt. Die langgestreckte, in weitem Bogen stufenförmig hingelagerte Stadt wird überragt von den teilweise senkrecht abfallenden, düsteren Gesteinschichten des 1082 m hohen Berges, dessen Gipfel eine 2½ km breite Ebene bildet. Die Gestalt dieses Riesen, vor ihm die hochgehende See, zwischen beiden die Stadt, das alles machte auf uns Reisende, die wir länger als 3 Wochen ausser unserm Schiff nur Himmel, Wasser, Delphine und fliegende Fische gesehen hatten, einen mächtigen Eindruck. Dazu kam das Bewusstsein, dass wir an einem weltgeschichtlich wichtigen Punkt eben vorübergefahren waren, dem »Cabo Tormentoso«, durch dessen Umsegeln der Welthandel vor 400 Jahren in ganz neue Bahnen gelenkt wurde.

Und doch liess der Anblick von Kapstadt und der Tafelbai mich unbefriedigt. Die Erinnerung an Port Jackson, Sydney Harbor war noch zu frisch, als dass weniger reizvolle, wenn auch immerhin grossartige Naturbilder mich besonders fesseln konnten. Wer von Europa kommt und Kapstadt zum erstenmal sieht, wird wahrscheinlich anders empfinden als ich.

Bekanntlich war das Kap der guten Hoffnung am Ende des 18. Jahrhunderts eine holländische Besitzung wie Java. Als Napoleon indessen seinen Bruder Ludwig am 5. Juni 1806 auf den holländischen Thron gesetzt hatte, fassten die Briten das Kap ernsthaft ins Auge, damit Frankreich es nicht ausnützen könne, um England in Indien zu bedrohen. Somit besetzten sie das Kapland am 21. Oktober 1806, dem Jahrestag der Schlacht bei Trafalgar, angeblich, um es für den durch Napoleon verjagten Statt-

halter der Niederlande, den Prinzen Wilhelm V. von Oranien, zu verwahren. Einer der Sinnsprüche der Briten lautet: »Here I am and here I stay«. Sie waren am Kap und blieben am Kap. Als ich in Max O'Rell's »John Bull & Co.« auf der letzten Reise las: »You would more easily withdraw a lump of butter from a dog's mouth than the English from a territory where they have installed themselves«, musste ich unwillkürlich an die gegenwärtige Lage in Aegypten denken. Am 29. Oktober 1814 war das Land endgültig durch einen Staatsvertrag zwischen England und Holland in britischen Besitz übergegangen. —



Kapstadt. Adderley Street.

Die ganze Umgebung prangte im herrlichsten Wintergrün; während des Hochsommers, also im Januar und Februar, soll man dafür nur eine sonnenverbrannte, staubige Landschaft erblicken. Von der weltberühmten Blütenpracht des Frühlingsmonats Oktober war dagegen selbstverständlich noch nichts zu bemerken.

Ich stieg im Hotel Royal ab und überzeugte mich bald, dass ich mich nicht in einer rein englischen Besitzung aufhielt. Niederländische Schwerfälligkeit und Langsamkeit machten sich überall unliebsam bemerkbar. Von meiner Ankunft im Gasthof bis zu dem Augenblick, in dem ich soweit eingerichtet war, dass ich mir die Hände waschen konnte, vergingen volle 40 Minuten. Der Zimmerkellner in diesem vornehmen

Gasthaus zog die Augenbrauen in die Höhe und ersuchte mich mit erhobenem Zeigefinger, recht sparsam mit Handtüchern umzugehen, da es in den letzten Tagen viel geregnet habe und infolgedessen nicht viele zur Hand seien. Nach meinen Erfahrungen in San Francisco und auf dem australischen Festland machte diese Warnung und manches andere im Hotel Royal einen einigermassen erheiternden Eindruck auf mich.

Vom Gasthof ging ich zunächst in einen Laden, um meinen misslich aussehenden Hut aufbügeln zu lassen. Der Besitzer des »Great Hat



Kapstadt. Das Parlamentsgebäude und der Tafelberg.

Emporium« lächelte mich freundlich an und machte mich liebevoll daraut aufmerksam, dass ich mich irre, wenn ich meine, in London zu sein. So etwas wie Hutaufbügeln werde in Südafrika nicht verlangt.

Am Abend wandelte ich denn mit ungebügeltem Hut durch die schlecht, teilweise elektrisch erleuchteten Strassen, unter denen Adderley Street die bedeutendste ist, ohne Sehenswertes entdecken zu können.

Früh am Morgen des 30. befand ich mich wieder in den Strassen der keineswegs schönen, nichtsdestoweniger in mancher Beziehung anregenden Stadt. An keinem andern Platze habe ich Vertreter so vieler Völkerschaften vereint gefunden. Hottentotten, Kaffern, Zulus, Fingos,

23*

Betschuanen, Pondos überwiegen die weisse Rasse aus aller Herren Länder; daneben ist die Zahl der Malayen in ihrer malerischen Tracht recht bedeutend. Die Strassen sind nur teilweise in regelmässigen Vierecken gebaut und mit ihren schmalen Fusswegen mit denjenigen Melbournes nicht zu vergleichen. Ueberhaupt macht die ganze Stadt einen unfertigen Eindruck. Die Anzahl der mit weisser Farbe getünchten Häuser niederländischer Bauart, mit auffallend kleinen Scheiben in den Fensterrahmen, ist beträchtlich. Auch unter den öffentlichen Gebäuden sind nicht viele hervorragende, ausgenommen das Parlamentsgebäude und die öffentliche



Kapstadt. Der 200 Jahre alte Eichen-Baumgang.

Bibliothek. Der niederländische Bestandteil der Bevölkerung scheint nicht in dem Masse Sinn für grossartige Bauten zu haben, wie die Bevölkerung von Sydney oder Melbourne.

Zwischen dem Parlamentsgebäude und der öffentlichen Bibliothek liegt ein herrlicher Baumgang von alten Eichen, die vor 200 Jahren von den Niederländern, der Dutch East India Company, aus der Heimat eingeführt worden sind. Unter ihrem Schatten zog man im 18. Jahrhundert Gemüse, welche die das Kap anlaufenden Schiffer von dort nach Indien und Java gern mit sich führten. An der Südostseite dieses hervorragend schönen Baumganges liegt der ehemalige botanische Garten, jetzt ein Park,

der nicht minder sorgsam als ähnliche Anlagen in andern englischen Besitzungen gepflegt wird. Dem Garten gegenüber befindet sich der Wohnsitz des Statthalters; das Gebäude sowohl, als die es umgebenden Anlagen machen einen nichts weniger als reichen oder vornehmen Eindruck.

Im Gasthof machte ich die Bekanntschaft eines englischen Offiziers, mit dem ich am Nachmittag einen Spaziergang auf die westlichen Abhänge des Tafelberges unternahm. Der Weg führte uns durch ein kleines Fischerdorf, in dem hunderte von Fischen hingen, um in den Strahlen der Sonne getrocknet zu werden. Walfischrippen dienten zur Umzäunung von Feld und Garten, aus den Wirbeln desselben Tieres fand ich Mauern aufgeführt, aus den Schulterblättern Treppen errichtet, während riesige Kinnbacken mehrfach als Thore verwendet waren. Wir gelangten an die Ueberreste des ersten Blockhauses, das die alten Niederländer gegen die Angriffe der Eingeborenen und der reissenden Tiere vor 240 Jahren errichtet hatten. Von dieser Stelle aus genossen wir einen unvergleichlichen Rundblick auf das Atlantische Weltmeer, auf eine im üppigsten Grün prangende Landschaft und in nördlicher Richtung auf den 664 m hohen Gebirgsstock Lions Head. Der Riesensockel des Tafelberges, aus dem die mächtige, zerklüftete und oben vollkommen abgeflachte Kuppe nahezu senkrecht hervorragt, ist zum grössten Teil mit Wiesen angebaut. Dazwischen finden sich Gras, Buschwerk und mannigfaltige Heidekräuter.

Der Anblick der Ueberreste des Blockhauses machte auf mich einen wohlthuenden Eindruck, nachdem ich in Kalifornien, Neuseeland und Australien nur neue Gebäude aus roten Mauersteinen, meistenteils mit Wellblechdächern, gesehen hatte.

Während der Mittagstafel fiel mir ein Herr mit stechendem Blick durch eine recht ungewöhnliche Kleidung auf. Aus einer Unterhaltung mit den neben ihm Sitzenden, sowie aus der Art und Weise, mit der man ihn zu bedienen suchte, konnte ich schliessen, dass dieser Herr ein Mann von einiger Bedeutung sein müsse. Auf meine Frage beim Kellner sagte mir dieser, der Betreffende sei Barnie Barnato, der bekannte Krösus, der, als Seiltänzer mit einer Kunstreitergesellschaft in das Kapland eingerückt, heute auf 10—15 Millionen Pfund Sterling geschätzt werde. »Barnie« ist nicht beliebt, man spricht in Südafrika selten besser, als mit Achselzucken von ihm. »But he does not care!«

Am Abend gegen 9 Uhr begab ich mich an den Bahnhof, um den Zug nach Johannesburg abfahren zu sehen. Der Andrang dazu ist so ausserordentlich, dass die Verwaltung sich gezwungen gesehen hat, eine Steuer von 3 d. demjenigen aufzuerlegen, der den Bahnsteig bei Abgang des Zuges betreten will. In den 28 Personenwagen war nicht ein einziger Platz unbesetzt, Abend für Abend soll sich dasselbe Schauspiel wiederholen. Ein wunderlicheres Durcheinander habe ich niemals

beobachtet. Ich glaube, mich keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn ich behaupte, 12 verschiedene Sprachen gehört zu haben. Als der Zug sich in Bewegung setzte, wurden den Abfahrenden allgemein die Wünsche »viel Glück«, »viel Geld« nachgerufen. Manche meiner Reisegenossen von Melbourne aus dem Zwischendeck sassen in diesem Zuge, und ich konnte ihnen Lebewohl sagen, ebenfalls mit dem Wunsche, sie möchten in der neuen Heimat Glück und Geld finden. Leider that ich das mit der Vermutung, dass 60 v. H. bettelarm, enttäuscht, verbittert und gebrochen zurückkommen würden.

Kapstadt. Der Lohnkutscher »Titus«, Malay-Kaffern-Mischling.

Am Morgen des 1. Juli fand ich über den Tafelberg das sogenannte Tafeltuch gebreitet. Es besteht aus dichten Massen weissen Gewölks, die sich um die Höhe des Berges lagern. Nach dem Frühstück nahm ich mit dem englischen Offizier die alte Festung in Augenschein, deren 4 m starke Mauern die Niederländer mit erstaunlichem Fleiss errichtet haben. Das Gebäude dient gegenwärtig den britischen Truppen als Kaserne. Am Nachmittag wohnten wir einer Sitzung im Parlamentsgebäude bei; sie war wenig anregend, indes nahm es mich wunder, wie häufig holländisch gesprochen wurde.

Den 2. Juli hatten wir zu einer ausgedehnten Spazierfahrt bestimmt, der sich zwei Reisegefährten von der Thermopylae anschlossen; den

in der ganzen Stadt wegen seiner drolligen Einfälle und Schlagfertigkeit vorteilhaft bekannten Lohnkutscher »Titus« nahmen wir zu dem Zwecke in Anspruch. Früh morgens 9 Uhr brachen wir auf; der Weg führte uns erst an den nördlichen, dann den westlichen Abhängen des Lion Head entlang nach dem Vororte Seapoint. Von hier ab fuhren wir in südlicher Richtung, 10 km in einer Seehöhe von ungefähr 80 m am Meere entlang. Der tiefblaue, endlose Ozean mit der weiss schäumenden Brandung lag unter uns zur Rechten, während wir auf der östlichen Seite viel auffälligere und wunderbarere Bergbildungen, als die Einbildungskraft sie sich vorzustellen vermag,



Kapstadt. Altes niederländisches Haus an der Hout Bai.

wahrnahmen. Gegen Mittag gelangten wir an ein altes niederländisches Dorf an der Hout Bai, in dem wir Häuser mit den Jahreszahlen 1790 und 1800 über den Thoren bemerkten; wir nahmen unser Frühstück bei einer Zulufamilie ein. Der Tafelberg lag nunmehr im Nordwesten, später im Westen; wir fuhren in nördlicher Richtung nach der Stadt zurück. Im weiteren Verlaufe des Tages kamen wir durch die gesegneten Weinberge von Hoch-, Gross-, Klein- und Nieder-Constantia; es folgte das Dorf Wynburg mit vielen strohgedeckten, weissgetünchten niederländischen Bauernhäusern, und endlich war der Vorort Claremont erreicht. Hier liegen die Häuser zerstreut, teilweise förmlich im Walde versteckt. Clare-

mont ist der Wohnsitz nahezu aller reichen und vornehmen Kaufleute der Kapstadt; in dem daran grenzenden Rondebosch liegt »Groot Schuur«, der Besitz Cecil Rhodes'. Das Wohnhaus, ein alter holländischer, herrschaftlicher Bau, steht besonders hübsch inmitten einer Gruppe alter Eichen, indessen machte das ganze Anwesen einen etwas verwahrlosten Eindruck.

Soviel ich während meines kurzen Aufenthalts in Südafrika in Erfahrung bringen konnte, erfreut Rhodes sich noch heute eines ungewöhn-



Kapstadt. Government Farm in Constantia.

lichen Anhanges im Lande. 80 v. H. aller weissen Einwohner — Boers selbstredend ausgenommen — glauben an den unter allen Umständen hervorragenden Mann, der es neben seiner anstrengenden politischen Thätigkeit ganz beiläufig verstand, sich ein Vermögen von 10 Millionen Pfund Sterling zu erwerben. Was die eigentlichen Endziele seines unermüdlichen Strebens sind, darüber gehen die Ansichten auseinander; indessen nimmt man allgemein an, dass seine Thätigkeit mit der Schlacht bei Krügersdorp nicht ihr Ende erreichte, sondern im Gegen-

teil erst beginne. Nach allem, was ich gehört habe, glaube ich, dass man noch viel von diesem scheinbar nervenlosen, thatkräftigen Mann hören wird. Vorläufig sicherte er den Briten das Maschona- und das Matabeleland, und Engländer und Schotten gehören ganz gewiss zu jenen Völkern, die eine solche Gabe zweckmässig zu verwenden verstehen.

Rhodes soll, wie gesagt, eine geradezu fabelhafte Arbeitskraft besitzen, dagegen in seiner Kleidung und äusserlichen Erscheinung die un-



Kapstadt. Die Landstrasse in Wynburg.

glaublichste Nachlässigkeit zeigen. Scherzhafte Erzählungen sind darüber dutzendweise im Umlauf.

Von Mowbray aus genossen wir noch einen herrlichen Blick auf den zwischen diesem Flecken und dem Tafelberg gelegenen 997 m hohen Devils Peak, und kehrten gegen Sonnenuntergang in die Stadt zurück. Es hatte uns einen ganzen Tag gekostet, den Tafelberg zu umfahren; ich glaube bestimmt, dass dieser Ausflug zu den schönsten Spazierfahrten der Welt zählt. Der Weg von Hilo (Hawaii) auf den Kilauea ist in jeder Beziehung so anders geartet, als derjenige um den Tafelberg, dass sich ein Vergleich nicht aufstellen lässt. Beide sind in ihrer Eigentümlichkeit wahrscheinlich unerreicht.

Da mir von meinem Hamburger Hause keine weiteren Reisekosten vergütet wurden, als die unmittelbare Heimfahrt, hatte ich mit meinem Gewinn aus den Abschlüssen in Wellington zu Rate zu gehen und zu überlegen, in welchem Umfange ich eine Reise durch das südliche Afrika unternehmen könne. Bei dem Kaiserlich Deutschen Generalkonsul, Herrn Legationsrat von Schuckmann, fand ich freundliche Unterstützung für den Entwurf weiterer Pläne. Ich hatte schliesslich einen Abstecher von drei bis vier Wochen ins Auge gefasst, der mich indessen von vornherein veranlasste, sparsam zu leben, weil das Reisen im südlichen Afrika an und für sich schon



Kapstadt. Cecil Rhodes' Haus »Groot Schuur« in Rondebosch.

aussergewöhnlich hohe Kosten verursacht. Somit löste ich mir einen Fahrschein für die »Dunottar Castle«, welche die Kapstadt am 4. Juli, nachmittags 2 Uhr, mit der Bestimmung nach Port Elizabeth verliess. Ich hatte aus dem erwähnten Grunde die 2. Klasse gewählt — — zum ersten- und zum letztenmal: während auf dem Mitteldeck eine Anzahl von Offizieren reiste, unter denen ich ohne Zweifel anregende Unterhaltung gefunden hätte, befand ich mich hier unter einer Reisegesellschaft, die mir in jeder Beziehung zuwider sein musste. Bei herrlichem Wetter verliessen wir den Hafen, und ich genoss zum zweitenmal den wunderbaren Blick vom Meere auf die Kapstadt mit dem mächtigen Tafelberge im Hintergrund, dem Lions Head zur Rechten und dem Devils Peak zur Linken.

Am Morgen des 5., einem Sonntag, versammelten sich gegen 10 Uhr sämtliche Soldaten, deren wir 300 von Kapstadt, für die Ostküste bestimmt, mitgenommen hatten, auf dem Achterdeck zum Gottesdienst, der wie üblich mit dem »God save the Queen« endigte. Gleichzeitig las ein Malaye im Zwischendeck der recht beträchtlichen Anzahl mitfahrender Mohammedaner eine Sure aus dem Koran vor, während einige Juden neben ihnen das tägliche Morgengebet verrichteten.



Port Elizabeth. Der Marktplatz.

Wider Erwarten blieb das Wetter recht gut, sodass es schwer wurde, sich zu vergegenwärtigen, welchen Sturm die Thermopylae vor wenigen Tagen in derselben Gegend bestehen musste. Am Abend beobachtete ich ein Meerleuchten, wie ich es früher noch nicht wahrgenommen hatte. In dem smaragdgrünen, breiten Streifen, den das Schiff hinter sich zurückliess, sah ich die Phosphorescenz der betreffenden Körper in aussergewöhnlicher Stärke. Selbst in dem in Eimern an Bord gezogenen und über das Verdeck ausgegossenen Wasser dauerte das Leuchten noch eine Weile fort.

Am frühen Morgen des 6. kamen wir in der Algoa Bai an, und gegen 9 Uhr brachte uns ein kleiner Dampfer nach Port Elizabeth, einer Stadt,

die wie alle Plätze an der Ostküste, mit Ausnahme von Durban, einen schlechten Hafen besitzt. Der verhältnismässig junge Ort hat für den Reisenden nichts Anziehendes; nur Ochsenwagen, die durch die breiten Strassen ziehen, sind der Stadt oder vielmehr dem Lande eigentümlich.

Um so anziehender ist dagegen die grosse Kaffernsiedelung, in der geringen Entfernung von nur 5 km von der Stadt. Bei meinem Eintritt in sie umringte mich eine Schar von mindestens 50 Kindern beiderlei Geschlechts, die vollständig unbekleidet umherliefen und mich während



Port Elizabeth. Die Kaffernsiedelung.

meines Aufenthalts von 2 Stunden nicht verliessen. Ich war mit Kupfergeldstücken kleinster Art wohl versorgt und wurde nicht müde, ihnen hin und wieder eines hinzuwerfen; die Raufereien der kleinen, schwarzen, nackten Gestalten um die Münzen machten einen unglaublich drolligen Eindruck. Männer und halbwüchsige Knaben empfingen mich mit dem Kafferngrusse. Sie hielten in kerzengerader Stellung die rechte Hand mit ausgestrecktem Mittel- und Zeigefinger empor und riefen »Jukosi!« Ich kenne in Europa keine männlich-würdevollere Begrüssungsart. Ohne weiteres trat ich in eine der ersten Hütten am Wege, wo mir ein alter Stuhl, das einzige europäische Stück Hausrat in der Anlage, als Ehrensitz angeboten wurde.



Port Elizabeth. Weiber, Kinder und Hütte aus der Kaffernsiedelung.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Es währte nicht lange, bis die ganze Hütte sich mit Kaffern angefüllt hatte, derart, dass es schwierig wurde, sich überhaupt noch zu bewegen. Um so mehr fand ich Gelegenheit, mir die Leute anzusehen. Unter anderen bemerkte ich einen kräftigen jungen Burschen, der sich den oberen Teil einer Kragenschachtel von Pappe verschafft hatte, daran waren zwei Bindfaden befestigt, durch die der Deckel auf der einen Seite seines Kopfes ebenso herausfordernd, wie gewagt festgebunden war. Ein zweiter, ebenfalls noch junger Mann, hatte einen höchst wunderlichen Schmuck für seinen Wollkopf erdacht. Er hatte die Gedärme eines kleinen Tieres, wahrscheinlich eines Lammes oder einer jungen Ziege, gereinigt, aufgeblasen und in Zwischenräumen von 4 cm mit Fäden umwickelt, sodass sie eine Reihe kleiner durchsichtiger Bälle bildeten, von denen ein Strauss, durchflochten mit Büscheln seines krausen Haares, den Schädel derart zierte, dass man glauben konnte, einen Haufen Seifenblasen auf ihm zu sehen. Bei mehreren anderen bestand der Kopfputz aus einem Streifen grellfarbigen Zeuges, der, um die Stirn geschlungen, über jedem Ohr einen Büschel Federn festhielt. Die Mehrzahl der Kaffern, die ich bei dieser Gelegenheit und später gesehen habe, war recht hässlich; doch habe ich hin und wieder auch aufgeweckte und sogar anziehende Gesichter unter ihnen gefunden. Die Sprache klingt weich und hübsch, nur wird das Ohr des Europäers durch einen hin und wieder vorkommenden Zungenschlag unangenehm berührt. Die Männer umhüllen sich mangelhaft mit einer gelbbraunen Wolldecke, die Weiber tragen in der Regel eine Perlschnur um den Hinterkopf, eine zweite um die Brüste und eine weitere um die Lenden. Viele Frauen hatten 20—30 Armbänder aus Messingdraht um den linken Arm, während die Männer einen ähnlichen Schmuck um die Beine legen.

Bald nach meinem Eintritt in die Hütte wurde mir Kaffernbier, ein aus Mais gebrautes Getränk, angeboten, indessen war es mir mit dem besten Willen nicht möglich, davon zu trinken. Es ist eben schwer, unsere Begriffe von Bier mit einer dicken Flüssigkeit, die unreiner Chokolade gleicht, in Uebereinstimmung zu bringen. Dagegen meldeten sich alle Anwesenden, jeder einzelne mit der Bitte um 3 d., um einen Schluck dieses zweifelhaften Saftes zu sich nehmen zu dürfen. Gegen Tabak tauschte ich mir eine Kaffernpfeife und verschiedene Armbänder ein; infolgedessen hatte ich auf meinen ferneren Rundgängen durch andere Hütten einen Zug von wenigstens 100 Männern und Weibern hinter mir, die alle noch mehr Schmucksachen verkaufen wollten. Von einer jungen Frau erhandelte ich ihre vollständige Bekleidung für 5 sh. Als ich diese sämtlichen Gegenstände neben meine Geldbörse in die Hosentasche steckte, fand sich diese weder beschwert, noch besonders erweitert. In der jungen Kaffernfrau, die infolge dieses Geschäfts nackt gehen musste, regte

sich augenscheinlich kein anderes Gefühl, als die Freude über die erhaltenen 5 sh.

Während meines Aufenthalts in der Siedelung durfte ich die Cigarre nicht ausgehen lassen; der Geruch der Kaffern, auch während der Wintermonate, ist in hohem Grade beleidigend.

Das Innere der wie Bienenkörbe geformten Hütten ist möglichst einfach gehalten. In der Mitte liegt die Feuerstelle und an den Wänden, die aus Buschwerk und Lehm zusammengeknetet sind, fand ich Stricke gezogen, an denen die wenigen Kleidungsstücke hingen. Die letzteren sind erforderlich, falls die Kaffern in die Stadt zu gehen beabsichtigen; unbekleidet dürfen sie in den Strassen der Weissen nicht erscheinen. Sauberkeit scheint dieser Volksstamm nicht zu kennen, der aus der Nichtachtung dieser Tugend entspringende Geruch in jeder Hütte ist für den Europäer kaum erträglich.

Als ich das Dorf verliess, um nach Port Elizabeth zurückzufahren, begleitete mich heilloses Geschrei, welches teilweise das Wohlwollen der durch meinen Besuch Zufriedengestellten, teilweise das Missfallen derjenigen, die durch mich nicht in erwarteter Weise verdient hatten, zum Ausdruck bringen sollte.

An der Hafenstrasse entlang sah ich umfangreiche, gut gebaute Speicher, von denen viele deutschen Handelshäusern gehören. Seitens meiner Landsleute hatte ich mich indessen keines besonders freundlichen Empfangs zu erfreuen, wenn ich mich ihnen als Reisender vorstellte, während die Engländer mir mit grosser Zuvorkommenheit auf alle meine Fragen Auskunft erteilten. Die Stadt scheint in Handel und Wohlhabenheit vorwärts zu schreiten, wenigstens hörte ich von niemand klagen.

Abends um 8½ Uhr bestieg ich den Zug nach Grahamstown, der für die Strecke von 155 km 9½ Stunden braucht; er fährt also mit derselben Geschwindigkeit, wie die Bahn in Paraguay. Unter gleichen Verhältnissen würde man die Reise Berlin—Spandau statt in 11—15 in 40 Minuten zurücklegen. Gegen besondere Entrichtung von 2 sh 6 d erhielt ich ein »bedding«, d. h. es wurde mir ein Paket vor die Füsse geworfen, das beim Auseinandernehmen 3 dicke Decken und ein Kopfkissen als Inhalt aufwies. Hieraus versuchte ich, mir ein möglichst vorteilhaftes Lager zusammenzusetzen, eine Arbeit, die mir wider Erwarten leidlich glückte. Zweimal in der Nacht erwachte ich jedoch auf dem Boden des Eisenbahnwagens ausserhalb meines merkwürdigen Bettes; durch die mangelhaften Bremsen im Zuge waren die Wagen hin und wieder so starken Stössen ausgesetzt, dass diese Wirkung nicht ausbleiben konnte. Die Thranlampe erlosch eine halbe Stunde nach der Abfahrt aus Port Elizabeth, jedoch hatte ich wenigstens das Glück, in der Wagenabteilung allein zu bleiben.

Am 7. Juli, während meines Aufenthalts in Grahamstown, regnete es unausgesetzt, nichtsdestoweniger war ich morgens 7 Uhr auf dem Marktplatz, um die Ochsenwagen aus der Umgegend einfahren zu sehen. Die Mehrzahl davon besteht in langen vierräderigen Karren, vor die 8—16 Ochsen paarweise gespannt sind. Ein Kaffer pflegt das erste Paar zu führen, während die übrigen Tiere ein anderer mit einer 10 m langen Peitsche bearbeitet und unausgesetzt beschäftigt ist, von einer Seite zur anderen zu laufen. Die Ladung der Karren bestand zum grössten Teil aus Brennholz, auf dem unter einem Stoffdach die Weiber und Kinder Tabak rauchend umherlagen.

Nachmittags suchte ich eine kleine Straussenfarm auf, konnte aber des starken Regens wegen nicht viel beobachten. Ich sah eine grosse Einfriedigung, in der 150—200 dieser mächtigen Vögel in ihrem herrlichen Federschmuck langsam auf und nieder stolzierten. Das war alles. Das Kafferndorf bei Grahamstown ist nicht erwähnenswert, wenigstens sah ich darin ebensoviele Hütten mit Wellblech, wie mit Maisstroh gedeckt. Zur Mittagstafel fanden sich, wie überall in Südafrika, Thee und Hammelfleisch zusammen. Das letztere wird »365« genannt, weil es an 365 Tagen des Jahres im ganzen Lande gegessen wird.

Am Morgen des 8. Juli sah ich nach dem Wetter mit einiger Erwartung, die dadurch gerechtfertigt war, dass ich an diesem Tage mitten durch das Kaffernland 127 km im offenen Wagen bis King Williamstown zurückzulegen hatte.

Zu meiner Freude war der Himmel sternenklar. Um 6¼ Uhr fuhr ich in der »mailcoach« ab. Der Wagen ruhte auf 2 aussergewöhnlich starken Rädern und glich auch im übrigen einer wenig anmutigen, übergrossen Dogcart. In Bewegung gesetzt wurde er von 3 Paar Pferden, die der Kaffernkutscher fortwährend sehr geschickt mit der meterlangen Peitsche antrieb. Auf dem Rücksitz sassen 3 Europäerinnen und vorn zwischen dem Rosselenker und mir ein Engländer, der seit 2 Jahren in Südafrika umherreiste und mir mit der gewohnten Freundlichkeit nicht nur alles erklärte, was sich im Laufe des Tages unsern Blicken bot, sondern mir noch über manches, was das Land im allgemeinen betraf, Aufschluss zuteil werden liess.

Während der ersten Stunden schlängelte der Weg sich durch flaches Land, mit dem allen südafrikanischen Ebenen eigentümlichen dürftigen Pflanzenwuchs, hin und wieder unterbrochen durch 2—3 m hohe Ameisenhügel mit geglätteter Lehmoberfläche. Aber auch diese Landschaft unter dem Blau des südafrikanischen Himmels hat ihre ganz eigenartigen Reize. Etwa 2 Stunden nach unserer Abfahrt gelangten wir auf einen erhöhten Punkt, von dem wir eine ganz merkwürdige Aussicht hatten. Scheinbar lag eine Bank von Wolken tief unter uns; in ihrer Mitte streckte ein

Gebirge, zu dessen Füssen wir deutlich die Brandung des Meeres erkannten, seine felsenartigen Spitzen gen Himmel. Auch der neben mir sitzende Engländer erklärte, niemals früher eine so täuschende Luftspiegelung wahrgenommen zu haben, aber alle und jede Erklärung dafür fehlte uns.

Bald darauf führte der Weg durch ein enges, wildes, teilweise malerisch schönes Thal, Plutos Valley, in dem eine kleine Herde von Pavianen in einer Entfernung von ungefähr 60 m über den Weg lief; ein ganz kleiner



Zululand. Mealies (Mais) mahlendes Mädchen.

Affe klammerte sich an ein wahrscheinlich weibliches Tier. Uns entgegen marschierten später ohne die geringste Furcht zwei Strausse, von denen sich einer links, der andere rechts an der Strasse aufstellte, als wir vorüber fuhren; vermutlich sind sie einer Farm entlaufen gewesen. Die Strasse war von Kaffern belebt, die entweder nach Grahamstown gingen, um zu arbeiten, oder von dort kamen mit genügenden Mitteln, um bis an das Ende ihrer Tage sorglos leben zu können.

Kaffern, Zulus und andere südafrikanische Neger arbeiten, bis sie sich ausreichende Schätze erworben haben, um 2 Frauen erstehen zu können, die dann alle Arbeit zum Lebensunterhalt für sich selbst, den gestrengen

Eheherrn und die Kinder verrichten müssen. Mädchen werden niemals mit Geld bezahlt, sondern ihre Väter übergeben sie den Freiern gegen eine entsprechende Anzahl Ochsen. Der Wert eines kräftigen und ansehnlichen Mädchens schwankt zwischen 8 und 16 Ochsen. Es bleibt für die Frau des südafrikanischen Negers während ihres ganzen Lebens ein Gefühl des Stolzes, wenn sie weiss, dass sie bei ihrer Heirat Wert hatte; eine Frau, die mit fünfzehn Ochsen bezahlt wurde, blickt auf eine Acht-Ochsen-Frau mit Mitleid; dagegen hat sie für die weisse Frau, von der sie annimmt, dass diese in der Regel nicht einmal einen Ochsen wert sei, von der sie vielmehr erfahren hat, dass ihr Vater noch ein beträchtliches Vermögen hergeben muss, um einen Mann für die Tochter zu kaufen, nur Verachtung. Eifersucht unter den Frauen der Kaffern oder anderer Stämme ist unbekannt, vielmehr fühlt eine Frau sich beschämt, wenn sie einem Manne gehört, der nicht genug Ochsen kaufen konnte, um mehrere Frauen zu erwerben. Ueberdies wird die Arbeit der Frauen selbstverständlich verringert, je mehr ihrer zur Erhaltung der Häuslichkeit vorhanden sind. Ohne jede Regung des Missmuts unterziehen sie sich ihrer teilweise schweren Aufgabe, während der vortreffliche Gatte mit Tabak-Rauchen und -Schnupfen den Tag verbringt. Mehrfach habe ich übrigens

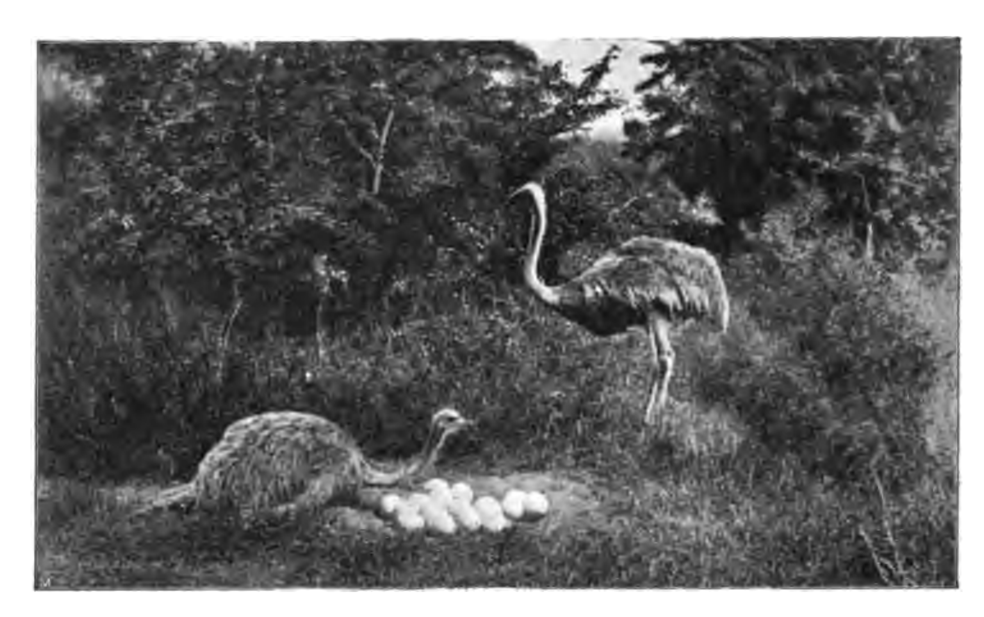


Zululand. Liebeständelei.

24*

gesehen, dass Liebeleien unter den Südafrikanern nichts Aussergewöhnliches sind.

Ein ganz eigenartiger Schmuck der Kaffernfrauen besteht darin, dass sie sich vom Hals bis auf die Mitte des Leibes in gerader Linie mit einem scharfen Gegenstand kleine Wunden in die Haut ritzen, deren Narben einige Aehnlichkeit mit Impfstellen haben. Von der Mitte des Leibes führt die Linie kreisförmig um die Hüften, und die Weiber zeigen mit besonderem Stolz, zumal dem weissen Manne, diese Linie, vornehmlich, wenn sie besonders schön in der Ausführung gelungen ist. Die



Aus einer Straussenfarm am Great Fish River.

früher erwähnten, zur Kleidung dienenden Wolldecken werden mit einer Art Lehm bearbeitet, wonach sie die Körperwärme weniger leicht durchlassen.

Die zweite Haltestelle, an der die Pferde gewechselt wurden, lag am rechten Ufer des Great Fish River. Unweit davon befindet sich eine ausgedehnte Straussenfarm, in der wir Hunderte dieser Vögel um das Gehöft grasen oder neben den Eiern ruhen sahen. Der englische Farmer mochte bemerken, dass ich ein Fremder sei, und lud mich daraufhin ein, näher zu kommen. Er beauftragte einen Kaffernjungen, die durchweg zahmen Tiere, die ihrem Besitzer zum Teil aus der Hand frassen, zusammenzutreiben. Als alle um uns herum standen, wurden sie wieder auseinander gejagt, und wie auf Verabredung begann ein höchst wunder-

barer Tanz. Sie drehten sich mit gespreizten Flügeln um sich selbst und gaben uns dadurch Gelegenheit, ihren herrlichen Federnschmuck zu bewundern.

Auf einer langen eisernen Brücke fuhren wir über den Fluss, der z. Z. einem winzigen, langsam rieselnden Bache ähnlich sah; in der Regenzeit soll er einem breiten Strome gleichen. Am linken Ufer angelangt, befanden wir uns im Lande der Fingos. Diese sind ebenfalls ein Kaffernvolk, wurden aber jahrzehntelang von ihren Stammesverwandten schlecht behandelt; daher standen sie im letzten Kaffernkriege i. J. 1877 zu den britischen Truppen. Als Belohnung für ihre Treue wurde ihnen das Land zwischen dem Great Fish River und Kaiskama River als Eigentum angewiesen. Dort leben sie ihren alten Gewohnheiten, d. h. so, als seien niemals Europäer in Südafrika gewesen. Von einem grossen Kraal*) fuhren wir zum andern, indessen konnte ich zwischen einem Fingodorf und der Kaffernsiedelung bei Port Elizabeth wenig Unterschied finden. Vielfach hockten Frauen vor den Hütteneingängen und schnitten Kürbisse in kleine Stücke, um »Skoff«, eine Art Suppe, daraus zu kochen. Eine Gewohnheit der Fingos, die ich bei den Kaffern nicht fand, besteht darin, dass sie die Gesichter zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen mit Lehm beschmieren, somit dem Europäer noch hässlicher erscheinen, als sie von Natur schon sind.

Unsere Pferde, die wir auf der letzten Haltestelle bekommen hatten, liessen in ihren Leistungen zu wünschen übrig. Der Kutscher geriet in einige Verlegenheit, wenn er die Tiere zum Vorwärtsgehen bewegen wollte, und sah sich veranlasst, bei jedem Kraal die Jugend zu ersuchen, bis zum nächsten neben den Pferden herzulaufen und sie nach Kräften zu peitschen. Ersichtlich mit grossem Vergnügen wurde dieser Aufforderung Folge gegeben, sodass unausgesetzt 10—20 splitternackte Menschen zum Entsetzen unserer Damen neben dem Wagen herliefen.

Auf halbem Wege zwischen beiden Flüssen begegnete uns ein grosser Trupp Eingeborener. Der Kutscher machte uns darauf aufmerksam, dass sie einen der bedeutendsten Häuptlinge begleiteten. Dieser »chief« tauchte denn auch bald in europäischer Kleidung auf und bat um Tabak. Als ich ihm eine Handvoll gab, sagte er in der Kaffernsprache zum Kutscher, ich scheine nicht recht zu wissen, wer er sei, andernfalls würde ich mich wohl kaum unterstanden haben, ihm so wenig anzubieten.

Zwischen den Dörfern bemerkte ich wohlbestellte Maisfelder, riesenhafte Kürbisse und Vieh, das nachts zusammengetrieben in der Mitte der Wohn-

*) Unter Kraal sind die Hütten eines einzelnen oder einer Familie, niemals diejenigen mehrerer Eingeborenen zu verstehen.

orte in einem Gehege bewacht wird, um zu verhüten, dass Räubereien vorkommen.

Grosser Lärm in einem Kraal veranlasste uns, den Wagen halten zu lassen und in die nächste Hütte zu gehen, um uns nach der Ursache des Geschreis zu erkundigen. Wir sahen da vier Weiber, die mit Stöcken auf Maiskolben schlugen, um sie zu entkörnen. In den anderen Hütten ging es ebenso zu: eine derartige Arbeit konnte selbstverständlich ohne Schreien und Kreischen nicht verrichtet werden. Zwischen den vielen Frauen und Mädchen bemerkte ich einen Mann, der mitarbeitete. Auf meine Frage, weshalb er arbeite, grinste er verschmitzt und sagte: »No much longer, boss, I got 14 oxen, 2 oxen more and I buye 2 wife, then no more work«. Auf weiteres Befragen, warum er sich mit 8 Ochsen nicht erst eine Frau zulege, grinste er mich wieder an und zwinkerte mit dem linken Auge, sagte aber nichts, also ist mir seine Ansicht über die Frauenfrage unklar geblieben.

Vor einer andern Hütte hockte ein junger Mann, während ein älterer emsig beschäftigt war, aus einer Schachtel japanischer Streichhölzer eins nach dem anderen anzubrennen und dem ersteren die Flamme unter die umfangreichen Naslöcher zu halten. Der ältere Mann erklärte mir: »Poor man got headache, this do him lots of good.«

Nachdem ich mir wieder einige Arm- und Beinbänder, sowie eine Halskette eingetauscht hatte, verabschiedete ich mich, musste indessen versprechen, Queen Victoria gleich nach meiner Heimkehr zu grüssen. Selbstverständlich reiste ich hier als Engländer, denn einen andern geographischen Begriff als ihr Land, England und London haben diese Leute nicht. Uebrigens hörte ich allgemein, dass Kaffern und Zulustämme von Natur aus, so lange sie ohne den Einfluss der Missionare sind, ein angeborenes Gefühl der Redlichkeit besitzen. Wer in einem heidnischen Kraal Geld oder sonst einen Gegenstand verliert, kann sicher sein, dass ihm das Betreffende nachgebracht wird, wenn er noch zu erreichen ist. Haben sich dagegen diese Südafrikaner zum Christentum bekannt, sollen sie ebenso wie viele europäische Christen beten, stehlen, betrügen und lügen.

Der fernere Weg führte uns durch wilde Berglandschaften mit einem Pflanzenwuchs von Busch, Aloë und Euphorbien. Je mehr wir uns indessen unserm nächsten Reiseziel King Williamstown näherten, desto mehr glich die Landschaft allmählich einer Wüste. Wir fuhren durch eine Furt im Kaiskama River und gelangten auf der andern Seite in das Reich des grossen Häuptlings Rhona. Die Kraale wurden hier seltener. Wir kamen noch vor Dunkelwerden auf den Schlachtfeldern des letzten Kaffernkrieges an, ohne hier jedoch Beachtenswertes zu sehen. Nach 6 Uhr fuhren wir im Finstern vor die letzte Haltestelle. So schnell wie möglich wurden neue Pferde eingespannt, und dann ging es weiter in die Nacht hinein.

Wagenlaternen scheinen in Südafrika noch unbekannte oder für überflüssig erachtete Gegenstände zu sein; um sich bemerkbar zu machen, bedient man sich eines Posthorns, auf dem der Kutscher in kurzen Zwischenräumen bläst. Während des Tages waren uns viele, nach Grahamstown bestimmte Ochsenkarren entgegengefahren; jetzt überholten wir eine ebensogrosse Zahl von ihnen, die alle zum Markttage nach King Williamstown fuhren. Um 8½ Uhr kamen wir über den Buffalo River und langten wenige Minuten später in der Stadt an.

Wie überall im Kaplande, die Hauptstadt eingeschlossen, ist man auch in King Williamstown, dank dem Einfluss der niederländischen Bevölkerung, mindestens einige 50 Jahre hinter der Zeit zurück. Ich sagte dem Besitzer des Gasthofes, dass ich am nächsten Morgen 5 Uhr 10 Min. den Zug nach East London nehmen wolle, worauf der ehrenwerte Herr mir antwortete, dann möchte ich anderswo Unterkunft suchen, er könne nicht so zeitig aufstehen. Ueberdies würde ich in der frühen Morgenstunde mehr Unruhe in seinem Hause verursachen, als ihm lieb sei, ich solle nur den Nachmittagszug benutzen. Es blieb mir somit nichts weiter übrig, als mich nach einem anderen Unterkommen umzusehen.

Als ich am nächsten Morgen 5 Uhr in den Eisenbahnwagen stieg, fand ich kein Licht darin und erhielt auf meine, diesen Uebelstand betreffende, höfliche Anfrage die Antwort, in einer Stunde käme ja schon der Tag. In hohem Grade befriedigt von dieser folgerichtigen Bemerkung, enthielt ich mich aller weiteren Aeusserungen.

Bald nach Sonnenaufgang fuhr ich durch die deutschen Dörfer Berlin, Potsdam, Frankfurt und Hamburg; wenigen meiner Landsleute dürfte bekannt sein, dass es Orte mit diesen Namen im südlichen Afrika giebt.

Nach einer Fahrt von 3½ Stunden langte ich in East London an. Die Stadt ist unbedeutender als Port Elizabeth, jedoch fand ich, soweit sich während eines kurzen Aufenthalts ein Urteil bilden lässt, alle Zeichen einer schnellen ferneren Entwickelung vor. Leute in den verschiedensten Lebensstellungen, die ich sprach, antworteten mir mit schmunzelnder, zufriedener Miene. Wie in allen südafrikanischen Städten liegt auch in East London der ausgedehnte Marktplatz im Mittelpunkte der Stadt. Der Hafen mit einem ungenügenden Flutbrecher lässt vieles zu wünschen übrig. Bald nach Mittag brachte mich ein kleines Ruderboot an den Dampfer, auf dem ich nach Natal zu reisen beabsichtigte; ich wurde in einem grossen Korbe von dem kleinen auf das grössere Schiff gewunden.

Während der Reise waren wir selten mehr als drei, niemals weniger als 1 km vom Ufer entfernt. Ohne Glas konnte ich häufig Häuser, Kraals und Hütten auf dem hügeligen, meistens kahlen, hin und wieder aber auch mit niedrigem Buschwerk bewachsenen Lande unterscheiden. Die Eingeborenen stürzten überall an den Strand, um den Dampfer zu sehen,

für sie ein Schauspiel, das sie seit Jahrzehnten gewohnt sind, das aber trotzdem den Reiz der Neuheit nicht verloren zu haben scheint.

Nach einer Reise von 24 Stunden lagen wir vor der engen Einfahrt von Port Natal, um wenige Minuten später sehr langsam in die grosse Bai, die einer Lagune gleicht, einzufahren. Herrlich bewaldete Hügel umgeben das grosse Wasserbecken.

Mit meinem geringen Gepäck, einem Handkoffer und dem unvermeidlichen Poncho, konnte ich, nachdem wir an der Stadt Durban angelegt hatten, bald an Land gehen, um sofort eine mir bis dahin fremde Beförderungsart kennen zu lernen. An der Landungsbrücke erwartete uns eine Anzahl Jinrikishas, kleine, einsitzige, sehr bequeme Wagen mit hohen



Durban. West Street.

Gummirädern, zwischen deren Deichsel je ein Kaffer mit der Geschwindigkeit eines gewöhnlichen Droschkenpferdes läuft. Ich hatte geglaubt, dass diese aus Japan stammenden kleinen Gefährte nur in jenem Lande oder seit 15—20 Jahren vielleicht auch in den chinesischen Küstenplätzen verwendet würden, war daher nicht wenig überrascht, sie in Durban vorzufinden. Auch im Royal Hotel, wie mir schien, dem besten Gasthof im ganzen Südafrika, herrschten teilweise asiatische Sitten, z. B. bedienten bei der Mahlzeit schneeweiss gekleidete Inder mit kunstvoll gewundenem Turban, der die dreifache Grösse des Kopfes hat, mit enganliegenden Beinkleidern und nackten Füssen. Diese Leute zeichneten sich durch besondere Aufmerksamkeit aus; jedem Gast wurde während der Tafel ein Inder zur Bedienung zuerteilt. Nach dem Essen ging ich in den Park, der sich ungefähr im Mittelpunkte der Stadt befindet. Eine mittelmässige Militärkapelle spielte dort; es war unterhaltend, unter den

Zuhörern die verschiedensten Menschenrassen vertreten zu sehen. Ausser Zulus und Kaffern fanden sich Araber, wohlgenährte, augenscheinlich reiche Bombay-Parsen in goldgestickten Kleidern, Inder, Chinesen und Vertreter der vornehmsten Länder unseres Erdteils zusammen. In dem nach englischer Art besonders reich und geschmackvoll angelegten Park wurde ein Springbrunnen recht hübsch durch kleine, bunte, elektrische Lampen erleuchtet. Nach dem Konzert ging ich auf mein Zimmer und genoss vom Balkon aus noch mehrere Stunden einen herrlichen Rundblick auf



Natal. Inder von der Coromandel-Küste.

die von Palmen umgebene Lagune, die unter dem Sternenlicht noch hübscher als am Tage erschien. Ohne Zweifel ist Durban die schönste aller Städte im südlichen Afrika.

Am nächsten Tage, dem 11. Juli, wurde ich vom deutschen Konsul empfangen. In Ermangelung jeglicher Verbindungen in Durban war ich gezwungen, mich an ihn zu wenden, um mir einige Anweisungen betreffs eines geplanten Ausflugs in das nördlich gelegene Zululand zu erbitten. Dem Rate des Herrn Konsul Monhaupt entsprechend, sass ich 20 Minuten später auf der Eisenbahn, die von Durban in nordöstlicher Richtung an der

Küste nach Verulam führt. Der Weg ging während einer Zeit von 2 Stunden durch Zuckerpflanzungen, um die ich mich indessen viel weniger kümmerte, als um eine Anzahl indischer Kulis in der dritten Wagenklasse. In nächster Nähe der Stadt ist die Bevölkerung der Inder zahlreicher als diejenige der Zulukaffern, doch machen diese durchweg mageren Asiaten selbst in ihrer geschmackvollen Tracht, gegenüber den viel kräftiger gebauten feisten Negern mit unvergleichlich schönen Zähnen, keinen günstigen Eindruck. Ich hatte die Absicht, auf dieser meiner ersten Weltreise Asien zu umgehen, bekam aber hier in Natal ganz unerwartet doch eine kleine Probe asiatischer Prachtliebe. Ich fand die Inder vom Kopf bis zu den Füssen mit Schmuck bedeckt. Im Haar tragen sie Flitter, durch die Nasenwand Ringe, und durch den rechten Nasenflügel eine kleine, knopfartige Metallverzierung. Arme, Beine und Zehen sind mit Reifen geschmückt. Die Fingerringe sind dick und weisen oben in der Regel ein silbernes Geldstück auf. Fast an jedem Finger bemerkte ich Ringe. Die Knaben laufen unbekleidet umher, während den kleinen Mädchen ein Band um die Hüften geschlungen ist, an dem ein herzförmiger silberner Schild herunterhängt. Zwischen diesen Indern liefen unausgesetzt plappernde Kaffern und Zulus einher.

Um die Mittagsstunde langte der Zug in Verulam an; ich bestieg eine Viertelstunde später die Postkutsche, um zunächst nach Lower Tugela am gleichnamigen Fluss zu fahren. Der letztere bildet die Grenze zwischen Natal und Zululand. Meine Mitreisenden waren drei Herren, die eine Jagdpartie von drei Wochen nach dem letzteren unternehmen wollten; einen Ochsenwagen mit den Lebensmitteln und Vorräten hatten sie einige Tage früher nach dem Norden abgehen lassen.

Unter dem unvergleichlichen südafrikanischen Himmel fuhren wir die ersten 50 km an Zuckerrohrfeldern vorüber, jedoch hatte das Rohr bei gleicher Höhe nur den halben Durchmesser von demjenigen, das ich auf den Hawaii-Inseln und in Süd-Mexiko gesehen hatte. Die Fahrstrasse war überall recht belebt durch Inder, Araber, Kaffern und Zulus; an Ochsenkarren fehlte es selbstverständlich nicht. Wunderbare Aufzüge hatten wir Gelegenheit, zu beobachten; während die Kutscher der Ochsenwagen vielfach alte Uniformen englischer Soldaten trugen, zeigten die Inder nie andere als weisse Kleidung mit ebensolchen Kopftüchern oder Turbanen. Hin und wieder begegneten uns angekleidete Kaffern, Männer mit ihren Genossinnen, Paare, die augenscheinlich in die Stadt gehen wollten, um Arbeit zu suchen.

Zulus sowohl, als auch Kaffern sind in den Städten als Dienerschaft willkommen, obgleich sie an bodenloser Langsamkeit und Ungeschicklichkeit leiden sollen. Während ein Zulumädchen in einem halben Monat mehr zerbricht und verwüstet, als ein weisses in einem Jahre, zieht man die schwarze Dienerschaft doch allgemein der andern vor. Letztere

soll, sobald sie mit der schwarzen Rasse in Berührung kommt, träge werden und jede Lust an der Arbeit verlieren. Ein weisser Diener beansprucht bald nach seiner Ankunft ein halbes Dutzend Neger zur Verrichtung seiner Arbeiten. Dabei sind die nicht christlich geschulten Zulus anhänglich an ihre Herrschaft, während die Kaffern einen gewissen Wandertrieb haben. Nicht selten giebt ein Kaffer eine gute Stellung auf, um sie gegen eine andere einzutauschen, in der er, wie er vorher wohl weiss,



Natal. Indische Läden in Stanger.

bei geringerem Verdienst viel Prügel erhält: nur um zu wechseln und zu wandern. Der Aufzug einer sich zur Stadt begebenden Negerin hat hin und wieder etwas Belustigendes. Eine schwarze Frau mit einer abgetragenen Frisierjacke und nackten Beinen würde nicht nur an der Ecke der Friedrich- und Leipziger Strasse einen erheiternden Eindruck machen, sondern sieht auch in Natal recht drollig aus. Auf dem 76 km langen Wege wurden fünfmal die Pferde gewechselt.

Die Haltestelle zum Ausspannen ist regelmässig mit einem grösseren »store« und einem Gasthof verbunden. Um 5 Uhr waren wir in dem kleinen Dorfe Stanger angelangt; hier befinden sich indische und europäische

Läden, in denen die Eingeborenen die alten Uniformen und andere gute Dinge kaufen. Stanger bildet für die Inder einen Grenzort, weiter als bis hierher entfernen sie sich von Durban in nördlicher Richtung nicht.

Während ich mir die Zeit bis zum Weiterfahren im Laden durch Plaudern mit dem Besitzer vertrieb, erschien vor der Thür ein Boer auf seinem mit 12 Ochsen bespannten Wagen. Der 65—70 Jahre zählende Mann trat ein.

»Dag neef!« sagte er zum viel jüngeren Ladeninhaber.

»Dag oom!« erwiderte dieser.

»Is het ook so drog bij julle?«

»No, here it rained the day before yesterday, and if it rains here, it does rain.«

»Bij ons het dit nog nooit gereen, nie voor de laaste zes manden nie.« *)

Dann folgte ein Geschäftsabschluss über die noch vor der Thür stehende Wagenladung »Mealies« (Mais). Der Ladeninhaber ging hinaus, um diese nachwiegen zu lassen. Mittlerweile fragte mich der Boer:

»Wie is hij?«

Ich konnte mir vorstellen, was er meinte, und nannte ihm meinen Namen. Nach 10 Minuten schweren Denkens fragte der Alte weiter:

»Waar kom hij van daan?«

»Van Duitschland.«

Nach ferneren 10 Minuten erschien der Ladeninhaber und machte der Unterhaltung ein Ende. Der Boer hatte sich zu seinem Nachteil im Gewicht geirrt, jedoch erklärte er, in der Gewissheit, übervorteilt werden zu sollen, dass er sehr peinlich zugesehen hätte, die Schale habe sein Vater und Grossvater benutzt — letzterer wahrscheinlich zur Zeit des 7jährigen Krieges — und beide seien kluge Leute gewesen, die niemals angeführt worden seien. Der Ladeninhaber verzog keine Miene und legte ihm das verlangte Geld auf den Tisch. Nach der Abfahrt des Boer fragte ich, was ihn sein Eigensinn gekostet habe.

»3 £ 6 sh.«

Von meinen Reisegefährten hörte ich während unserer Fahrt manches recht Bemerkenswerte über die Jagd in Süd- und Ostafrika. Trotz gegenteiliger Behauptungen soll der Löwe niemals den Menschen angreifen; dagegen hat er ein unbezwingliches Gelüste nach Eselsfleisch, wenigstens behaupteten die drei Herren, dass sie kein besseres Mittel wüssten, um den Löwen anzulocken, als nächtlicherweile in einem Gelände, in dem man der Anwesenheit des Raubtiers gewiss sei, einen Esel anzubinden. Leoparden, Paviane, Antilopen und Gazellen sind im Zululande noch reichlich zu

---

*) Die doppelte Verneinung ist der holländischen Sprache nicht eigentümlich, sondern eine schlechte Gewohnheit der Boers.

finden. Angeschossene Paviane sollen die gefährlichsten aller Jagdtiere sein. Vor der Beisaantilope im britischen Ostafrika soll der Löwe Furcht haben. Wenn diese angegriffen wird, drückt sie ihren Kopf fest gegen den Boden, sodass der Löwe Gefahr läuft, auf ihre 1 m langen, geraden, kräftigen Hörner gespiesst zu werden.

Die drei Herren beabsichtigten, vornehmlich Leoparden und Rhinocerosse in der Nähe der St. Lucia Bai zu schiessen.

Abends 8 Uhr langten wir an der Grenze des Zululandes, in Lower Tugela, an. Der dortige Gasthof ist Eigentum eines Engländers, der in früheren Zeiten, nach seiner Aussage, in London mit Herrn A. Förster, einem der Inhaber des bekannten Hamburger Schiffsmaklergeschäfts August Bolten, gemeinsam thätig gewesen ist.

Am Sonntag, den 12. Juli, machte ich mit meinen drei Engländern einen langen Spaziergang, weil unser Kutscher der Sonntagsruhe wegen nicht weiterfuhr. Wir gelangten an ein grosses Zuludorf, in dem für mich die Begleitung der drei der Landessprache mächtigen Jäger von besonderem Vorteil war. Ich vermochte diese Mundart kaum von derjenigen der Kaffern zu unterscheiden, sie schien mir gleich weich und wohltönend, nur durch den uns Europäern unangenehmen, hin und wieder zum Vorschein kommenden Zungenschlag unschön unterbrochen.

Die Zuluhütten gleichen denjenigen der Fingos und Kaffern nicht. Sie sind vollständig aus Buschwerk geflochten und vom Boden aus aufwärts mit Stroh bedeckt, der Eingang ist niedriger, sodass man nur hineinkriechen kann. Das Innere ist sauber, in der Mitte brennt gewöhnlich ein Feuer, während an den Wänden Waffen und andere Geräte hängen. Diese Waffen bestehen vornehmlich in einem Speer und einem länglichrunden Schild aus Ochsenhaut. Die Zulus sind ganz schwarz, also dunkler als Kaffern und Fingos; gewisse vornehme Bewegungen und Thatkraft verratende Züge sind ihnen nicht abzusprechen; man erkennt in ihnen einen kriegsgewohnten Volksstamm. Während Kaffern in ihrer zerlumpten europäischen Kleidung dieser entsprechend aussehen, machen die Zulus in nicht besseren Gewändern den Eindruck, als ob sie sich nur etwas abenteuerlich angezogen hätten.

Ich will bei dieser Gelegenheit die geschichtliche Merkwürdigkeit erwähnen, dass zu Anfang unseres Jahrhunderts, als Napoleon Europa unter seinem Zepter zu vereinigen suchte, der Zulukönig Chaka durch eigene Kraft es dahin brachte, alle eingeborenen Stämme des ganzen Südafrika zu beherrschen, und Dr. Francia in Paraguay den Mut hatte, sein Land von der spanischen Herrschaft loszureissen und ein mächtiges Reich am Paraguay-Flusse zu begründen.

Neben dem eben erwähnten Dorf fanden wir eine Menge Männer und Frauen vereinigt. Während die ersteren im Kreise auf den Fersen

hockten, standen die Frauen in einem zweiten Ringe um den Kreis der Männer herum. Alle schienen einer besonderen Vorstellung entgegenzusehen. Auf die eingezogenen Erkundigungen meiner Bekannten erfuhren wir, dass eine Zauberin, eine »Isinyanga«, ihre Kunst zu zeigen beabsichtige. Ungefähr nach einer Viertelstunde erschien eine kleine und, wie man uns sagte, allgemein gefürchtete Zauberin, die augenscheinlich mehr als einen oder eine unter den Anwesenden erschreckte und in Aufregung versetzte, wenn sie ihre scharfen und durchdringenden Blicke auf



Zululand. Zulus und Zuluhütte.

der Gesellschaft ruhen liess. Sie war sehr schön gekleidet. Felle der Buschkatze hüllten sie von den Hüften bis zum Knie ein, der Oberteil ihres Körpers war mit Perlen, Zähnen und Klauen wilder Tiere, mit Strähnen von buntfarbiger Wolle, Streifen von Schlangenhäuten und Angorafransen behangen, ein Gürtel von Leopardenfellen war mit grossen kupfernen Knöpfen um ihre Hüften befestigt. Ihr Gesicht, an dem zu beiden Seiten Fuchsschwänze herabhingen, war von einer Masse von Federn des seltenen und prachtvollen Sakabulavogels beinahe bedeckt.

Die Zauberin kam mit schleichendem Katzenschritt und gebückt, als suche sie eine Fährte, heran. Jede Bewegung ihres geschmeidigen Körpers

geschah in dem Takte, den die umstehenden Frauen durch Klatschen in die Hände und ihren leisen, summenden Gesang angaben. Während dessen schliefen die Säuglinge ruhig auf den Rücken ihrer Mütter. Plötzlich sprang die Zauberin auf einen der Männer zu und richtete eine Frage an ihn, die er unbeantwortet liess, und so ging es weiter im Kreise. Wir bemerkten jedoch, dass die Fragende nicht nur die Hände des Betreffenden erfasste, sondern zugleich seinen Puls fühlte und ihm starr in die Augen blickte. Als sie die Reihe herum gefragt hatte, sprang sie in die Mitte



Tugela River. Furt zwischen Zululand und Natal.

des Kreises zurück und rief laut einige, auch meinen Genossen unverständliche Worte. Allgemeine Ausrufe der Bewunderung wurden hörbar; Männer und Frauen liefen, augenscheinlich erregt, unausgesetzt schwatzend durcheinander. Wir brachten in Erfahrung, dass man sich einen Gegenstand, den Teil einer bestimmten Tabakpfeife, gedacht, und dass die Zauberin erraten hatte, um was es sich handele. Wir hatten also einer ganz ähnlichen Vorstellung beigewohnt, wie sie europäische Gedankenleser zu veranstalten pflegen.

Sehr befriedigt von diesem Schauspiel verliessen wir das Dorf und schritten dem Ufer des Flusses zu. In einem kleinen Boot fuhren wir auf ihm 3 km aufwärts, um mehrere Stromschnellen in Augenschein zu nehmen. Auf dem Wege sahen wir in den Bäumen eine Anzahl von Affen mit grauen

Mähnen und einen 1½—2 m langen Leguan. Diese Riesenechse lag, auf Beute lauernd, auf einem überhängenden Baumstamm, platt wie ein Stück Holz, sodass man sie kaum bemerkte. Nur die winzigen Augen, die sich ununterbrochen öffneten und schlossen, verrieten in dem dunkelbraunen Tiere Leben. Die Jäger bedauerten natürlich, ihre Büchsen nicht zur Hand zu haben, und somit kümmerten wir uns um das Tier nicht weiter.

Am Nachmittag machten wir einen Spaziergang nach dem Meere und waren nicht wenig überrascht, an der Mündung des Flusses einen Hippopotamus zu gewahren. Das Vieh lag am sumpfigen Ufer, verschwand indessen im Wasser, als es unser in einer Entfernung von kaum



Zululand. Ein Kraal.

50 m ansichtig wurde, und kam nur gelegentlich, um Atem zu schöpfen, an der Oberfläche des Wassers zum Vorschein. Uebrigens ist es bei 100 £ Strafe verboten, auf die wenigen Flusspferde zu schiessen, die sich am Tugela River befinden, und unter der Benennung »royal game« den Schutz der Regierung geniessen. Sie sollen geschont werden, bis sie sich wieder gehörig vermehrt haben. Am Abend zeigte der Inhaber unseres Gasthofs uns seine Sammlung von Schlangenhäuten, sämtlich von Tieren stammend, die er persönlich in der Umgegend erlegt hatte; es befanden sich manche von 3—4 m Länge darunter.

Am 13. Juli morgens wurden meine Gefährten und ich von je einem Zulu durch den Fluss getragen; unmittelbar, nachdem wir im Zululande angekommen waren, fuhren zwei, jede mit 10 Ochsen bespannte Karren durch dieselbe Furt zurück. Am nördlichen Ufer des Tugela River bestiegen wir die Postkutsche. Nachdem wir ungefähr 15 km durch baumlose Ebene

zurückgelegt hatten, gelangten wir in gebirgiges Gelände. Auf dem Gipfel der Hügel lagen Zulukraale, sie hatten alle Hufeisenform, und manche waren aussen von einer Buschwerkmauer umgeben, die an der Eingangsseite trichterartig den Zutritt ermöglichte. Bei jedem Dorf fand sich eine grosse Zahl nackter Kinder ein, die hinter unserm Wagen herliefen, bis wir ihnen einige Pence zuwarfen, um die sich dann eine regelrechte, äusserst spasshafte Schlägerei entwickelte.

Ungefähr 1½ Stunden bevor wir Eshowe, das Endziel unserer Fahrt, erreichten, wurde unser Gefährt von einem weissen Manne angehalten, der uns erzählte, dass vor uns eine kleine Schlacht zwischen 2 Zulustämmen



Eshowe. Ein Zulu als Klavier-Künstler.

wegen eines Streifen Landes ausgefochten werde. Solche Vorfälle gehören nach den Aussagen meiner Gefährten zu den grössten Seltenheiten; ich schätzte mich daher glücklich, derartiges sehen zu können. Wir näherten uns dem Kampfplatz und fanden auf jeder Seite ungefähr 20 Männer mit ihren Schilden und Speeren bewaffnet. Ohne Frage ist der Zulu als Krieger eine Ehrfurcht gebietende Erscheinung. Hinten im Haar trugen alle Federn, und die wild rollenden Augen zeigten hochgradige Erregung. Ein Toter, drei mehr oder minder Verwundete lagen auf dem Kampfplatz, und als einer unserer Jäger einem nicht weit ab stehenden, besonders wütend aussehenden Krieger zurief, er möge aufhören, wenn die Sache für ihn nicht auch gefahrvoll werden solle, rief er zurück, sterben müsse er doch, ob es heute oder morgen sei, wäre gleich-

giltig. Unbekümmert um den Ausgang des Kampfes und vollständig unbehelligt fuhren wir am Schlachtfelde vorbei, Eshowe, der Hauptstadt des Zululandes, entgegen. Der kleine Ort ist Sitz des Stadtrats. Ich hatte von Durban aus einen Brief an den »Crown Prosecutor and Legal Adviser«, Mr. Koch, einen Deutschen, mitgebracht. Seine Familie war vor einigen Tagen nach Europa abgereist, und nun lebte er in 3 Hütten, die sehr einfachen europäischen Gartenhäuschen glichen. Sie dienten ihm als Schlaf-, Arbeits- und Esszimmer. Bei Tisch bediente uns ein nur mit dem Schurz bekleideter Zulu, während ein anderer auf einem Klavier seines Stammes, dem Inhambaan, für musikalische Unterhaltung sorgte.



Durban. Das Stadthaus.

Am Mittag des 14. verabschiedete ich mich von meinen Gefährten der letzten Tage, die weiter nördlich reisten und denen ich mich gar zu gern auf ihren Jagdzügen angeschlossen hätte. Ich fuhr auf demselben Wege, den wir gekommen waren, nach Durban zurück.

Den 15. Juli, abends, langte ich hier an, nicht ohne eine gewisse Freude, in dieser hübschen Stadt mit ihrer herrlichen Umgebung wieder unter gesitteten Menschen zu sein, obgleich der Ausflug nach dem Zululande durchaus befriedigend verlaufen war.

Im Park fand ich, der Stadt und ihrer Umgebung entsprechend, zur Zeit des Konzerts manche Damen in reicher und geschmackvoller Kleidung. Als ich am Abend in das Royal Hotel zurückkehrte, erklärte mir der Besitzer, er hätte noch einen zweiten Herrn in mein Zimmer betten müssen,



Pieter-Maritzburg. Die Maritzburg-Fälle.

weil der ganze Gasthof mit Fremden überfüllt sei. Bei gegenseitiger Vorstellung ergab sich, dass mein Genosse der zukünftige Schwager des jungen Mr. Davies sei, mit dem ich vor einigen Monaten von San Francisco nach Honolulu gereist war. Mein Zimmergefährte befand sich auf der Reise nach Hawaii, um der Hochzeit des jungen Davies daselbst beizuwohnen.

Am Vormittag des 16. Juli fuhr ich nach Pieter-Maritzburg, der Hauptstadt des Landes Natal. Die Bahn führte durch gebirgiges Land, teilweise in scharfen Biegungen, welche denjenigen in Mexiko und Nevada nicht nachstehen. Wenn Durban einen in jeder Beziehung angenehmen Eindruck auf mich gemacht hatte, so missfiel mir die schläfrige Hauptstadt durchaus; ich würde das Leben im Zululande demjenigen in Maritzburg vorziehen. Wenige Kilometer von der Stadt liegen Wasserfälle, die nach der Stadt benannt sind. Auf Anraten meines Wirtes benutzte ich den Nachmittag, um die Fälle in Augenschein zu nehmen; es würde sich gelohnt haben, 2 Tage zu reisen, um sie zu sehen. Die Fälle sind wundervoll in ihrer Einfachheit und Grösse. Ueber Klippen von Eisenstein fällt die ungeheure Wassermasse in die Tiefe. Ich habe manche Fälle gesehen, aber mit Ausnahme derjenigen von Juanacatlan bei Guadalajara niemals etwas Mächtigeres als diese. Wo das Wasser sich über den Rand der Klippen stürzt, ist es farblos und zeigt nur einzelne gelbliche Stellen und Streifen. Der aufspritzende Schaum ist reiner und weisser als frischgefallener Schnee, und die feuchten Nebelschleier, die bei jedem Luftzug die Ufer übersprühen, halten den Pflanzenwuchs, der sie bedeckt, frisch und grün. Zu beiden Seiten der Fälle tauchen wunderlich geformte Büsche ihre Zweige und Spitzen in das Wasser, als ob sie, müde von dem unausgesetzten Toben der Flut, sich mit ihren grünen Blättern und Wedeln ins Wasser stürzen wollten: ein prächtiger Rahmen, um die Reinheit des fallenden Wassers noch mehr hervorzuheben. Ein letzter Lichtstrahl der untergehenden Sonne vergoldete den oberen Rand der Fälle, deren Brausen die tiefe Einsamkeit und Stille des Ortes in der balsamischen, weichen Luft noch zu erhöhen schien. Welch ein Unterschied zwischen dieser Naturschönheit und dem öden Maritzburg! Unterhalb der Fälle fliesst der Strom still und majestätisch — ein breiter ruhiger Wasserspiegel — zwischen den Hügeln dahin, als hätte er nunmehr der Unruhe genug gehabt.

Um 10 Uhr am Abend desselben Tages fuhr ich auf der Durban-Pretoria-Bahn nach der Goldstadt Johannesburg weiter. Mein erster Blick am kommenden Morgen zeigte mir eine trostlose Gegend, in der aller Pflanzenwuchs aufgehört hatte. Um 11 Uhr vormittags kamen wir am Amajuba Hill vorbei, dem Schlachtfelde, auf dem das von Natal aus heranmarschierende Korps der Briten am 27. Februar 1881 mit seinem

Anführer, General Sir Pomeroy Colley, von den Boers aufgerieben wurde. Bald darauf durchfuhren wir einen langen Tunnel, dann war der Grenzort Charlestown erreicht, und gleichzeitig befanden wir uns auf der unendlichen, weit gestreckten Hochebene, einer Oede ohne Baum und Strauch, ohne Tierleben, die Hügel der gelben Ameisen ausgenommen. Die erste Haltestelle in dem südafrikanischen Freistaat, wenige Kilometer von Charlestown, heisst Volksrust.

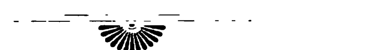


Südafrikanischer Freistaat. Bahnhof zwischen Volksrust und Johannesburg.

So viel ich bis heute von unserer Erde gesehen habe, würde das Land der Boers das letzte sein, in dem ich mich niederlassen möchte. Ich kann mir kaum ein traurigeres Stück Land denken, als dasjenige von Natal bis Johannesburg. Auf der ganzen langen Strecke habe ich nichts gesehen als Wüste und die Häuser neben den Bahnhöfen; zwei oder drei mit Weiden umgebene Boersfarmen glichen kleinen Oasen. Standerton und Heidelberg, unscheinbare Orte, machen, wenigstens von der Bahn gesehen, einen ebenso elenden Eindruck, wie die sie umgebende Wüste. Von dem auf 1700 m Seehöhe gelegenen Heidelberg führt die Bahn bis Pretoria, das 1175 m hoch liegt, zu Thal.

Bald nach Dunkelwerden änderte sich wie mit einem Zauberschlage das bis dahin trostlose Bild. Wir waren in Elandsfontein, dem Kreuzungspunkt der beiden Bahnen Durban- und East London-Pretoria, 3 km von Johannesburg entfernt, angekommen. Der Weg führte am Hauptriff entlang. Zu beiden Seiten der Bahn liegt eine Goldmine an der andern; man hört unausgesetzt das Stampfen der Maschinen beim Zermalmen der Quarze. Ueberall ist fieberhafte Thätigkeit; durch elektrische Beleuchtung wird die Nacht zum Tage gemacht, die Maschinen arbeiten unausgesetzt.

Der Zug hielt in Johannesburg, bis heute dem bedeutungsvollsten Dorado der Welt. Der gegenwärtige Bahnhof erinnert an kleine Haltestellen in Deutschland. Ein neuer, der ganzen Stadt und ihres Reichtums würdiger, befindet sich zur Zeit im Bau. Nach einer umständlichen Wagenfahrt fand ich endlich in einem Gasthof Aufnahme, nachdem ich dreimal vergeblich wegen Unterkommens angefragt hatte.



XX. KAPITEL.

Bei den Boers. Johannesburg, Pretoria und die Diamantengruben von Kimberley.

Läge Johannesburg in Europa, würde ich die Behauptung wagen, es sei trotz mancher grossartiger Bauten einer der wenigst ansprechenden Orte, die ich je gesehen habe. Da es sich aber um eine 10 Jahre alte Stadt handelt, die mit den in den Bergwerken Angestellten 102 700 Einwohner zählt, im Innern Afrikas in einer wasserlosen Wüste erbaut ist und erst vor 2 Jahren mit der Aussenwelt verbunden wurde, kam ich während des ganzen Tages nicht aus dem Staunen heraus. Jeder Nagel, jedes Brett hat auf Ochsenkarren von Natal einen Weg ebenso lang, wie die Strasse von Berlin bis Köln, hinaufgebracht werden müssen. Ich glaube, nirgends auf der Welt haben Briten mehr Gelegenheit gehabt, ihre Thatkraft zu beweisen, wie in Johannesburg. Eines der bedeutungsvollsten Werke ist die Zuleitung des Wassers aus weiter Ferne; vor 11 Jahren mussten die ersten Bahnbrecher 2 sh für eine Flasche Sodawasser zahlen, um den Aufwand, sich das Gesicht zu waschen, geniessen zu können. Die Boers kommen bei dem halben Wunderwerk, das Johannesburg vorstellt, nicht in Betracht; sie haben keinen Stein angerührt.

In der Hauptstrasse, der Commission Street, sieht man hervorragende Bauten, wie z. B. die Standard Bank, Exchange Buildings, Barnato Buildings u. a.

Während meines Aufenthalts in der Stadt war das Geschäft — selbstverständlich ist in Johannesburg nur von Goldshares die Rede — sehr still. Die »haute finance« in London hatte Feiertage, und die ganze Spekulation in Johannesburg ist abhängig von der Themsestadt. Immerhin war es doch recht spannend, das Spiel um Millionen an der Börse zu beobachten. Ich glaube, die Mehrzahl der Beteiligten findet mehr Reiz an der Auf-





Gesamtbild vo



Gesamtbild v



ohannesburg 1889.



hannesburg 1896.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

regung, bald Millionär, bald armer Teufel zu sein, als an dem eigentlichen Gewinn. Die Bauwut habe ich mir nach Berichten grösser vorgestellt als ich sie fand. Nur 350—400 Häuser befanden sich im Bau; daher wird der Mangel an Wohnungen mit jeder Woche drückender fühlbar.

Von einem erhöhten Platz in der Stadt hat man einen Rundblick in die Umgegend; so weit man sieht, liegt Goldmine an Goldmine. Wenn ich auch in allen südafrikanischen Städten, trotz der Winterszeit, bisher Strassenstaub fand, wie ich ihn nicht annähernd in irgend einem andern Lande kennen gelernt habe, so übertrifft Johannesburg in dieser Beziehung



Johannesburg. Commission Street.

alle übrigen Plätze. Thatsächlich durchziehen Wolken roten Staubes die Strassen derart, dass man hin und wieder die Häuserreihe an der andern Seite nicht wahrnehmen kann. Meine Absicht, abends das Theater zu besuchen, musste ich aufgeben, weil der billigste Platz auf der Gallerie mit 1 £ bezahlt wird. Ueberall gilt der Wahlspruch: »Money no object«. Eine Wagenfahrt kostet für die Stunde 10 sh, eine Fünfzehnpfennig-Cigarre 1 sh 6 d; eine Flasche Schaumwein 35 sh. Im Gasthof zahlte ich für ein sehr bescheidenes Zimmer 1 £ täglich und 4 d für die Wäsche des Kragens, deren man täglich wenigstens 3 gebraucht.

Am Sonntag, den 19. Juli, fuhr ich nach dem 27 km entfernten Krügersdorp. Die Strecke wurde in nicht weniger als zwei Stunden zurück-

gelegt, das ergiebt bei gleicher Geschwindigkeit für die Strecke Berlin—Spandau 50 Minuten. Aus dieser Thatsache allein mag man sich ungefähr ein Bild von der Schneidigkeit der Boers im täglichen Leben machen. Unterwegs fragte ich den Zugführer, wann wir an Ort und Stelle ankommen würden; er antwortete mir, bestimmt könne er es mir nicht sagen. In Krügersdorp fragte ich einen Schutzmann, welches die Hauptstrasse sei, er konnte oder wollte es mir nicht mitteilen, und so hat man mit diesen störrischen Leuten, denen die Ueberlegenheit der »Uitlanders« ein wahrhafter Dorn im Auge ist, den ganzen Tag seine Not. Vom ersten Augenblick meines Aufenthalts in dem südafrikanischen Freistaat an freute ich



Johannesburg. Exchange Buildings.

mich auf den Tag, an dem ich ihm auf Nimmerwiedersehen Lebewohl sagen könnte. Diese Freude wuchs wie eine Lawine mit jeder weiteren Stunde unter diesem Menschenschlage, der es sich nun einmal zur Lebensaufgabe gemacht zu haben scheint, aus der Zeit Jakobs I. unter keinen Umständen herauszutreten, und, soweit es in seiner Macht liegt, andere zu hindern, es zu thun. In Krügersdorp fand ich auf einer Wagenhaltestelle 5 Wagen, 3 davon wurden von Negern, 2 von Boers gefahren. Ich ging zu diesen beiden Boers und ersuchte erst den einen, dann den andern, mich nach dem Schlachtfelde, wo Jameson gefangen genommen wurde, zu fahren. Beide wussten nicht, wo es liegt!! Einer der Neger fuhr mich schliesslich hin und erklärte mir alles mit Umsicht

und Sachverständnis. Viel zu sehen gab es freilich ausser einigen Pferdegerippen nicht.

Ich fuhr in die Goldstadt zurück, um mich dort aufs neue von dem Wüstenstaub einhüllen zu lassen. Die Bahn Johannesburg — Krügersdorp ist ohne Zweifel die am schlechtesten gebaute, die ich jemals benutzt habe. Den Abend verlebte ich mit einigen Herren von der Thermopylae, von denen noch keiner eine Stelle gefunden hatte: alle sehnten sich nach Australien zurück.

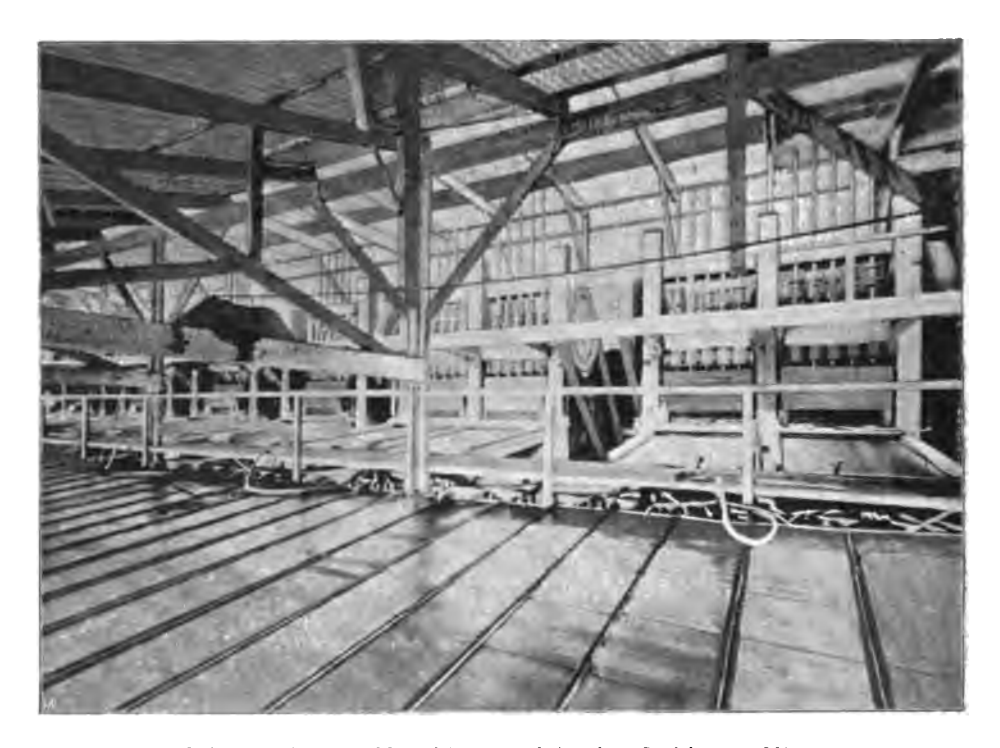


Johannesburg. Teil der Robinson Mine.

Den 20. Juli hatte ich dazu bestimmt, eine der zahlreichen Goldminen in Augenschein zu nehmen, und beschloss somit, bei der bedeutendsten, der »Robinson Mine«, mein Glück zu versuchen. Wie überall, wo ich mit Engländern in Berührung gekommen bin, wurde ich auch hier zu meinem nicht geringen Erstaunen mit Aufmerksamkeit empfangen. Denn dass es in den grossen Bergwerken nicht an Besuchern fehlt, ist selbstverständlich, und dass von diesen Wissbegierigen selten jemand ohne eine Empfehlung erscheint, ist ebenfalls natürlich, aber dass ich, obgleich ich als einfacher Wanderer kam, mit derselben Liebens-

würdigkeit aufgenommen wurde wie Herren von Bedeutung, bereitete mir grosse Freude.

Von den Maschinen, die ich in Arbeit sah, kann sich nur derjenige einen Begriff machen, der sie beobachtet hat. Ich bin überzeugt, dass hier die vollkommensten, bis jetzt ersonnenen Maschinen zur Goldgewinnung thätig sind. In Ermangelung jeglicher Sachkenntnis kann ich nur ganz oberflächlich mitteilen, wie mir der Hergang der Goldgewinnung gezeigt wurde.



Johannesburg. Maschinensaal in der Robinson Mine.

Das aus dem Erdinnern gewonnene Gestein wird zunächst in die Stampfer gebracht, die es zu Pulver zermalmen, und dann läuft dieses Pulver, durch einen Wasserstrom vorwärts getrieben, über Platten, auf denen es mit einem Quecksilberpräparat bearbeitet wird. Von diesen gelangt es auf andere, in schüttelnder Bewegung befindliche Tafeln, auf denen man zuerst das Erscheinen des reinen Goldes gewahrt. Dann kommt der Staub in Behälter, in denen er, mit Chemikalien gemengt, schliesslich das Gold ausscheidet. Es soll dieses Verfahren so vollkommen sein, dass in dem überschüssigen Staub nicht die kleinste Goldmenge zurück-

bleibt. Recht belehrend waren mir die Angaben über einzelne Unkosten der Robinson Mine. Beispielsweise bezahlt sie in jedem Jahre an Gehältern 2½ Millionen Mark, für Dynamit 1¼ Millionen Mark; der jährliche Reingewinn beläuft sich ungefähr auf 10 Millionen Mark. Wenn die Maschinen stillstehen, ergiebt sich daraus für die Mine ein Verlust von 60 Pf. in der Sekunde. Nachdem mir die Maschinen in allen Teilen gezeigt waren, fuhren wir 250 m tief in den Hauptschacht ein. Das Aussehen der Masse des »reef« möchte ich vergleichen mit demjenigen sehr feiner Sumatra-Benzoë. Von dem eigentlichen Gold ist, im Gegensatz zu



Pretoria.

demjenigen in der Windmill Hill Mine bei Bendigo nichts sichtbar, vielmehr soll es ganz unscheinbar in kleinen Adern des Gesteins enthalten sein. Der Schacht führt nicht senkrecht, sondern in einem Winkel von 45° in die Tiefe; diese Einfahrt, in der Kippwagen auf Eisenbahnschienen laufen, ist vollständig mit Holz ausgezimmert. Ungefähr 2 Stunden hielt ich mich in der Tiefe auf und benutzte diese Zeit, möglichst viele der unzähligen Stollen zu besichtigen. Wohin ich kam, fand ich eine mustergiltige Ordnung und tadellose Arbeit, wie denn auch die ganze Leitung auf vollendete Sachkenntnis und Umsicht schliessen lässt. Die rohe Arbeit wird ausschliesslich von Kaffern, 1800 an der Zahl, besorgt, während weisse Männer, unter denen sich viele Deutsche befinden, mit Vorarbeiten

beschäftigt sind. Als ich ans Tageslicht zurückkehrte, war ich 1½ km entfernt von dem Punkte, an dem ich in die Tiefe gefahren war. Vollkommen befriedigt von meinem Aufenthalt in diesem ersten Bergwerk, hielt ich es für überflüssig, andere zu besuchen, und begab mich auf dem nächsten Wege in die Stadt zurück.

Abends 8 Uhr setzte ich meine Reise fort und war 2 Stunden später in Pretoria. Welch ein Unterschied zwischen diesen beiden Städten! In Johannesburg ist alles in andauernder Thätigkeit, die verunstaltete holländische Sprache der Boers hört man selten, man glaubt, in einer englischen



Pretoria. Das Wohnhaus des Präsidenten.

Stadt zu sein; in Pretoria hat jeder viel Zeit, und die Mundart der Boers kommt fast so häufig wie das Englische vor. Alte niederländische Häuser wie am Kap giebt es in der Hauptstadt des südafrikanischen Freistaates natürlich nicht; alle Wohnungen sind neuerer Bauart. An einem mächtigen Platze, in dessen Mitte sich die Kirche befindet, steht das Regierungsgebäude; beide sind, ausser dem »Oom Paul«, so ziemlich das einzig Sehenswerte in Pretoria, ohne indessen besonderen Eindruck hinterlassen zu können. Von dem grossen Platze lenkte ich meine Schritte nach dem Wohnhause des Präsidenten, des seit Anfang des Jahres überall genannten, auf der ganzen Welt bewunderten Oom Paul Krüger. 4 Soldaten hielten

Wache vor dem kleinen, freundlich aussehenden, mit hohen Bäumen umgebenen Gebäude. Kaum hatte ich wenige Sekunden, in Betrachtungen versunken, gestanden, als einer dieser Soldaten auf mich zuschritt und mich in der Sprache der Boers fragte, was ich wolle. Da diese Mundart viele Aehnlichkeit mit unserm Niederdeutsch besitzt, konnte ich ziemlich jedes Wort verstehen, das an mich gerichtet wurde. Zu meinem Bedauern musste ich aber bemerken, dass meine plattdeutschen Antworten nicht begriffen wurden. Mein Versuch, mit Englisch vorwärts zu kommen, scheiterte ebenfalls, wenigstens so lange, bis ich zu einer zweiten der Wachen geführt wurde, der ich mich verständlich machen konnte. Der Mann



Pretoria. Das Regierungsgebäude.

erklärte mir, der Präsident sei im Regierungsgebäude, aber ganz abgesehen davon, sei es empfehlenswert, mich sofort weiter zu verfügen, da die Wächter den Befehl hätten, keinen Müssiggänger vor, neben oder hinter dem Gebäude zu dulden. Es schien mir, als ob Ausländer in Pretoria zur Zeit mit Argwohn angesehen würden. Zum Regierungsgebäude zurückgekehrt, erfuhr ich, dass Oom Paul ganz genau 11 Uhr 55 von dort nach Hause fahre.

5 Minuten vor der angegebenen Zeit sprengten 8 berittene Soldaten, von einem Offizier geführt, vor das Gebäude, und die Staatskutsche fuhr vor. Ich stellte mich unmittelbar vor den Eingang und habe es vielleicht nur dem Umstande, dass ich mit einer gewissen Sicherheit auftrat, zu

verdanken, wenn ich nicht fortgewiesen wurde. Pünktlich um die angegebene Zeit erschien der alte Mann. Er sah mich gross an, als ob er fragen wollte: »Woher kommst Du denn?« Dann fasste er an seinen Cylinder und bestieg den Wagen. Voran ritt der Offizier, an jeder Seite 2 und hinter dem Wagen 4 Soldaten. So fuhr der Präsident im Galopp davon. Der würdige Herr in schwarzer Kleidung schien mir viel älter auszusehen, als die bekannten Bilder ihn zeigen, er geht gebeugt, und sein Gesicht mit den tiefliegenden, durch dunkle Ränder umfassten Augen sieht ernst aus. Am Nachmittag konnte ich ihn noch einmal beobachten, wie er in seinem Garten mit seiner Gattin, Tanta Sanna, langsam auf und niederschritt. Der Präsident Paul Krüger bezieht für seinen und seiner Familie Unterhalt ein jährliches Einkommen von 8000 £, eine Summe, die ihm gestattet, wie andere gesittete Menschen Taschentücher zu gebrauchen. Jedoch steht fest, dass er an Stelle solcher ausschliesslich den Rockärmel benutzt und auch im übrigen nicht von den Gewohnheiten der gewöhnlichen Boers abweicht. Oom Paul hat Beweise derselben Grausamkeit gegen Basutos und andere Negerstämme gegeben wie sein ganzes Volk; die Verderbtheit der Beamten ist im ganzen Lande bekannt, und des Präsidenten fester »Glaube«, dass er und sein Volk das wahre Salz der Erde, das auserwählte Volk Gottes seien, mag wie der des gemeinen Boers seinen Ursprung in der Unwissenheit haben.

Den Abend des 21. Juli fuhr ich nach Kimberley ab. Früh am nächsten Morgen befanden wir uns ungefähr in der Mitte des Oranje-Freistaates; ich sah, ebenso wie auf der Reise nach Johannesburg, nichts als Wüste, keinen Baum, keinen Strauch, nur ganz vereinzelt eine Farm. Mittags erreichte der Zug Bloemfontein, die Hauptstadt des Landes. Da sie indess dem Fremden nichts bietet, fuhr ich ohne Aufenthalt weiter und erreichte am Abend Springfontein. Das Gelände bei Boomplaats, auf dem am 28. August 1848 die Engländer die Boers schlugen, durchfuhren wir im Dunkeln, jedoch glaube ich kaum, dass ich etwas versäumt habe, wenn ich dies Schlachtfeld nicht sah. In Springfontein musste ich einen andern Zug nach dem Süden nehmen, während die Wagen, in denen ich bisher gefahren war, den Weg in südöstlicher Richtung nach East London fortsetzten.

Ungefähr gegen Mitte des folgenden Tages langte ich nach fernerem, zweimaligem Wagenwechsel in Naauw Poro und De Aar in Kimberley an. Die Diamantenstadt ist zum wenigsten noch zehnfach anziehender als Johannesburg. Es würde zu weit führen, wollte ich alles niederschreiben, was ich dort in wenigen Tagen Bemerkenswertes gesehen habe; es können somit im Nachstehenden nur einige magere Schilderungen folgen.

Unmittelbar nachdem ich mich von dem Staube der Reise einigermassen befreit hatte, verfügte ich mich in die Head Office der »de Beers

Consolidated Mines Ld.« Der Leiter der Minen übertraf durch seine Zuvorkommenheit alle meine Erwartungen. Nachdem ich meine Wünsche ausgesprochen hatte, wurde mir sofort ein Erlaubnisschein ausgestellt, auf Grund dessen ich das ganze Gebäude der Gesellschaft nach Belieben durchstreifen und mir alles ansehen konnte, was ich für beachtenswert hielt. Ebenso wurde ein Beamter beauftragt, mich zu begleiten, um mir vorerst in den oberen Stockwerken des Gebäudes das Aussuchen der Diamanten zu erklären.



Kimberley. De Beers Diamond Mines.
Das ausgelesene Ergebnis des Monats Juni 1896.

Ein unvergesslicher Anblick! Zehn Herren sassen in einer Reihe an der nach aussen gelegenen Seite eines grossen Zimmers, sodass das Tageslicht auf ihre Hände fiel. Jeder hatte einen ansehnlichen Haufen Edelsteine vor sich und war damit beschäftigt, das Arbeitsergebnis der letzten Woche, das einen Wert von ungefähr 65 000 £ vorstellte, zu sichten und auszulesen. Langsam ging ich von einem zum andern und besah mir die Steine. Die Diamanten sahen aus — um mich noch einmal eines Vergleichs mit einem Gegenstand aus meiner Drogenlehrzeit zu bedienen —, wie Senegal- oder Arabischer Gummi. Es erscheint

schwer fasslich, wie diese unansehnlichen Steine durch das Schleifen zu herrlichen Brillanten werden können. Einer der Herren legte mir 6 Steine in die Hand und meinte: »In this moment you are worth 35 000 Pounds Sterling.« Diese Steine waren die wertvollsten, die im Juli ans Tageslicht gefördert waren. Schade, dass die Freude nicht länger dauerte! In einem andern Raum bekam ich geschliffene Steine zu sehen. In zweckentsprechenden, geschmackvollen Behältern lagen wasserhelle, rosa, hellgelbe bis dunkelbraune, blaue und grüne Diamanten.



Kimberley. Prüfen der grössten Steine.

Mittlerweile neigte der Tag sich seinem Ende zu; ich bat daher um die Erlaubnis, zu einem zweiten Besuch zur Besichtigung der Minen und Werke am folgenden Tage wiederkehren zu dürfen, ein Wunsch, dem mit der bekannten Zuvorkommenheit entsprochen wurde.

Am östlichen Ende der Stadt liegt die alte Diamantwäscherei, wo von einigen Männern für eigene Rechnung die früher nach Steinen durchwühlte Erde noch einmal durchsucht wird. Einer der Leute, wiederum ein Engländer — kein Schotte — erlaubte mir, mit seinem Siebe mein Glück zu erproben, und nach 10 Minuten eifrigen Suchens fand ich wahrhaftig einen, wenn auch nur recht kleinen, Diamanten im Werte von vielleicht 10 Mark. Ich erbot mich, das Steinchen zu bezahlen, aber der Mann lächelte mich an, klopfte mir wohlwollend auf die Schulter und

sagte: »There are plenty stones left.« Es erinnerte mich diese Freigebigkeit an die Berichte aus der guten alten Zeit in Kimberley 1872—74, in der die Sucher sich ab und zu die Pfeifen mit 5 £-Noten angesteckt haben sollen. Uebrigens kann ich mir kaum eine mehr geisttötende Arbeit denken, als Tag für Tag im Schmutz nach Diamanten herumzusuchen.

Der 24. Juli sollte sich zu einem der bemerkenswertesten Tage meiner ganzen Reise gestalten. Früh um 9 Uhr begab ich mich mit meinem Erlaubnisschein an den Eingang der Diamantfelder. Wie gross ihr Flächen-



Kimberley. Du Toit's Pan Road.

inhalt sein mag, bin ich nicht imstande, annähernd zu bestimmen; unabsehbar nach beiden Seiten erstrecken sich meterhohe Einfriedigungen. Der mir zuerteilte Führer brachte mich vorerst an den Eingangsschacht einer Mine. Dort wurde ich, wie schon manches Mal in Mexiko, Nevada, Victoria, in einen Bergmannskittel gesteckt, und mit grosser Geschwindigkeit fuhren wir 400 m abwärts in die Unterwelt. Hier angekommen, fand ich alle Gänge durch Bogenlampen erleuchtet, ebenso verbinden elektrische Glocken die Schachte untereinander und mit den Geschäftsräumen an der Erdoberfläche. Mein Führer und ich schritten die Stollen entlang. Uns entgegen kamen die Kippwagen in einer langen Reihe, durch Maschinenbetrieb gezogen, alle gefüllt mit dem kostbaren »Blue«. Unter dieser Bezeichnung versteht man eine blaugraue vulkanische Erde, die, aus ihrer ursprüng-

26*

lichen Lage entfernt, an der Luft verwittert und zerfällt. Das Blue gleicht dem abgekühlten Stoffe aus den Schlammvulkanen auf der Nordinsel von Neuseeland. Wahrscheinlich werden diese bei ihrer einstigen Erkaltung ebenfalls Edelsteine erzeugen.

Wir gelangten an eine Stelle, von der aus wir die schwere Arbeit der Neger beobachten konnten. Mit einem Licht in der Hand schritt ich dicht an der Wand entlang, und ganz urplötzlich sah ich in ihr



Kimberley. Auslesen der Diamanten aus dem Grand.

einen kleinen kristallartigen Gegenstand schimmern. Als ich meinen Führer auf diese Erscheinung aufmerksam machte, erkannte er sogleich einen Diamanten, den er mit dem ihn umgebenden Blue herausschlug. Der Vorsteher erklärte mir später, dass es noch niemals vorgekommen sei, dass ein Besucher einen Stein offen liegend gefunden habe, und er sei in Anbetracht dieses eigenartigen Vorfalls erbötig, den Diamanten, der einen Wert von mehr als 40 £ habe, mir für 35 £ zu überlassen. Jeder Zweifel an diesen Angaben war ausgeschlossen, aber dennoch erklärte ich, dass ich verzichten müsse, weil ich es nicht für richtig hielt, seine Güte auszunutzen, ihm 35 £ zu zahlen, um eine Stunde später

40 £ in Empfang zu nehmen. Ich selbst sei weder in der Lage, noch entspräche es meinem Geschmack, Edelsteine zu tragen. Nach fernerem halbstündigem Wandern durch das unterirdische Heim der Diamanten fuhren wir wieder an die Oberfläche.

Vom Ausgangspunkt wanderten wir über ein weites, ebenes Gelände, auf dem das Blue lagert, um durch die Witterungseinflüsse zersetzt zu werden. Langsam zerbröckelt der grösste Teil zu einer Art Erde, um hierauf in Karren in die ausgedehnten Wäschereien gefahren zu werden.



Kimberley. De Beers Diamond Mines. Teil der Diamantwäscherei.

Diese bestehen in umfangreichen Maschinen, augenscheinlich von vollendeter Arbeit, die nach mancherlei Vorgängen den schweren Grand schliesslich auf einen Hügel zusammenspülen. Von diesem Hügel wird der »gravel« in ein langes Zimmer gebracht, wo man beschäftigt ist, die Steine auszulesen. Mein Führer bot mir einen Stuhl an, und ich setzte mich vor einen der Tische, um der Arbeit zuzusehen. Mit einem Blechstück zieht der Arbeitende einige hundert kleine Steine zu sich heran, um sie auf Diamanten zu untersuchen. Ich zählte bei einem mit dieser Arbeit beschäftigten Manne in rund 2 Minuten 27 Diamanten von der Grösse einer halben Erbse aufwärts bis zu der einer kleinen Haselnuss. Die

Diamanten werden in geschlossene Blechdosen, die mit einer trichterartigen Oeffnung versehen sind, gesteckt und jeden Tag vom Aufseher aus diesen Behältern zusammengesammelt. Der letztere, ein älterer, freundlicher Herr, gab mir selbst ein Sieb zum Aussuchen, und die von mir gefundenen Diamanten wanderten ebenfalls in eine der Blechbüchsen. Selbstverständlich fand ich mich nicht im geringsten verletzt in dem Bewusstsein, unausgesetzt von 8—10 Männern bewacht zu werden. Schliesslich erhielt ich zur Erinnerung 2 Pakete mit Gravel, aus dem die Steine herausgelesen waren, und weiter führte der Weg. An manchen Stellen ist das Blue so hart, dass es nicht leicht bröckelt; man hat dort »crushing machines« aufgestellt, die ein gewaltsames Zerkleinern ermöglichen. Ihr Schwungrad hat den Durchmesser von 7½ m, also immer noch 3 m weniger, als das Riesenrad, das ich in der Union mine in Virginia City gesehen habe.



Kimberley. De Beers Diamond Mines.
Drahtseilbetrieb in der Grube.

Unweit dieser Maschinen befinden sich die Stallungen, in denen 250 Pferde und Maultiere, sowie zehn vorzügliche, aus England eingeführte Hengste, letztere zu Zuchtzwecken, gehalten werden.

Im weiteren Verlauf meines Rundganges gelangte ich an eine Grube, die vielleicht einzig in ihrer Art ist. Sie ist von Menschenhand gegraben, 130 m tief, bei einem Durchmesser von 600 m. In der Mitte, zur halben Tiefe, sieht man den kreisförmigen Rand des Kraters, in dem sich die kostbare Erde befindet; an einzelnen Stellen wird diese riesenhafte Vertiefung noch bearbeitet, und lange Drahtseile führen hinunter, um durch Maschinenbetrieb die Wagen mit Blue heraufzuholen.



Kimberley. De Beers Diamond Mines. Wohnstätten der Negerarbeiter.

Den Beschluss meiner Wanderungen bildete ein Besuch der »compounds«, der Wohnstätten der in den Minen arbeitenden Neger. Sobald einer von ihnen für die Arbeiten bei der Gesellschaft angenommen ist, wird er für die Zeit von 6 Monaten als Gefangener erklärt und gehalten. Er unterzieht sich dieser Beschränkung seiner persönlichen Freiheit mit Freuden, denn er wird gut bezahlt, geniesst die sorgsamste Krankenpflege, falls er solcher bedürftig ist, und ein für die Neger eingesetzter



KIMBERLEY CENTRAL DIAMOND MINING COMPANY, LIMITED

No. 4543 22nd July 1889

The Standard Bank of South Africa, Limited,
KIMBERLEY

Pay The De Beers Consolidated Mines Ld or Order
Five [illegible] Three Hundred and Twenty Six Thousand
Two [illegible] and Sixty Pounds Stg

£5 326 260. 0. 0

Financial Manager

Kimberley. Auch eine Bankanweisung.

Gerichtshof entscheidet in durchaus unparteiischer und gerechter Weise über etwaige Zwistigkeiten unter Arbeitgebern und -nehmern. Am Ende der 6 Monate hat der schwarze Arbeiter sich genug erübrigt, um für sein ferneres Leben aller Sorgen enthoben zu sein. Die Compounds sind mit einem Drahtnetz überzogen, um das Hinauswerfen von Diamanten zu verhindern. Auch im übrigen sind gegen unbefugtes Entfernen der Steine alle erforderlichen Massregeln getroffen. Vier Tage vor dem Entlassen eines Arbeiters wird dieser in eine ganz wohnliche Beobachtungszelle gesperrt und mit Ricinusöl behandelt, um etwa verschluckte Steine wieder von sich zu geben.

In den Compounds fand ich 3000 z. Z. unthätige Neger aus allen Teilen Südafrikas zusammengewürfelt; ich sah sie entweder schlafend umherliegen, im Kreise auf ihren Fersen sitzen und mit Kieselsteinen spielen, schnupfen und rauchen; einige wenige benutzten sogar das für sie hergerichtete Schwimmbad. Alle glichen sie dem Urbild der Gesundheit und Zufriedenheit. Im Krankenhause, das einer europäischen Grossstadt zur Ehre gereichen würde, lagen nur wenige und genossen, wie bemerkt, eine geradezu liebevolle Pflege. Innerhalb der Compounds befindet sich ein Vorratshaus, in dem die Arbeiter, ähnlich wie in den bekannten deutschen Konsumvereinen, ihre zum Lebensunterhalt erforderlichen Bedürfnisse billig einkaufen können.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die Behandlung der Neger in Kimberley, wie ich versucht habe, sie in Vorstehendem kurz zu beschreiben, und wie sie in allen Minen von Johannesburg in wenig abweichender Form gehandhabt wird, das einzige Mittel sein kann, die Schwarzen für europäische Gesittung zu gewinnen. Man lehrt die Leute arbeiten und durch Gerechtigkeit Vertrauen zu der weissen Rasse gewinnen, behandelt sie vortrefflich, übt aber strenge Zucht bei Diebstahl und anderen Uebertretungen. Dass auf diese Weise das Ziel eher erreicht wird, als durch Absingen von Psalmen, liegt auf der Hand. Wer aber zweifelt, ziehe an Ort und Stelle einen Vergleich zwischen den wenigen faulenzenden Treibhaus-Musterchristen und den arbeitenden Männern von Kimberley. Jene stehen den halben Tag umher und singen, z. B.:

Icolo 38.

Elamashumi matatu anesibozo.

Ungu-Tixo Umkululi,*)	Waba ngumntu Umkululi,
Wenza into zonke;	Ngezizono zetu;
Ungu-Tixo Umkululi,	Waba ngumntu Umkululi,
Ungopezu konke.	Wafa ngenxa yetu.

Diese sind keine Christen, besuchen nicht einmal eine Schule, sind aber ordentlich und gehorsam. Punkt 6 Uhr erscheinen sie morgens bei der Arbeit, um diese erst nach 12stündiger Thätigkeit wieder zu verlassen. Sie haben eine Stunde Mittagspause und kennen während der übrigen Zeit nur ihre Pflicht. Sie nehmen ihre Mahlzeiten regelmässig ein und lernen, mit ihrem Verdienst in verständiger Weise umgehen, anstatt ihn ihren Häuptlingen zu bringen. Die Veredlung der Neger kann nicht auf einmal geschehen, aber dies scheint der schnellste Weg zum Ziel, der bis jetzt gefunden ist, während das einfache Religionlehren niemals eine grössere

*) Umkululi heisst Erlöser; die andern Worte konnte ich nicht zuverlässig übersetzt erhalten.

Zahl Eingeborener dazu gebracht hat, europäische Sitten anzunehmen. Von diesem Standpunkte aus zählen Kimberley und Johannesburg wohl zu den mustergiltigsten Ausgangspunkten europäischer Gesittung im schwarzen Erdteile.

Der Aufforderung meines freundlichen Führers entsprechend, kehrte ich am Abend noch einmal nach der Grube zurück. Im Mondlicht bot sie in ihrer erhabenen Ruhe einen unbeschreiblich grossartigen Anblick. Zum Andenken verehrte mir dieser Führer eine Abbildung der gehaltvollsten Bankanweisung, die jemals ausgeschrieben worden ist.

Ich möchte das Kapitel Kimberley nicht abschliessen, ohne etwas über die Entstehung der Diamantgruben mitzuteilen. Im Jahre 1867 wurde der erste Stein auf der Farm eines Boers, Namens Jacobs, gefunden; ein anderer Boer, van Niekerk, der diesen Stein in den Händen von Kindern bemerkte und sah, dass er glänzender als andere Steine sei, hielt ihn für ein Spielzeug zu wertvoll und erbot sich, ihn von Jacobs zu kaufen. Die Frau wollte indess kein Geld für das wertlose Ding nehmen und schenkte es Niekerk, der den 22 Karat wiegenden Stein nach einigen Monaten, als er endlich von Sachverständigen als Diamant anerkannt war, an Sir P. Wodehouse in Kapstadt für 500 £ verkaufte. Der vorteilhafte Handel veranlasste Niekerk, weiter zu suchen. 1869 hörte er von einem zweiten Stein, den ein Zauberdoktor bei den Kaffern besitzen sollte. Er bezahlte den Stein mit seiner ganzen Schafherde, die einen Wert von 20—30 £ haben mochte. Der neue Diamant wog 83 Karat und wurde an Händler in der Kapstadt für 11 200 £ verkauft. Dieser Stein ist bekannt geworden unter dem Namen »Der Stern von Südafrika« und befindet sich z. Z. im Besitz der Countess of Dudley, die ihn von den Londoner Juwelieren Hunt & Roskill für 24 500 £ im geschliffenen Zustande erwarb. So wurde Niekerk durch ein als wertlos angesehenes Spielzeug zu einem für seine Verhältnisse fabelhaft reichen Manne.

Inzwischen war man durch diese Ereignisse allgemein auf Griqualand West aufmerksam geworden, Glücksjäger aus aller Herren Ländern fanden sich ein. Auf der Farm Vooruitzuit des Boers de Beer befand sich der Colesberg Kopje,*) von dem es bald hiess, dass er Diamanten bergen solle. Eine Gesellschaft bildete sich und handelte mit de Beer um die ganze Farm, für welche 6000 £ geboten wurden. Während de Beer sich besann, wurde zufällig auf der Oberfläche des Kopje ein neuer Diamant gefunden. Die Gesellschaft erhöhte ihr Gebot auf 6600 £, und nunmehr konnte der Boer nicht länger widerstehen. Der Handel wurde abgeschlossen, und bis heute sind dem Hügel, dessen Inneres den grössten Teil der Kimberley Mine bildet, Diamanten im Werte von mehr als 45 Millionen Pfund Sterling entnommen.

*) Kopje bedeutet einen kleinen Hügel.

Am Abend des beschriebenen, genussreichen Tages begab ich mich unmittelbar von der Grube zur Bahn und fuhr nach der Kapstadt zurück. Als Reisebegleiter gesellten sich mir 2 Herren aus Matabeleland zu, die einen Teil des Aufstandes um Bulawayo mitgemacht hatten. Ihre Erzählungen waren recht anziehend, nur trugen sie zum grossen Teil so sehr den unverkennbaren Schein einer Mischung von Wahrheit und Dichtung, dass ich diese Berichte nicht aufzeichnen möchte. Zur Erinnerung an die beiden Herren erhielt ich eine recht anschauliche Abbildung über ihre jüngste Thätigkeit in Matabeleland.



Meine Reisegefährten zwischen Kimberley und Kapstadt.

In der Nacht zum 26. führte die Bahn von der Hochebene zum Küstenstrich hinunter; ich legte mich nicht schlafen, sondern betrachtete die herrliche Landschaft, die Aehnlichkeit mit den Niederalpen haben mag, im Mondlicht.

Am Morgen des 26. Juli langte ich wieder in der Kapstadt an. Im ganzen habe ich bei Gelegenheit des südafrikanischen Ausfluges eine Strecke zurückgelegt, die der Luftlinie von Berlin nach der Congomündung gleichkommt.

Da ich in der letzten Zeit kaum eine Zeitung gelesen hatte, in der nicht die Namen Jameson und Cecil Rhodes in Verbindung mit den Boers

genannt waren, möchte ich noch einige Bemerkungen über diese Boers hinzufügen. Wenn ich das Urteil der Europäer über die Boers, wie ich es fast ausnahmslos in Südafrika gehört habe, zusammenfassen will, weiss ich mir nicht besser zu helfen, als die Ansicht des geistreichen Franzosen Max O'Rell aus seinem sehr empfehlenswerten »John Bull & Co.« abzuschreiben. Sie lautet:

»Nimm alles, was am schmutzigsten, tapfersten, altmodischsten und widerhaarigsten in einem Manne aus der Bretagne ist, alles, was am meisten argwöhnisch, schlau und gemein ist in einem Einwohner der Normandie, alles, was am verschrobensten, gastfreundschaftlichsten, puritanischsten und hartnäckigsten ist in einem Schotten, mische gut, rühre um, bringe das ganze auf die Tafel, — »and you have a Boer, or if you will — a Boor«.

Die Leute sind ohne Frage schmutzig. Ich glaube gern, wenn man überall behauptet, dass ihnen der Gebrauch eines Nachthemdes fremd sei, dass sie tagaus, tagein in ihren Kleidern schlafen, teilweise vielleicht, bis sie abfallen, und dass sie wenig Seife brauchen. Ich will als Thatsache annehmen, wenn man erzählt, dass ihre Hautkrankheiten der Unsauberkeit entspringen, dass sie das Fleisch wilder Bestien geniessen, dass eine Boerenfamilie alle 4 oder 5 Jahre einmal in die nächste Stadt zieht, um einige Tage unsinnig zu leben, und dass man die Plätze, an denen solche Familien sich aufgehalten haben, nach ihrem Abzuge ausräuchert. Indess scheint es mir erklärlich, dass sie in ihrer Einsamkeit am Kap seit 250, in ihrer Einöde seit 60 Jahren allmählich in diese schlechten Gewohnheiten versinken konnten. Fast jede ihrer Farmen ist jetzt 6000 acres gross, davon ist selten der vierte Teil, aber niemals mehr als dieser bebaut, somit ist es gewissermassen erklärlich, wenn dieser Volksstamm allmählich in manchen seiner Sitten verroht. Immerhin hörte ich allgemein, dass die Boers doch wenigstens Betttücher kennen, während ich in Süd- und Mittelamerika manche Orte gesehen habe, in denen auch solche fremd waren, wie überhaupt die Unsauberkeit in jenen Ländern bei Familien von spanisch-indianischer Abkunft diejenige der Boers noch übertrifft.

In ihrer Brautwerbung sollen sie, wie ich allgemein hörte, nichts weniger als zartfühlend sein und sich nach unsern Begriffen recht lächerlich benehmen. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, welche Sitten in dieser Beziehung zur Zeit der Königin Elisabeth in England geherrscht haben müssen, darf man sich nicht wundern, wenn die Boers heute in ihrer Wüste keine besseren Gewohnheiten kennen. Das Leben dieser Leute, die übrigens mit den gegenwärtigen Holländern kaum noch die Sprache gemein haben und die letzteren nicht minder als den »verdoemde Engelschman« hassen, ist aber in jeder Weise sittlich tugendhaft.

Der schwarze Punkt im Leben der Boers ist ihre Anschauung, dass der Neger keine Seele habe, sondern wie das Vieh zur Arbeit für ihn, den

Boer, geschaffen sei oder ihm von dem Allmächtigen geschickt werde, damit er die ganze Rasse ausrotte. »Thou shalt utterly destroy them!« Ich glaube, mehr als die Hälfte aller Boers würde lieber sterben als diesen ihren Glauben aufgeben; daraus folgt, wie die Berichte aller, die das Leben der Boers kennen, bestätigen, dass die Behandlung der Schwarzen durch



Boers auf der Reise.

die Boers ähnlich ist wie diejenige, für die der Deutsche Schröder in Ostafrika mit 15 Jahren Zuchthaus bestraft worden ist.

Im Jahre 1894 ereignete es sich, dass der Volksraad in Pretoria durch die Regierung von Natal, des Kaplandes und der übrigen umliegenden britischen Besitzungen aufgefordert wurde, Hand in Hand mit ihnen gegen die Plage der Heuschrecken Schritte zu thun. Die Sache kam in der gesetzgebenden Versammlung zur Verhandlung, und es wurde mit fast allen Stimmen beschlossen, die Aufforderung abzulehnen, weil im 2. Buche

Mose im 10. Kapitel zu lesen sei, dass die Heuschrecken keine wilden Tiere seien, die man vernichten könne, sondern Strafen, die Gott schicke, um die Sünden der Menschheit zu rächen.

Die Regierungsgebäude und wahrscheinlich auch die Häuser der einzelnen Boers sind nicht gegen Feuersgefahr versichert, weil man es für sündhaft hält, sich gegen den Willen des Allmächtigen, ein Haus durch Feuer zu zerstören, aufzulehnen. Welche Schwierigkeiten es der britischen Regierung machen muss, mit einer solchen Völkerschaft in ihrer Mitte, das südliche Afrika in erster Linie Grossbritannien, daneben auch dem übrigen Europa zu erschliessen, liegt auf der Hand.

Die Boers haben nur ein zweifelhaftes Recht auf ihr jetziges Land, weil sie niemals den Versuch gemacht haben, seine ursprünglichen Eigentümer, die Bassutos, für das ihnen Genommene zu entschädigen, sie haben nie die Gelegenheit ergriffen, sie zu bilden, sondern sie auf die scheusslichste und grausamste Art ausgerottet oder zu Sklaven gemacht.

Nimmt man zu dem Vorigen die Thatsache, dass halb Pretoria englisch spricht und unter den 102700 Einwohnern von Johannesburg fast nur die Beamten Boers sind, dass die letzteren noch nicht eine Scholle Erde für die Goldgewinnung entfernt haben, dass sie ihren Acker bestellen wie man ihn zur Zeit des Königs Rehabeam bearbeitete, so erscheint das vorerwähnte Max O'Rellsche Urteil begründet.

Die Boers sind seit 250 Jahren Viehzüchter, denen Bergbau ebenso fremd ist wie den Negern; ihr Land war der Zahlungsunfähigkeit und somit dem Untergange sehr nahe, als das Gold am Rand entdeckt wurde. Seitdem ist der südafrikanische Freistaat unermesslich reich, aber Ausländer müssen das Gold zutage fördern, während die Boers selbst sich mit nichts weiterem als Viehzucht und Ackerbau beschäftigen können und wollen. Sie verdanken ihr Dasein der Arbeit der Fremden, ohne diesen auch nur im entferntesten Zugeständnisse zu machen; beispielsweise leben in Johannesburg nur 600 stimmberechtigte Männer. Der volkswirtschaftliche Vorteil, welcher aus der Freundschaft europäischer Völkerschaften mit den Boers hervorgehen kann, entzieht sich meiner Beurteilung, dagegen darf wohl mit einiger Bestimmtheit angenommen werden, dass diese Verbindung niemals kaufmännischen Nutzen im Gefolge haben kann. Der Boer braucht nur, was sein Land hervorbringt, und will vom Handel mit fremden Ländern nichts wissen. Die grossen Mengen europäischer Erzeugnisse, welche der südafrikanische Freistaat aufnimmt, werden ganz allein durch die Ausländer, vornehmlich Briten, dann Deutsche gebraucht und gehandelt.

Die Boers müssen nachgeben, sie müssen sich neueren Sitten unterwerfen oder sich eine Fremdherrschaft gefallen lassen, die im Laufe der Jahre ohne allen Zweifel niemand mehr Nutzen bringen würde als ihnen

selber. Sie verteidigen nicht ihre Freiheit, sondern ihr angebliches Recht, brutale Grausamkeit gegen die Neger ausüben zu können, nicht ihre Unabhängigkeit, sondern ihren Starrsinn, der sich bildendem Einflusse nicht fügen will. Aber schwerlich kommt der Südafrikanische Freistaat wieder unter britische Herrschaft; das Mutterland hat die Seinigen nach der Schlacht bei Amajuba Hill im Stich gelassen, und das vergisst man in Südafrika nie; man will, wie ich glaube, überall erfahren zu haben: Vereinigte Staaten von Südafrika mit Cecil Rhodes an der Spitze.

Zu den Tugenden der Boers zählt ihre Tapferkeit und eine unerreichte Sicherheit im Schiessen; sie haben bei Krügersdorp bewiesen, dass jeder einzelne nicht in die feindliche Menge schiesst, sondern einen bestimmten Punkt ins Auge fasst; die Männer verfehlen ihr Ziel nie, 12 Schüsse geben eher 13 als 11 Tote und Verwundete.

Noch wenige Worte über Dr. Jameson, Alfred Beit und Dr. Leyds. Der erstere soll nie Geld oder Geldeswert besessen haben, obgleich er sich leicht hätte Schätze erwerben können. Dieser Mann hat seinen ärztlichen Beruf in der uneigennützigsten Art in Kimberley an seinen Mitmenschen ausgeübt, und diese ganze Stadt würde, nach allgemeiner Aussage, sich einmütig erhoben haben, wenn an Dr. Jameson das Standrecht vollzogen worden wäre. Ich halte wohl für denkbar, dass der verschlagene Oom Paul ihn bei Krügersdorp in eine Falle lockte; immerhin werden die Dinge zu Anfang dieses Jahres nicht so einfach ausgesehen haben, wie europäische Zeitungsschreiber, die von Land und Leuten keine Ahnung haben, sie aus den Aermeln schüttelten.

Alfred Beit aus Hamburg ist neben Cecil Rhodes der eigentliche Schöpfer des mustergiltigen oben beschriebenen Gefüges der Arbeiterverhältnisse in Kimberley und Johannesburg; Deutschland und im besonderen seine Vaterstadt haben wenigstens aus diesem Grunde alle Veranlassung, auf ihn stolz zu sein.

Dr. Leyds spielt eine eigenartige Rolle: er ist im Lande der einzige wohlerzogene Mann unter Boers. Was und wohin will er mit seiner Staatskunst, die nach Sittlichkeit, allgemeiner Ansicht zufolge, nicht zu fragen scheint?

Und damit schliesse ich dieses Kapitel, das schwerlich dazu dienen wird, mir Freunde in der Heimat zu erwerben. Jeder denke wie er mag, ich will meine Ueberzeugungen und Ansichten niemand aufdrängen, habe vielmehr im Vorstehenden nur die Meinung aufgezeichnet, die ich nach einem Aufenthalt von 31 Tagen im Lande über Boers und Briten mir bilden musste.

XXI. KAPITEL.

Von Kapstadt nach Hamburg. Schlussbetrachtungen.

Am 29. Juli verliess ich bei strömendem Regen die Kapstadt an Bord der »Tartar«, sodass es mir nicht vergönnt war, zum drittenmal den unvergleichlichen Blick über die Stadt nach dem Tafelberg zu geniessen. Hiermit nahm ich Abschied von der letzten englischen Siedelung, die ich auf dieser Reise besuchte: überall habe ich Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit gefunden, sodass es mir nicht möglich ist, meinen Eindruck von dem Volke der Briten in Uebereinstimmung zu bringen mit den Berichten deutscher Zeitungen, nach denen jeder fünfte Engländer und Schotte selbstsüchtig, habgierig und von wenig vornehmer Sinnesart sein muss. Kein Volk mag so viele Eigenschaften haben, die abstossend wirken, wenn man ihre Ursachen nicht kennt, wie das britische, dennoch habe ich es, wenigstens als Ansiedler in fremden Erdteilen, ehrlich bewundern müssen.

Das Leben an Bord eines Dampfers mit südafrikanischen Colonials bietet allerlei Abwechslung. Am ersten Tage laufen alle Fahrgäste mit einer gewissen Scheu durcheinander, am zweiten lernt man sich kennen, am dritten bilden alle eine Familie. Der Sonntag wird nicht anders verbracht als auf andern englischen Schiffen. Morgens versammelt sich alles zum Gottesdienst, beim Frühstück ist die Hälfte der Herren angeheitert und abends »are nearly all the colonial gentlemen stone drunk«, während die Damen dieselben Lieder singen wie auf der Thermopylae. Am fünften Tage nach unserer Abreise zankten sich zwei Damen; infolge dieser Begebenheit bildeten sich zwei Parteien, am sechsten Tage hatten zwei Herren das Unglück »to be terribly drunk«, in welchem Zustande sie sich gegenseitig beschimpften. Wieder bildeten sich zwei Parteien. Am siebenten Tage wurde

gesammelt für »sports and entertainments«, am achten Tage fand ein Konzert statt, in dem die mittelmässige Musik die Zuhörer zu grossem Beifall hinriss. Nach dem Konzert forderten die Herren sich gegenseitig zu einem »drink« auf, in dessen Folge es Lärm gab, der indess nicht zu Thätlichkeiten ausartete; dennoch beklagten sich die Damen am nächsten Morgen. Es bildeten sich neue Parteien, und so ging es fort.

Beim Mittagessen erschienen einige Herren trotz tropischer Hitze im Frack, der einigermassen wunderbar von den hellen Flanellbeinkleidern



Madeira. Ochsenschlitten.

abstach, die Colonial-Damen in Ballkleidung mit Brillanten am Hals, an den Ohren, Armen, überhaupt überall, wo sich Edelsteine anbringen lassen; ebenso trugen fast alle Herren Brillantringe.

Das Spiel nahm eine Ausdehnung an, wie sie mir auf keiner anderen Reise begegnet ist. Von Kapstadt bis Madeira wechselten im öffentlichen Wetten um die Fahrgeschwindigkeit des Dampfers 800 Pfund Sterling die Besitzer, und dies bei 45 Fahrgästen, von denen sich kaum die Hälfte am Spiel beteiligte. Ungefähr eine gleiche Summe mag im Poker gewonnen und verloren worden sein. Das alles ist kennzeichnend für das Leben in Südafrika.

Unter den Mitreisenden befand sich ein Herr Pabst aus Wellington N. Z., der z. Z. meines Aufenthalts dort schon von der Stadt abgereist war. Er hatte am 4. Oktober 1894 auf dem Aequator unter dem 22. Grad westlicher Länge einen Brief folgenden Inhalts in einer Sodawasserflasche über Bord geworfen:

THE NEW ZEALAND SHIPPING COMPANY'S

Steamship RUAHINE.

Fahrt: London—New Zealand, 4. Oktober 1894.

Diese Flasche warf die Familie Pabst auf ihrer Reise von London nach New Zealand auf obigem Steamer am Aequator am 4. Oktober 1894 ins Meer.

Wer uns diese Flasche oder den Brief bringt oder schickt, erhält ein schönes Andenken.

Familie Anton Pabst.
Hastings, Hawkes Bay, New Zealand.

Folgende Antwort, zusammen mit dem Brief aus der Ruahine, erreichte Herrn Pabst über Liverpool am 4. Februar 1895 in N. Z.:

Found on the Beach at Adda Joah trading port o 50 miles from Accra, Capital of Gold Coast Colony, West Africa (English Government) near the Volta River entrance 2 miles westward latitude 5° 45′ and long 0° 42′ 18″ at 6 p. m. this evening on 24th November 1894 by

ROBERT D. TOTIMEH
Merchant.

Adress
Robert D. Totimeh Esq.
James J. Arkrong
Adda.
W. C. Africa.

Herr Pabst war sehr stolz auf beide Briefe, mit gutem Grund, denn von tausenden derartiger Schreiben gelangt wohl kaum eines an seinen Absender zurück.

In meinem Tagebuch fand ich während der Reise von Madeira nach Buenos Aires am 13. November 1893 die Lage unserer San Nicolas mit 19° 5′ N. und 20° 34′ westlich von Greenwich angegeben. Die Tartar befand sich am 9. August unter 19° 19′ nördlicher Breite und 20° 27′ westlicher Länge, also war ich ungefähr auf derselben Stelle wie rund 1000 Tage früher. Ich kann somit meiner Reisebeschreibung den Namen geben:

»Um die Welt in 1000 Tagen.«

Am 12. August langten wir in Madeira an.

Wenn ich bei Gelegenheit meiner Ausreise die Zeit von 8 Tagen aut Madeira hätte zubringen können, die ich auf der Heimfahrt wider Willen in Funchal bleiben musste, hätte die Insel gewiss grösseren Eindruck auf mich gemacht; immerhin bietet Madeira auch dem Verwöhnten manches Merkwürdige. Die Strassen der Stadt Funchal sind eng und mit

27*

ganz kleinen Steinen mühselig derart gepflastert, dass ihre Oberfläche eine glatte Ebene bildet.

An den Mauern der Häuser finden unzählige Eidechsen von schmutzigbrauner Farbe hinreichende Schlupfwinkel. Fuhrwerk auf Rädern giebt es auf der ganzen Insel nicht; man bedient sich statt dessen einer Art Schlitten, die über das Pflaster leicht hinweggleiten. Es ist diese Beförderungsart die einzig zweckmässige für die steilen Wege in dem gebirgigen Gelände der Insel. Diese Gefährte sind mit Ochsen bespannt; ein Mann und ein



Madeira. Reisen in der Hängematte.

Knabe begleiten jeden Schlitten. Der Knabe pflegt vor dem Ochsenpaare zu gehen und an 2 Seilen, die an den Hörnern eines jeden der Zugtiere befestigt sind, hin und wieder zu ziehen, um die Ochsen zum Folgen zu veranlassen. In der Regel aber entsprechen sie ihrer Aufgabe auf den Ruf des Knaben: »ça, ça, boi, ça, ça, ça.« Währenddessen geht der Mann an der Seite des Gespannes und trägt einen eingefetteten Lappen, um den Schlitten damit hin und wieder leichter gleiten zu machen, ausserdem hilft er seinem Gefährt um scharfe Ecken. Wer jemals auf Madeira gewesen ist, wird den unausgesetzten Ruf dieser Männer: »ça para, mim boi, ça, ça, ça« nicht vergessen. Wenn zwei solcher Schlitten einander in der Strasse



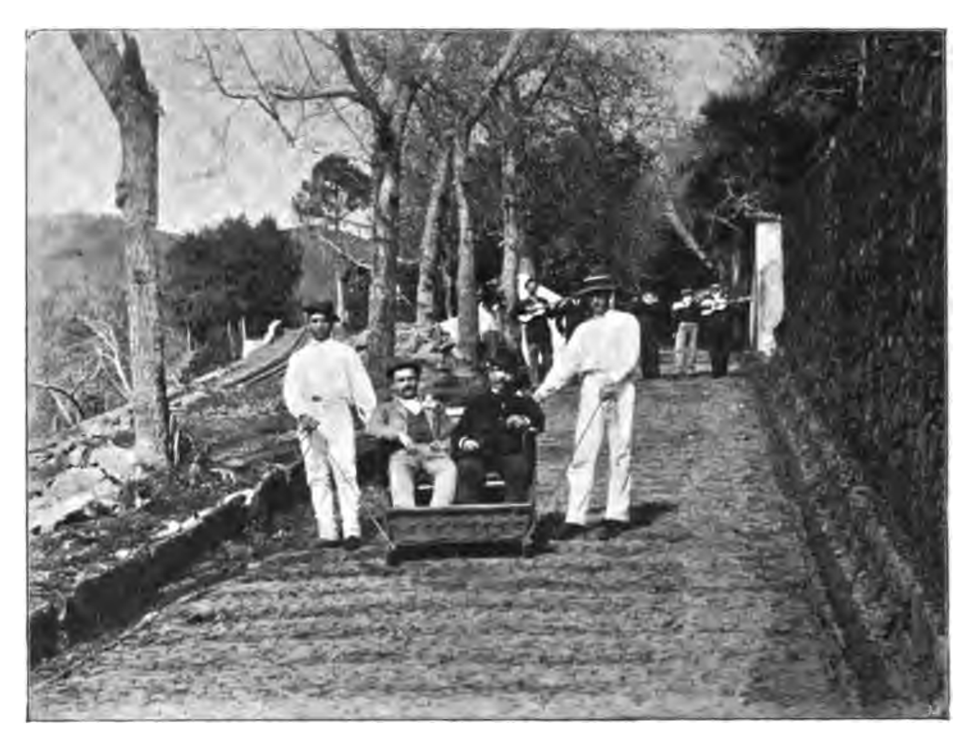
Madeira. Flussbett in Funchal.



Madeira. Strasse in Funchal.

begegnen, ist das Rufen der sie begleitenden Männer und Knaben nahezu betäubend.

Hängematten spielen ebenfalls eine merkwürdige Rolle im Verkehrswesen der Insel, und wenn man sich die Mühe genommen hat, einzelne bestimmte Berge zu erklettern, wird einem das Zuthalsteigen erspart durch ein Beförderungsmittel, ähnlich den Hörnerschlitten des Riesengebirges, auf dem man wie auf einer europäischen Rutschbahn hinuntergleitet. Auf



Madeira. Schlittenfahrt bei Funchal.

jeder Seite läuft ein Mann, beide sind mit grossem Geschick bemüht, an je einem Strick, der an den Seiten befestigt ist, das Gefährt vor zu schnellem Gleiten zu bewahren und in der anfänglich gegebenen Richtung zu erhalten.

Der Liebreiz der Insel besteht vor allem in der Farbenverschiedenheit der gebirgigen Landschaft und in der ausserordentlich reichen Pracht ihrer Blumen, sowie ihres ganzen Pflanzenwuchses; nur fehlt unser Rasen, von dem nirgends eine Spur zu finden ist.

Merkwürdig berührt das portugiesische Münzverhältnis. Es begründet sich auf den nicht vorhandenen Real; 5 Reis haben ungefähr den Wert unseres Zweipfennigstücks. 1000 Reis oder 1 Milreis sollen gleichbedeutend sein mit M. 4,50.

Auf dem Fischmarkt in Funchal fallen unter einer reichen Auswahl die Thunfische auf; sie gleichen mehr Warmblütern als Fischen; abgeschnittene Stücke der bis 100 kg wiegenden Tiere sehen rohem Ochsenfleisch ähnlich. Auf die Tafel gebracht, schmeckt das Fleisch wie zartes Beefsteak.

Nach Dunkelwerden hörte ich häufig in den Strassen die »machête«, eine kleine, ungefähr wie eine Violine geformte Guitarre, die Madeira eigentümlich ist und fast ausschliesslich zur Begleitung der »modenhas« oder Liebeslieder verwendet wird.

Am 15. August war der grösste Festtag des ganzen Jahres auf der Insel, die Himmelfahrt Mariä, die in der auf einem ungefähr 200 m hohen Berge gelegenen Kirche »Nossa Senhora do Monte« gefeiert wird. Es ist dies die Kirche, in welcher man den Schutzheiligen der Seeleute verehrt; am genannten Tage stiegen so ziemlich alle Mütter und Frauen derjenigen, die mit der Schiffahrt in Berührung kommen, den Berg hinauf, um sich auf den Knieen, eine brennende Kerze in der Hand, die 62 Stufen, die nach der Kirchenthür führen, hinaufzubewegen; auch den Weg durch das ganze Schiff der Kirche sah ich sie auf den Knieen zurücklegen, bis sie den Hochaltar erreicht und die Lichter dem Priester übergeben hatten.

Das beachtenswerteste Gebäude in Funchal schien mir »o Convento de Santa Clara« zu sein, ein Kloster, das im Jahre 1494 erbaut wurde und dessen innere Ausstattung aus Zedernholz, — das damals, also 70 Jahre nach der Entdeckung der Insel, auf ihr im Ueberfluss vorhanden war, — bis heute recht gut erhalten ist.

Am 18. August begab ich mich an Bord der »Gomez VIII.«, eines kleinen Frachtdampfers von 620 t, um voraussichtlich 60 Stunden später in Lissabon zu landen. Der Rauch stieg kerzengerade aus ihrem rotgestrichenen Schornstein empor, am tiefblauen Himmel zeigte sich kein Wölkchen, und mit der Hoffnung: »Ende gut, alles gut«, begann ich meine letzte Seereise, — die einundzwanzigste seit meinem Abschied von Hamburg.

Aber: »There is many a slip between the cup and the lip.«

Am Tage nach unserer Abfahrt aus Funchal hatten wir Sturm, und so grossartig sich ein solcher von Bord eines Personendampfers aus ansieht, so fürchterlich erscheint er auf einem kleinen Frachtdampfer ohne Ladung.

Am 19. wurde ein Pferd, das bei dem Rollen zu Schaden gekommen war, über Bord geworfen; am Abend des gleichen Tages wurden die beiden grossen Hunde des Schiffsführers weggespült. Am 20. teilte dieser mir mit, ich dürfe nicht mehr unter Deck gehen, weil jeden Augenblick eine Wendung zum schlimmsten eintreten könne. Ich hatte mich als einziger Mitreisender, mit einem Rettungsgürtel versehen, in das Kartenzimmer zu verfügen. Von hier aus sah ich, wie ein Matrose, der leichtsinnig genug war, ohne Halt einen Eimer über Deck zu tragen, auf Nimmerwiedersehen

hinuntergewaschen wurde; am 21. musste ich mich in dem mir angewiesenen Raum festbinden lassen, weil ich nicht mehr Kraft genug hatte, mich länger zu halten. Während dreimal 24 Stunden dem Untergange entgegensehen zu müssen, ist eine Empfindung, die sich nicht wohl beschreiben lässt. Indessen blieb ich bis ans Ende dieser furchtbaren Reise voller Bewunderung für den portugiesischen Schiffsführer, der während 48 Stunden die Brücke nicht verlassen hatte.



Lissabon. Der Fischmarkt.

Am Abend des 22. warfen wir vor Lissabon Anker. Ich hatte von Hamburg bis hierher, die Flussreisen eingerechnet, im ganzen fast 80 000 km, also mehr als die doppelte Länge des Aequators, auf dem Wasser zurückgelegt.

Als ich am folgenden Morgen auf Deck ging, lag Lissabon, herrlich von der Sonne beleuchtet, in seiner ganzen Schönheit vor uns.

Quem não tem visto Lisboa
Não tem visto cousa boa.*)

*) Wer Lissabon nicht gesehen hat, hat nichts Schönes gesehen.



Lissabon. Praça do Commercio.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Die Stadt mag zu den schönsten, am Wasser gelegenen Europas zählen, wer aber Kapstadt und vor allem Sydney gesehen hat, kann der portugiesischen Hauptstadt nicht den Reiz abgewinnen, den man nach diesem Sinnspruch zu erwarten berechtigt ist.

Keine Stadt hat auf mich einen so trüben Eindruck gemacht wie Lissabon. Die Lage ist prächtig, stattliche Gebäude mit üppigen Gärten und weiten Plätzen dazwischen breiten sich in fast endloser Reihe über



Lissabon. Rua Augusta.

dem hügeligen Tajoufer aus; aber dies alles steht über dem Grabe des alten Lissabon, das bekanntlich im vorigen Jahrhundert durch ein furchtbares Erdbeben verschlungen wurde. Die Granatbäume, die Orangen- und Olivenhaine blühen aus dem Verwesungsstaube von 30000 Menschen.

Auf der Praça do Commercio und auf dem Fischmarkt spielt sich das eigentliche Volksleben ab. Die Strassen gleichen denjenigen anderer neuerer europäischer Städte, dagegen finden sich in der westlichen Vorstadt Belem, die am 1. November 1755 vom Erdbeben verschont blieb,

Denkmäler hervorragender Baukunst aus alter Zeit, unter denen namentlich das Kloster zu erwähnen ist.

Bei Herrn Ernesto George, einem Geschäftsfreunde meines Vaters, fand ich Briefe, in denen ich aufgefordert wurde, im Fall meine Reisekasse noch nicht erschöpft sei, unter allen Umständen Sevilla, Córdoba, Málaga und Granáda aufzusuchen. Meine Kasse war allerdings nicht erschöpft, aber

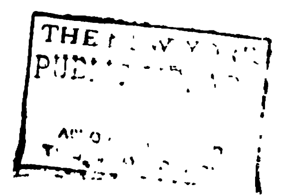


Madrid. Eine Cigarrera.

meine Aufnahmefähigkeit nach der unausgesetzten, mehr als einjährigen Reise war am Ende, zumal während der heissen Zeit, in der das Fahren auf der iberischen Halbinsel an und für sich nahezu unmöglich ist. Nach allem, was ich während der letzten 12 Monate gesehen hatte, sehnte ich mich endlich nach einem Zimmer ohne Kellnerbedienung und Mahlzeiten ohne Speisekarte. Somit beschloss ich, ohne weiteres über Madrid, Paris und Köln nach Hamburg zu fahren.



Lissabon. Teil des inneren Hofes vom Jeronymo Kloster in Belem.



Am 26. August kam ich im Grand Hôtel de la Paix an der Puerta del Sol, dem Mittelpunkt der Hauptstadt Spaniens, an.

Madrid ist durchaus eine Stadt nach neuestem Geschmack, in der nichts an die ältere Geschichte Spaniens erinnert. Seit der Gründung der jetzigen Hauptstadt unter Philipp II. und mit deren Aufblühen ist die Macht des einstigen Spaniens in gleichem Masse zurückgegangen.

Das Leben in den Strassen ist nicht viel anders als dasjenige in Paris. Eine besondere Erscheinung ist die »cigarrera«, das Mädchen, das in den Cigarettenfabriken beschäftigt ist; sie gehört der niedrigsten Volksklasse an, zeigt aber in ihrem ganzen Auftreten ein Selbstbewusstsein und



Madrid. Palacio Real.

einen Stolz, wie er unter ähnlichen Verhältnissen im übrigen Europa nicht vorkommt. In Madrid mögen 10000—12000 Cigarreras leben; sie alle schmücken sich mit dem »manton de manila«, einem grossen, reich mit Blumen bestickten Umschlagetuch. Alle Ersparnisse werden verwendet, um einen möglichst reichen Manton zu erstehen. Die Zahl der wahrhaft schönen Gesichter und Gestalten unter diesen Mädchen ist aussergewöhnlich gross.

Das herrliche Schloss findet, wenn auch nicht oft, doch seinesgleichen auch in andern europäischen Hauptstädten; in dem im 16. Jahrhundert viel besungenen Manzanares fand ich nicht viel mehr als ein $1^1/_2$ m breites Rinnsal, an dessen Rändern alte Weiber mit Wäschereinigen beschäftigt sind. Als das hervorragendste erschien mir in der Stadt das Museo del Prado mit seiner grossen Anzahl Meisterwerke ersten Ranges,



Madrid. Circo de Toros.



Madrid. Luis Mazantini mit seiner Cuadrilla.

wie sie wohl keine Sammlung der Welt aufzuweisen hat. Zusammengetragen sind diese Schätze zu Anfang des Jahrhunderts durch eine Deutsche, eine sächsische Prinzessin, die dritte Gemahlin Ferdinands VII. Bis dahin befanden sie sich zerstreut, teilweise unbeachtet in Schlössern, Klöstern und im Besitz einzelner Liebhaber.

Der Circo de Toros ist der grösste der Welt; wenngleich derjenige in Mexiko nach demselben Plan erbaut wurde, so ist der Circo von Madrid doch mindestens zweimal geräumiger und wesentlich reicher in seiner Ausführung. Den Namen des berühmtesten aller Torreros, Luis Mazantini, hört man in jeder Strasse nennen.



Madrid. La Puerta del Sol.

Die Kaffeehäuser sind zumal gegen Mitternacht ein beliebter Versammlungsplatz der Einwohner der Stadt, unterscheiden sich auch im übrigen wenig von denjenigen in Paris.

Am 28. August fuhr ich nach der Seinestadt ab. Die auf 650 m Seehöhe gelegene Umgebung Madrids ist nicht abwechslungsreicher als die Hochebene im Südafrikanischen Freistaat; sie gleicht einer Wüste, in der der Escurial, zwei Stunden nach der Abreise von Madrid, wie eine Oase erscheint.

Bald, nachdem die französische Grenze überschritten ist, führt die Eisenbahn durch die mit Recht verrufenen »Landes«, ungesunde, wenig bewohnte Ebenen. Hin und wieder gewahrt man grobwollige Schafe und daneben einen Schäfer, der, die flache Baskenmütze auf dem Kopf, nach

Landessitte auf Stelzen hinter seiner Herde herwandert und nebenbei vielleicht einen wollenen Strumpf strickt.

Weiter nach Bordeaux führt die Bahn durch endlose Föhrenwälder. Unmittelbar hinter der Stadt beginnen die Weingärten.

Nach einem zweitägigen Aufenthalt in Paris langte ich am 1. September, nach einer Abwesenheit von rund 34 Monaten, in meiner Heimatsstadt Hamburg an.

* * *

Als ich Anfang März 1895 an Bord der Mapocho an der chilenischen Küste den Entschluss fasste, die Erlebnisse auf meinen Reisen zu veröffentlichen, hatte ich vornehmlich im Auge, kaufmännischen Altersgenossen in der Heimat ein ungefähres Bild von dem zu entwerfen, was sie erwarten können, wenn sie überseeische Plätze aufsuchen. Die Absicht, in erster Linie meine Berufserlebnisse aufzuzeichnen, habe ich nicht durchführen können; die Umstände erforderten, dass ich mehr über Reisen in fremden Ländern, als über meine kaufmännische Thätigkeit in ihnen zu berichten hatte. In der Hoffnung, dass diese Beschreibung meiner Reisebeobachtungen in mehreren, zur Zeit für den deutschen Kaufmannsstand wichtigen Ländern einige Teilnahme finden wird, will ich zum Schluss noch versuchen, einige allgemeine Erfahrungen kurz wiederzugeben.

Dass es einfacher und leichter ist, seinen Lebensunterhalt zu erwerben in überseeischen, wenig bevölkerten Ländern mit unermesslicher Ertragfähigkeit, als in europäischen mit entgegengesetzten Verhältnissen, wird einleuchten, und allein aus diesem Grunde ist jedem jungen deutschen Kaufmanne zu empfehlen, einen oder den andern Vorteile bietenden Platz jenseits des Weltmeeres aufzusuchen. Selbstverständlich schliesse ich dabei diejenigen Städte und Gegenden aus, in denen die Witterung der Gesundheit ungünstig ist. In Europa ist vorläufig noch Platz genug, um das Wagnis, Leben und Gesundheit für Gelderwerb auf das Spiel zu setzen, unnötig zu machen.

Jedem, der hinausgeht, möchte ich anraten, Fühlung mit Verwandten und Freunden in der Heimat zu behalten, denn nicht allen sagen überseeische Verhältnisse zu; nur ein kleiner Teil findet die erwarteten Vorteile und fühlt vielleicht bald grosse Sehnsucht nach der alten Welt. Sind die Enttäuschten mittellos, so fallen sie, wie ich schon früher erwähnte, leicht von Stufe zu Stufe. Wenn deutsche Vereine auch alles Mögliche aufbieten, um unglücklichen Landsleuten zu helfen, so kann ihre Thätigkeit doch bei weitem nicht ausreichen, den Missvergnügten die Rückkehr in die

Heimat zu ermöglichen, geschweige denn, ihnen auch nur das bescheidenste Dasein in der Fremde zu sichern.

Alle, die ins Ausland gehen, seien sich in erster Linie bewusst, dass sie arbeiten wollen und können, dass sie unter Umständen Entbehrungen zu ertragen vermögen, und dass sie auch ohne Rücksicht auf Familie und Angehörige imstande sind, mancherlei Versuchungen, wie sie in allen überseeischen Orten viel reichlicher als in der Heimat auftauchen, zu widerstehen. Wer mit der Absicht hinausgeht, schnell und ohne viel Arbeit Vermögen zu erwerben, wird sich sehr bald in seinen Erwartungen gründlich getäuscht sehen.

Dem drüben Ankommenden sei geraten, von vornherein wenigstens zu versuchen, sich so viel wie möglich den an Ort und Stelle herrschenden Verhältnissen anzupassen. Man handelt weder zum eigenen, noch zum Vorteile der Heimat, wenn man nur mit Landsleuten verkehrt, unter Missachtung der Landessprache, der Sitten und Gewohnheiten eines Volkes, bei dem man seine Zukunft zu gründen gedenkt.

Wer die Eigenart unseres Volks in ihrer vornehmen Bedeutung ganz zu erfassen verstanden hat, sie zu jeder Zeit und richtig zur Geltung bringt, wer in überseeischen Ländern bei jeder möglichen Gelegenheit die Wohlfahrt der Heimath im Auge behält, wird sich ganz von selbst die Liebe und Achtung der Einwohner des betreffenden Landes sichern sowie zum eigenen Nutzen arbeiten; ich möchte zur Begründung dieser Behauptung noch einmal auf meine Schilderung der Thätigkeit meines Aeltervetters Teodoro Kunhardt in Guadalajara hingewiesen haben.

Ich habe zu meinem Bedauern vielfach unter Deutschen, zumal in einer grösseren amerikanischen Stadt, deren Bevölkerung durchaus Anspruch auf einen höheren Bildungsgrad erheben kann, im Ton des Verkehrs eine unter keinen Umständen zu billigende Flachheit, sowie wenig Verständnis für alles das gefunden, was über billige Witze und Trinkgelage hinausgeht. Zwar habe ich keinen Grund, zu bezweifeln, dass diese Deutschen, ebenso wie diejenigen an andern Plätzen, brauchbare Arbeitskräfte waren, leider hörte ich sie aber von der dortigen Bevölkerung durchschnittlich in abfälligster Weise sprechen. Wer nicht dem Lande, in dem er kürzere oder längere Zeit zu leben gedenkt, einige Neigung abgewinnen kann, reise weiter.

Jeder meiner Landsleute sollte in der Fremde bestrebt sein, das Deutschtum zu fördern; doch geschieht dies nicht in unausgesetztem Verkehr mit denjenigen, die unsere Sprache reden, sondern im Gegenteil dadurch, dass wir die Bekanntschaft der Einheimischen suchen, ohne unsere eigenen Grundsätze und unsere deutsche Gesinnung preiszugeben. Die Gefahr, bei solcher Auffassung des Lebens unter fremden Völkern in diesen schliesslich aufzugehen, d. h. sich ihre Gewohnheiten und Lebensregeln ganz anzueignen, sollte dagegen kein Deutscher ausser acht lassen.

Ich will endlich eine Unsitte erwähnen, die ich in deutschen Vereinen gefunden habe. Beispielsweise sah ich über der Thür in einem Hauptsaale die Inschrift: »Einigkeit macht stark«. Im Zimmer selbst dagegen standen 12 Biertische, an denen ebensoviele Partien Skat gespielt wurden. Im Laufe der Unterhaltung konnte mir nicht entgehen, dass die Teilnehmer des einen Tisches diejenigen des andern kaum kannten und auf der Strasse nicht grüssten, dass der 2000 Doll. Verdienende auf denjenigen mit einem Einkommen von 1000 Doll. herabsah. Derartigen und noch manchen andern Uebelständen, unter denen Uneinigkeit der vornehmlichste ist, sollte jeder ernsthaft denkende Deutsche im Auslande nach Kräften abzuhelfen bestrebt sein.

Meine »Wanderjahre« allein werden jungen deutschen Kaufleuten nicht viel Nutzen bieten können; wenn aber eine ganze Anzahl meiner Berufsgenossen im Auslande für die Folge die Mühe nicht scheut, ihre Erlebnisse in einer oder der anderen Weise zu veröffentlichen, lässt sich durch ein derartiges gemeinsames Vorgehen gewiss Nützliches für die angehenden Handelsbeflissenen in der Heimat erzielen.

Mögen die »Wanderjahre« dazu eine Anregung geben.



Anhang.*)

Auszüge aus dem Buddhistischen Katechismus von Subhadra Bhikschu.

卍

9. Ist der Buddha ein Gott, welcher sich den Menschen geoffenbart hat?

Nein.

10. Oder war er ein Gottgesandter, der zur Erde herabgestiegen ist, um den Menschen das Heil zu bringen?

Nein.

11. So war er also ein Mensch?

Ja, er war ein Mensch. Aber ein Mensch, wie er in vielen Jahrtausenden nur einmal geboren wird, einer jener erhabenen Weltüberwinder uud Welterleuchter, die geistig und moralisch die irrende und leidende Menschheit so hoch überragen, dass sie der kindlichen Anschauung des Volkes als »Götter« oder »Gottgesandte« erscheinen.

60. Hatte der Buddha während seiner Lehrthätigkeit keine Verfolgungen und Anfeindungen von Seiten der herrschenden brahmanischen Religion zu erdulden?

Nein; denn wie dem Buddhismus, so ist auch dem echten Brahmanismus alle Unduldsamkeit gegen Andersgläubige, aller religiöse Fanatismus fremd. Aber einer seiner eigenen Jünger erhob sich gegen ihn.

67. Enthalten die drei Büchersammlungen göttliche Offenbarungen?

Nein; es giebt keine göttlichen Offenbarungen. Dass die Wahrheit dem Begünstigten oder Begnadigten durch einen Gott oder Engel eingegeben oder geoffenbart wird, ist eine Annahme, die der Buddhismus ganz und gar verwirft. Nie haben die Menschen andere Offenbarungen empfangen, als aus dem Munde jener erhabenen

*) Vgl. III. Kapitel, S. 46.

Lehrer des Menschengeschlechtes, die sich aus eigener Kraft zur höchsten geistigen und moralischen Vollendung emporgerungen haben, und die man daher welterleuchtende Buddhas nennt.

87. Ist die Welt aus dem Nichts entstanden?

Nein. Aus dem Nichts kann nie etwas werden oder entstehen.

88. Hat sie ein Gott-Schöpfer durch seinen Willen ins Dasein gerufen?

Es giebt keinen Gott-Schöpfer, von dessen Gnade oder dessen Willen der Bestand der Welt abhinge. Alles entsteht und entwickelt sich durch und aus sich selbst, kraft seines eigenen Willens und gemäss seiner inneren Natur und Beschaffenheit (seinem Karma). Einen persönlichen Gott-Schöpfer hat nur die Unwissenheit der Menschen erfunden. Die Buddhisten aber verwerfen durchaus den Glauben an einen persönlichen Gott und halten die Lehre von einer Schöpfung aus Nichts für einen Irrwahn.

89. Hat der Buddha Nichts über den ersten Anfang und über das Ende des Weltalls gelehrt?

Nein.

90. Warum nicht?

Weil dieses Wissen die Kräfte des menschlichen Verstandes übersteigt (transcendent ist), und, selbst wenn es erlangt und in Worten gelehrt werden könnte, die Menschen in ihrer geistigen und moralischen Entwickelung doch nicht fördern würde, weil es nicht zur Aufhebung des Leidens, nicht zum Heil, zur Erlösung, zum Nirwána führt. Phantasie, Verstand und abstrakte Vernunft werden sich stets vergeblich abmühen, einen Beginn der Zeit, eine Grenze des Raumes, eine Entstehung des Seins, der Welt und der Individualität vorzustellen oder zu denken.

98. Welches sind die Vorschriften der Rechtschaffenheit und des Wohlwollens, die das Sigalowáda-Suttam giebt?

Die Eltern sollen ihre Kinder zum Guten erziehen, sie vom Bösen zurückhalten, sie etwas Ordentliches lernen lassen, ihnen mit Rat und That beistehen, ihnen ihr Erbe nicht vorenthalten.

Die Kinder sollen den Eltern gehorsam sein, getreulich alle kindlichen Pflichten erfüllen, der Eltern Habe nicht verschwenden, sie unterstützen, wenn sie alt und gebrechlich sind, sich in allen Stücken würdig machen, ihre Erben zu sein, und nach der Eltern Tode ihr Andenken in Ehren halten.

Der Schüler soll den Lehrer achten, ihm folgen, ihm seine Ehrerbietung durch Wort und That bezeugen, seinen Lehren mit Aufmerksamkeit zuhören.

Der Lehrer soll den Schüler zum Guten und Wahren anleiten, ihn nach bestem Können in den Wissenschaften unterrichten, über ihn wachen.

Der Gatte soll sein Weib mit Liebe und Achtung behandeln, ihr treu sein, sie allen andern gegenüber hochhalten und es ihr auch an standesgemässer Kleidung und Schmuck nicht fehlen lassen.

Die Frau soll ihren Hausstand in guter Ordnung halten, Freunde und Verwandte gastfreundlich empfangen, ihrem Manne die Treue bewahren, sein Gut zusammenhalten und mit Fleiss und Eifer allen Pflichten als Hausfrau nachkommen.

Der **Freund** soll den Freund und Genossen so behandeln, wie er selbst von ihm behandelt zu werden wünscht, ihm stets freundlich und zuvorkommend begegnen, seine Interessen wahrnehmen, die Habe mit ihm teilen, ihn von unklugen Schritten zurückhalten, ihm, wenn er in Not oder Gefahr ist, eine Zuflucht bieten, und im Unglück treu zu ihm stehen.

Der **Herr** soll für die Wohlfahrt seiner Diener oder Gehilfen sorgen, indem er ihnen keine Arbeit zumutet, welche ihre Kräfte übersteigt; er soll ihnen angemessene Nahrung und Lohn geben, sie auch in Krankheitsfällen unterhalten, von ungewöhnlichem Gewinn ihnen einen Teil zukommen lassen, ihnen genügende Feiertage gewähren.

Die **Diener und Gehilfen** sollen jederzeit freudig und eifrig ihre Arbeit thun, zufrieden mit dem sein, was sie dafür erhalten und nie übles über ihren Herrn reden.

Der **rechte Anhänger** des Buddhismus soll den Bhikschu seine freundliche Gesinnung in Gedanken, Worten und Thaten beweisen, sie stets in seinem Hause willkommen heissen, und sie mit dem versehen, was sie zur Erhaltung ihres Körpers bedürfen.

Die **Bhikschu und Samanen** sollen die Anhänger vom Unrechtthun zurückzuhalten suchen, sie zum Guten ermahnen, wahres Wohlwollen gegen sie hegen, sie in der Lehre unterrichten, ihre Zweifel zerstreuen und ihnen den Weg zu einer glücklichen Wiedergeburt weisen.

105. **Kann uns nicht der Buddha durch sein eigenes Verdienst von den Folgen unserer Schuld erlösen?**

Nein. Kein Mensch kann durch einen andern erlöst werden. Kein Gott und kein Heiliger, so lehren die heiligen Bücher, vermag einen Menschen vor den Folgen seiner bösen Thaten zu schützen. Ein jeder muss sich selbst erlösen. Der Buddha hat uns nur den Weg gezeigt, wie jeder sein eigener Erlöser werden kann.

106. **Warum ist keine stellvertretende Erlösung möglich?**

Weil **Gerechtigkeit** das Grundprinzip alles Geschehens ist, weil keine Willkür eines Gottes, sondern strenge Gesetzmässigkeit im Weltganzen herrscht. Dass der Schuldlose die Sünden des Schuldigen auf sich nehmen, und der Uebelthäter aus Gnade von den Folgen seines Thuns befreit werden könne, ist eine thörichte Annahme, die auf einer gänzlichen Verkennung der sittlichen Weltordnung beruht. Schuld und Leiden, Verdienst und Lohn halten einander stets die Wage.

110. **Was müssen wir also thun, um uns wahres Verdienst zu erwerben?**

Die Selbstsucht überwinden, das Böse meiden, das Gute vollbringen.

111. **Warum muss die Selbstsucht überwunden werden?**

Weil die Selbstsucht (der Egoismus) die Hauptursache aller unserer Irrtümer, Thorheiten und bösen Thaten, und das Haupthindernis zur Vollbringung der guten ist.

112. **Was ist eine gute Handlung?**

Eine jede, welche in der lauteren Absicht geschieht, das Wohl anderer lebender Wesen zu befördern und ihre Leiden zu lindern.

113. **Was ist eine böse Handlung?**

Eine jede, welche in der Absicht begangen wird, andere lebende Wesen zu verletzen, zu schädigen oder denselben Leid zuzufügen.

Sodann jede selbstsüchtige Handlung, welche nur das eigene Wohl im Auge hat, unbekümmert, ob dadurch andern Leiden verursacht wird.

117. Muss der verstockte Uebelthäter ewig für seine bösen Thaten büssen?

Nein. Keine zeitliche Schuld, so schwer sie auch sei, kann ewige Strafe zur Folge haben. Das wäre eine ungerechte, ja grausame Weltordnung, die solches zuliesse. Die sittliche Weltordnung aber, die uns der Buddha verkündet hat, beruht auf der ewigen Gerechtigkeit, und daher findet jede böse That auch nur die ihr entsprechende zeitliche Vergeltung in dieser oder den folgenden Geburten.

120. Wird die Missethat der Eltern an den Kindern heimgesucht?

Nein. Dies würde der ewigen Gerechtigkeit widersprechen. Für fremde Schuld braucht Niemand zu leiden. Die abergläubische Annahme, dass ein Gott die Sünden der Väter an den schuldlosen Kindern räche, beruht auf gänzlicher Verkennung der sittlichen Weltordnung.

141. Lehrte der Buddha, dass nur Anhänger seiner Religion zur Erlösung gelangen können?

Nein. Der Buddha verkündigte die Herrschaft der sittlichen Weltordnung, der ewigen Gerechtigkeit. Nicht die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Religion entscheidet über das Schicksal des Menschen, sondern allein sein innerer Wert, seine Gesinnung, seine That, der Grad seiner Erkenntnis, kurz, sein moralischer Charakter. Dieser ist keineswegs von dem Religionsbekenntnis abhängig, obwohl er bei festem Glauben durch dasselbe günstig oder ungünstig beeinflusst wird.

Auch die Bekenner anderer Religionen können daher zur Erlösung gelangen, nur ist es für sie viel schwieriger, und die Gefahr, das Ziel zu verfehlen, sehr gross.

Es ist, wie wenn jemand einem falschen Wegweiser folgt. Nach langem Umherirren kreuz und quer, durch Sümpfe, Wüsten, Wälder, über Berge und Flüsse, wird er vielleicht endlich doch ans Ziel gelangen. Wer dagegen dem richtigen Wegweiser folgt, der braucht nur geradeaus zu gehen und nicht vom Pfade abzuweichen, um schnell und sicher das Ziel zu erreichen. Der richtige Wegweiser aber ist allein der Buddha.

142. Fördert uns der Glaube an den Buddha auf dem Wege zum Heil?

Der Glaube, weil nicht auf eigenem Urteil und eigener Prüfung beruhend, hat wenig Wert. Durch blossen Glauben erreicht man nichts; frei macht uns allein die selbsterrungene und erkämpfte Ueberzeugung. Nicht Gläubige, sondern Erkennende, Wissende sollen wir werden. Dazu giebt uns das Leben und die Lehre des Buddha das Beispiel und die Anleitung.

143. Wie verhält sich der Buddhismus den Bekennern anderer Religionen gegenüber?

Er gebietet uns, alle Menschen, welcher Rasse, Nationalität oder welchen Glaubens sie auch sein mögen, als unsere Brüder anzusehen, die Ueberzeugung jedes Andersgläubigen zu achten und selbst alle Wortstreitigkeiten über religiöse Dinge zu vermeiden. Die buddhistische Lehre ist vom Geiste reinster Duldung durchweht; niemals und nirgendwo ist für ihre Ausbreitung Blut geflossen, nie hat sie, wo sie zur Herrschaft gelangte, Andersgläubige verfolgt oder unterdrückt. Wer die Wahrheit

nicht erkennt oder nicht hören will, schadet nur sich selbst und erregt daher das Mitleid des Buddhisten, nicht seinen Hass.

Anm.: Als vor etwa vierzig Jahren die französische (katholische) Mission bei dem Könige von Siam um die Erlaubnis bat, sich im Lande niederlassen zu dürfen, gewährte sie dieser mit der grössten Bereitwilligkeit und überliess den Missionaren sogar ein Grundstück, indem er ihnen den besten Erfolg wünschte. Dieser Erfolg blieb aus, dagegen suchten die Missionare auf andere Weise ihren christlichen Glaubenseifer zu bethätigen, indem sie die Bilder in einem nahegelegenen Buddhistentempel besudelten. Als die Bewohner des Dorfes, denen der Tempel zugehörte, darüber beim Könige Klage führten, riet ihnen dieser, als die Klügeren nachzugeben, die Bildnisse des Buddha anderswo hinzustellen, da diese ja doch nur Erinnerungszeichen seien, und allem Streit aus dem Wege zu gehen, denn in der Religion handele es sich um wichtigere Dinge, als um solche elende Zänkereien mit Barbaren.

Als der englische Protestantenmissionar Edkins in neuester Zeit in China ein berühmtes Buddhistenkloster besuchte, nahm ihn der Abt freundlich auf und erbot sich sogar, ihm unentgeltlich ein Stück von den Klosterländereien zum Bau einer christlichen Kirche zu überlassen.

Aehnliche Beispiele freiester Toleranz liessen sich aus alter und neuer Zeit hunderte anführen. Christliche Prediger nennen ein solch edles und vorurteilsfreies Verhalten »tadelnswerte Lauheit« in Religionsangelegenheiten, Buddhisten dagegen sind überzeugt, dass so zu handeln dem Wohlwollen entspricht, welches gegen jedes lebende Wesen in Worten und Werken zu bethätigen, der erhabene Stifter ihrer Religion ihnen zur Pflicht gemacht hat.

146. Wird die Verehrung von Bildern, Bildsäulen oder Reliquien des Buddha und seiner Jünger von der Lehre gefordert?

Nein Der Buddha lehrte, dass dergleichen Bräuche zur Erreichung der Erlösung nichts beitrügen, wohl aber leicht zu Aberglauben und Irrtum führten.

147. Warum legen die Buddhisten denn aber Blumen vor den Bildsäulen des Buddha nieder und zünden Weihrauch davor an?

Die weltlichen Anhänger thun dies, um durch ein sichtbares äusseres Zeichen ihrer Verehrung und Dankbarkeit gegen den Welterleuchter Ausdruck zu geben. Ein solcher Brauch ist nicht zu verwerfen; wer jedoch meint, sich dadurch ein besonderes Verdienst zu erwerben oder gar der Erlösung näher zu kommen, befindet sich im Irrtume.

Anm.: Von Herzen wohlwollend, gerecht und gütig sein ist die höchste Religiosität. Wer dieses weiss, dem erscheinen alle äusseren Gebräuche und Dogmen nur als Krücken für die Gebrechlichen, die nicht auf eigenen Füssen gehen können. Leider bedürfen die meisten Menschen solcher geistigen und moralischen Krücken. Der geistig Freie aber wirft sie weg, sobald er die Kraft in sich fühlt, ohne äussere Hilfsmittel seinen Weg verfolgen zu können.

148. Giebt es Wunder?

Nein. Ein Wunder im strengen Sinne des Wortes wäre eine willkürliche Durchbrechung der Naturgesetze durch irgend ein übermenschliches Wesen. Dergleichen kann nicht vorkommen. Der Buddhismus lehrt die ausnahmslose Gesetzmässigkeit alles Geschehens. Dieser Gesetzmässigkeit sind selbst die höchsten Götter unterworfen.

157. Ist in den heiligen Büchern nur reine Wahrheit enthalten?

Alles was die heiligen Schriften über die Religion, über das Leiden des Lebens, über die sittliche Weltordnung und den Weg zur Erlösung lehren, ist die reine Wahrheit. Daneben aber enthalten sie auch manches Irrtümliche.

158. Hat denn der Buddha auch Irrtümliches gelehrt?

Nein; ein Buddha lehrt nichts Irrtümliches, Unwahres oder Falsches. Aber im Laufe der verflossenen Jahrtausende sind in die Pitakas einige Bücher und Stellen, welche nicht hineingehören, aufgenommen worden, und in diesen befinden sich manche Irrtümer.

160. Da alles Entstandene vergänglich ist: wird auch des Buddha Lehre vergehen?

Des Buddha Lehre wird nie vergehen, so lange die Welt besteht, denn ihr Geist ist die ewige Wahrheit selbst, eingegangen in die irdische Form von Wort und Begriff und lebendig geworden in der Person des Welterleuchters.

Ihre äussere Form und Einkleidung aber ist wandelbar; in jedem der nach Jahrtausenden zählenden Menschenzeitalter wird ein neuer Buddha geboren, welcher die Lehre vom Leiden und von der Erlösung in der seiner Zeit angemessenen Einkleidung verkündet.

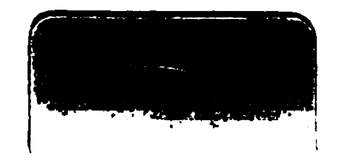
Anm.: Der Buddhismus will keine Naturwissenschaft lehren, er hat es nicht mit der äusseren Erscheinung der Dinge, sondern mit ihrem inneren Wesen zu thun, und steht daher zur Wissenschaft weder in einem feindlichen, noch in einem abhängigen Verhältnisse.

Der gebildete Buddhist steht der Naturwissenschaft völlig vorurteilsfrei gegenüber, prüft deren Ergebnisse und nimmt, unbeeinflusst durch religiöse Bedenken, diejenigen ihrer Lehren an, die ihm am richtigsten erscheinen. Europäische Gelehrte haben daher auch in buddhistischen Landen stets freundliche Aufnahme und williges Gehör gefunden.

Der Buddhist weiss, dass die Wissenschaft, wie alles Irdische, ein Wandelbares ist, stetig fortschreitet und heutzutage vieles Nützliche und Grosse lehren kann, was man zu des Buddha Zeiten nicht wusste; dass aber andererseits, so weit auch immer wissenschaftliche Forschung fortschreiten mag, nichts entdeckt werden kann, was den Worten des Buddha widerspräche. Nach buddhistischen Ansichten ist die Wissenschaft die irdische Schwester der ewigen Wahrheit. Die Wissenschaft klärt unsern Verstand auf und macht ihn empfänglich für höhere Erkenntnis; die ewige Wahrheit aber, die der Buddha verkündet hat, führt zur Erleuchtung und Erlösung.



NOV 12 1954



FLEX BINDING

